

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

190



Helga Königsdorf: Atemlos flieh ich

Sex/Gender

Kornelia Hauser, Mary McIntosh, Ursula Püschel,
Ruth Seifert, Judith Stacey, Barrie Thorne

Haben die Schriftsteller zur Einheit geschwiegen?
Popularkultur und kapitalistische Herrschaft

33. Jahrgang Heft 6 November/Dezember 1991

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1989/90 schrieben unter anderen

Günther Anders, Etienne Balibar, Volker Braun, Michael Brie, Cynthia Cockburn, Irene Dölling, André Gunder Frank, Heiner Goebbels, Stuart Hall, Sandra Harding, Heiko Haumann, Klaus Heinrich, Eckard Holler, Pierre Juquin, Wilhelm Kempf, Heiner Keupp, Klaus Peter Kisker, Helga Königsdorf, Annette Kuhn, Georges Labica, Eberhard Lämmert, Norman Levine, Alain Lipietz, Kaspar Maase, Oskar Negt, Wolfgang Nitsch, Hans-Heinrich Nolte, Claudia Pinl, Sybille Raasch, Ruth Rehmann, Peter Ruben, Karen Ruoff, Christina Schenk, Klaus Segbers, Su Shaozhi, Christian Sigrist, Dorothee Sölle, Eckhard Stratmann, Karl Hermann Tjaden, Bernd Jürgen Warneken, Inge Wettig-Danielmeier, Paul Willis

Redaktion

Wolfgang Bialas, Sibylle Haberditzl, Alexander Honold, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Werner von Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf, Gerhard Zimmer

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Ariane Brensell, Soja Fiedler, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Barbara Ketelhut, Christina Klenner, Eva Kreisky, Susanne Lettow, Jutta Meyer-Siebert, Ingeborg Musold, Eva Stäbler, Ellen Woll

Korrespondierende Redaktionsmitglieder

Georg Auernheimer, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Michael Krätke, Dieter Kramer, Hans-Jürgen Pandel, Ulrich Schmitz, Erich Wulff

Redaktionsanschrift: Onkel-Tom-Straße 64a, 1000 Berlin 37, Tel.: (030) 813 50 24

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Umschlag: Johannes Nawrath *Foto:* © Slg. Robert Lebeck

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13,
Tel. (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax: (040) 44 51 89

Auslieferung

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1, Tel.: (040) 23 09 92
Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Tel.: (030) 692 79 34

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1991 in 6 Hefen (alle 2 Monate), Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXVI) Seiten. — Einzeltief 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit MS-DOS PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/4- oder 3 1/2-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 141 300, BLZ 100 101 11. Satz: Fata Morgana, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. — November/Dezember 1991. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5.

Beilagenhinweis: Dieses Heft enthält in Teilaufgabe Prospekte des KT-Verlags, Bielefeld, und des Argument-Verlags, Berlin/Hamburg

Editorial	825
Helga Königsdorf: Atemlos flieh ich	828

Sex/Gender

Judith Stacey und Barrie Thorne Feministische Paradigmenwechsel in den Wissenschaften	829
Mary McIntosh Der Begriff »Gender«	845
Ruth Seifert Feministische Theorie und Militärsoziologie	861
Ursula Püschel »... jetzt ist jeder befugt.« Über Irmtraud Morgners »Amanda«	875
Kornelia Hauser Notiz zur »Leibrede« bei Irmtraud Morgner	891

* * *

Helmut Peitsch Wider den Topos vom »Schweigen«. Westdeutsche Schriftsteller zur »Einheit«	893
David Tetzlaff Teile und herrsche - Popularkultur und kapitalistische Herrschaft	903

Kongreßberichte	919
-----------------------	-----

Besprechungen Weibliche Moral; Benjamin, Avantgarde und Aufklärung; Geschichte der Germanistik; Kultur und Konsum; Subjekt der Pädagogik; Sozialgeschichte; Israel, Palästina, Islam; Politische Ökonomie	923
VerfasserInnen, Jahresinhalt 1991, Zeitschriftenschau, Summaries	979

Besprechungen

Philosophie

<i>Nagl-Docekal, Herta, und Herlinde Pauer-Studer: Denken der Geschlechterdifferenz (U. Menzer)</i>	923
<i>Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.): Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechts-spezifische Ethik (F. Fischer, E.-M. Schwickert)</i>	924
<i>Bockel, Rolf von: Philosophin einer »neuen Ethik«: Helene Stücker (E.-M. Schwickert)</i> ...	927
<i>Walter Benjamin 1892-1940. Katalog zur Ausstellung des Th. W. Adorno Archiv (Th. Weber)</i>	928
<i>Brodersen, Momme: Spinne im eigenen Netz. Walter Benjamin — Leben und Werk (Th. Weber)</i>	929

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Choluj, Bozena: Deutsche Schriftsteller im Banne der Novemberrevolution 1918 (G. Bauer)</i>	931
<i>Hotho-Jackson, Sabine: Zwischen Tradition und Moderne. Geschichte bei Virginia Woolf (J. Eggers)</i>	933
<i>Kempf, Thomas: Aufklärung als Disziplinierung (R. G. Bogner)</i>	934
<i>Ebrecht, Angelika, u.a. (Hrsg.): Brieftheorie des 18. Jahrhunderts (H. Peitsch)</i>	935
<i>Fohrmann, Jürgen, und Wilhelm Voßkamp (Hrsg.): Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft (A. Honold)</i>	937
<i>Zima, Peter V.: Literarische Ästhetik. Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft (Th. Themann)</i>	939

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Sennet, Richard: Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds (F. Semmelroth)</i>	941
<i>Köck, Christoph: Sehnsucht Abenteuer. Auf den Spuren der Erlebnisgesellschaft (D. Kramer)</i>	942
<i>Scitovski, Tibor: Psychologie des Wohlstands. Die Bedürfnisse des Menschen und der Bedarf des Verbrauchers (D. Kramer)</i>	943
<i>Imhof, Arthur E.: Ars moriendi. Die Kunst des Sterbens einst und heute (D. Kramer)</i>	944

Erziehungswissenschaft

<i>Ahlhelm, Klaus: Mut zur Erkenntnis. Über das Subjekt politischer Erwachsenenbildung (Th. Kuchinke)</i>	945
<i>Meyer-Drawe, Käte: Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich (S. Staatsmann)</i>	947
<i>Rohde, Bernhard: Sozialpädagogische Hochschulausbildung. Eine vergleichende Untersuchung von Studiengängen an Fachhochschulen und wissenschaftlichen Hochschulen (R. Sorg)</i>	948

Geschichte

<i>Wunder, Heide, und Christina Wanja (Hrsg.): Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit (S. Lettow)</i>	950
<i>Riedel, Wolfgang: »Die unsichtbare Hand«. Ökonomie, Sitlichkeit und Kultur der englischen Mittelklasse (W. Kindermann)</i>	951
<i>Vönde, Detlef: Revier der großen Dörfer. Industrialisierung und Stadtentwicklung im Ruhrgebiet (G.-U. Wätzlawczik)</i>	953
<i>Ehmer, Josef: Sozialgeschichte des Alters (K.-P. Schwitzer)</i>	954
<i>Vorländer, Herwart (Hrsg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte (W. Kindermann)</i>	955

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Einspruch. Leipziger Hefte (Chr. Löser)</i>	956
<i>Heenen-Wolff, Susan: Erez Palästina. Juden und Palästinenser im Konflikt um ein Land (M. Morgenstern)</i>	957
<i>Langer, Felicia: Die Zeit der Steine. Eine israelische Jüdin über den palästinensischen Widerstand (M. Morgenstern)</i>	958

Editorial

Die Diskussion um das Begriffspaar »sex« (biologisches Geschlecht) und »gender« (grammatikalisches Geschlecht) ist mehr als zwanzig Jahre alt. Dem Psychologen Robert Stoller wird die kulturkritische Wendung dieses Begriffspaares zugeschrieben; er bezog »sex« nach wie vor auf die biologischen Voraussetzungen und faßte »gender« als »kulturelle Konstruktion« (Stoller 1968). Für seine eigenen transsexuellen Studien kam er zu dem Resultat, daß »gender« auf die Persönlichkeitsentwicklung einen größeren Einfluß nehme als das biologische Geschlecht. Die vielfältigen sich daran anschließenden Debatten lassen sich unter dem Titel *Politik des Sexuellen* zusammenfassen. Gegenwärtig wird diese Politik verschärft von Parteien, Verbänden und Institutionen betrieben: die Diskussion um den § 218, das Herausdrängen der DDR-Frauen aus der ökonomischen Unabhängigkeit, die sinkende Frauen-Quote in der Politiker-Kaste, der Fremdenhaß, der sich u.a. die »deutsche Frau« zum Schutzobjekt erkor, die Spaltung in sogenannte Karrierefrauen und Mütter, Emanzen und weibliche Frauen, und nicht zuletzt ergreift die Katholische Kirche das Wort. Sie will die »unbefleckte Empfängnis« und die »Jungfernhaut«-schützende Geburt eines Knaben wörtlich verstanden wissen und nicht »symbolisch« (vgl. den Konflikt mit Eugen Drewermann). Die Knute der Biologie als ideologisches Einsatzmittel zwischen den Geschlechtern wird für das 21. Jahrhundert vorbereitet. Es schien uns daher nützlich, die alte Diskussion um den Zusammenhang von weiblicher Biologie und weiblicher Individualitätsform zu vergegenwärtigen, ihre Früchte zusammen mit eigenen Anwendungen vorzustellen, die sich hier auf eine patriarchalische Institution wie das Militär und seine Theoretisierung beziehen und auf literarische Produkte.

Kate Millet legte 1969 ihre Untersuchung *Sexus und Herrschaft* vor, in der sie die »gesellschaftlichen Beziehungen der Geschlechter« und die Zementierung der männlichen Herrschaft durch Sexualpolitik analysierte. Sie untersuchte Texte von Henry Miller, Norman Mailer, Jean Genet u.a. auf die imaginäre — die Wirklichkeit aber wiedergebende und modellierende — Produktion von weiblicher sexueller Unterwerfung als männliche Lust. Zwei Dekaden später ist es möglich, *Frauenliteratur* auf ihre Geschlechts-Konstruktionen hin zu befragen. Wir tun dies mit zwei Beiträgen zu Irma Traud Morgner. — Shulamith Firestone veröffentlichte 1970 das Buch *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*; sie rechnete radikal mit allen Mythen über die menschliche/männliche/weibliche Natur ab und sah in der sozialen Konstruktion des Geschlechts die abzuschaffende Einsperrung von Frauen. Sie gehört zu den ersten Feministinnen, die die Dialektik von zunehmender (sexueller) Liberalisierung und Beherrschung von Frauen begriff.

In den Arbeiten des wissenschaftlichen Feminismus fand vor allem in den 70er Jahren eine leidenschaftliche Auseinandersetzung darüber statt, ob es sich bei den Begriffen »sex/gender« eher um phänomologisch beschreibende (Ann Oakley) oder analytisch abstrakte Kategorien (Rubin, Hartmann, Fox-Genovese) handele. Zwischen »sex« und »gender« überhaupt unterscheiden zu können, hat den wissenschaftlichen wie politischen Vorteil, die Dialektik von Individuum und Gesellschaft, von selbst hergestellter und sozial reproduzierter Herrschaft begreifen zu können. Die Allgegenwärtigkeit von geschlechtlicher Über/Unterordnung führte zu der Überlegung, daß die Gesellschaft durch ein sex/gender-System strukturiert sei. Im Übergang zu den 80er Jahren übersetzte Chodorow das Konzept für psychoanalytische Forschungen. Sie schlug vor, »gender« als Prozeß zu begreifen, der nicht als Festsetzung von Unterschieden untersucht werden kann, sondern in den geschlechtsspezifischen arbeitsteiligen Beziehungen (ihr zentraler Begriff ist *mothering*), in denen sie konstituiert werden.

Bob Connell und Sandra Harding reformulierten die theoretischen Vorschläge in andere Richtung; sie machten die *Arbeit*, ein Geschlechtswesen zu *werden*, sichtbar in dem Begriff »vergeschlechtlichtes Wesen« (*gendered beings*).

Von feministischer Seite gibt es mittlerweile auch Kritik an der analytischen Trennung von biologischem und kulturell/sozial konstruiertem Geschlecht. Das Auseinander von Biologie/Natur und Sozialität/Gesellschaft sei selbst eine soziale Konstruktion, die bestimmte Formen patriarchalischer Herrschaft entnenne und zu falschen Vereinseitigungen führe. Angesichts der gentechnologischen Eingriffe in die »Wahrheit der Natur« ist der Vorschlag nützlich, auch den Begriff von Biologie zu dynamisieren. Shulamith Fireston schrieb schon 1970: »Ganz gleich, wie viele Stämme sich in Ozeanien finden lassen, in denen ein Zusammenhang zwischen dem Vater und der Fruchtbarkeit unbekannt ist, egal wie viele Matriarchate, wie viele Fälle von Rollenverkehrung, männlichen Hausfrauen, sogar unverkennbaren Wehenschmerzen angeführt werden können, diese Tatsachen beweisen nur das eine: die erstaunliche *Flexibilität* der menschlichen Natur. Denn die Natur des Menschen läßt sich an *etwas* anpassen, sie wird bestimmt durch die Bedingungen ihrer Umwelt.« Daß die Herrschaftsverhältnisse ihre Muster auf dem individuellen Körper hinterlassen, daß Menschen ihre Verhältnisse *verkörpern* und so auch reproduzieren, daß der Körper gerade für Frauen ein wichtiges Einsatzmittel im Vergesellschaftungsprozeß ist, sind konkret gewonnene Ergebnisse auch feministischer Forschung. Daß auch das Begehren gesellschaftlich geformt ist, hat spätestens die Pornographie-Debatte gezeigt, als sie die herrschaftsförmigen Reizreaktionen offenlegte, nach denen sich männliches Begehren strukturiert.

Nach dem Verhältnis von Fremd- und Selbstbestimmung zu fragen, könnte ein Standpunkt für empirische Forschungen mit dem Begriffspaar »sex/gender« sein. Es ist zwar möglich, sich zu seinem biologischen Geschlecht in Grenzen selbstbestimmt zu verhalten, doch ist die Fremdbestimmung von Biologie/Natur (Tod, Gebären, Verfall etc.) niemals ganz aufzulösen. Auf der Gender-Seite eröffnet sich die herrschaftsfreie, selbstbestimmte Perspektive, die ohne biologische Voraussetzungen nicht zu »haben« ist. Soziale/gesellschaftliche Errungenschaften können sowohl für die biologischen wie die sozial-kulturellen Dimensionen abgebildet werden, ohne daß auf normativ gesetzte »Entitäten« zurückgegriffen werden muß.

Empirisch untersucht und verändert werden können die sozialen, kulturellen, ideologischen Formierungen. Ihre Auswirkungen auf die biologische Konstituierung werden erst dann sichtbar, wenn der Zugang zu den gesellschaftlichen Ressourcen für alle Menschen gleich ist. »Das Bedürfnis nach Macht, das zur Entstehung von Klassen führt, entsteht aus der psycho-sexuellen Entwicklung jedes Individuums auf der Grundlage dieser elementaren Unausgewogenheit — und nicht, wie Freud, Norman O. Brown und andere annahmen, aus irgendeinem unvermeidbaren Konflikt zwischen Leben und Tod, Eros und Thanatos.« (Firestone)

In der aktuellen Debatte um den § 218 ist bisher deutlich geworden, daß weder Fragen des biologischen noch des kulturellen Geschlechts Eingang in die Köpfe der männlichen Parlamentarier fanden. Nach ihren Verhütungsweisen befragt, antworteten Mitglieder der CDU-Fraktion mit roten Ohren erst gar nicht, die FDP-Mitglieder beriefen sich auf ihre Frauen und darauf, daß sie »vor Jahren«

nichts von der Möglichkeit einer Sterilisation des Mannes gewußt hätten; von den anderen Seiten (SPD und PDS) hörte man von »der« Pille und seltener vom Kondom. Daß Frauen aus der ehemaligen DDR, wie Bergmann-Pohl, nach so kurzer Zeit die eigenen Erfahrungen wegwarfen zugunsten einer nachahmenden religiösen Anbetung des Lebens schlechterdings, wundert angesichts des verdummten Klimas dann kaum noch. Die Bedingungen, unter denen Kinder gezeugt und zur Welt gebracht werden, sind hinter den Werten des Lebens und »Tötens« verschwunden. Frauen und ihre Körper kommen ebenfalls nicht vor. Wo also weder Gesellschaft noch Subjekte im Zentrum der Diskussion stehen, bleibt nur patriarchale Moral.

Ab 1992 beginnen wir eine neue Rubrik der Frauenredaktion: Alltäglicher Sexismus. Auf jeweils einer Seite sollen sich Alltagsgeschichten aus dem Patriarchat, kurze Analysen zu sexistischen Medienbeiträgen, Kommentare zur geschlechtlichen politischen Wirklichkeit, Persiflagen, beißender Spott und heftige Kritik abwechseln. Aufgerufen ist jede, die sich gestört fühlt und gegen diese Wirklichkeit ihre Stimme erheben will.

Die Härte der Umstrukturierungsprozesse in der ehemaligen DDR trifft auch das Arbeitsvermögen von Frauen: Irene Dölling und Eva Schäfer haben aus diesem Grund die Redaktion verlassen. Hinzugekommen sind: Ariane Brensell (Studentin der Psychologie), Susanne Lettow (Studentin der Philosophie) und Ingeborg Musold (Sekretärin, Studentin der Politikwissenschaft).

kh

»Neues Deutschland« — ein Dreigroschenroman

Die Bundesregierung hat das »Neue Deutschland«, als zum Vermögen der PDS gehörend, zunächst unter Zwangsverwaltung durch die »Treuhand« gestellt, um es wenig später wieder ins Freie zu setzen, freilich ohne Gebäude und Grundstück, erst recht ohne die Sanierungsmittel der »deutschen Verlags- und Druckereikontor GmbH« (im Besitz der PDS). Den Schein von Pressefreiheit wählend, hat der Staat sie ad absurdum geführt. Entweder mußte er die Zeitung einschließlich ihres Vermögens bei der »Treuhand« halten oder sie mitsamt Vermögen entlassen. Sie mittellos freizugeben, ist eine Intrige aus dem (zu schreibenden) *Dreigroschenroman der deutschen Einheit*. Um dem zu widerstehen, bittet der Freundesverein des »ND« um Spenden (Konto: 83 119, Ökobank, Frankfurt/M, BLZ 500 901 00).

Wenn wir diesen Aufruf weitergeben, so gewiß nicht, weil wir dem alten »ND« nachweinen, war doch dieser Staatsanzeiger zum Ersticken. Es war eine Zumutung, den Namen weiterzuführen. Andererseits hat »Neues Deutschland« einen fragenden neuen Sinn erhalten und wird jetzt guter Journalismus gemacht. Sein Verschwinden träfe die politische Kultur hart. Schon weil das »ND« eine fast therapeutisch zu nennende Funktion hat, indem es die traumatische Geschichte der DDR bearbeitet. Der Versuch, das »ND« abzuwürgen, reiht sich ein in eine Politik des Kahlschlags. Sie trifft Millionen in ihrem Leben und desartikuliert die Dissidenten von gestern. Diese sind störend geworden. Alles Böse soll am Hofe der jetzt Mächtigen über die Verlierer gesagt werden.

WFH

Helga Königsdorf

Atemlos flieh ich
Fremd mir selbst
Vor einer
Befremdlichen Welt
Zwischen Traum
Und Himmelerde
Verwische ich
Spur um Spur
Schwebe
Vom Sonnengewitter
Ins Dunkelgeäst
Und verliere
Doch nur
Mich
Schatten
Mein Gefährte
Halte mich fest
Auf dem Dach
Gegenüber tanzt
Die Zigeunerin
In den Farben
Des Aquamarin
Wenn der Schleier
Fällt
Wölbt sich
Mein Leib
Über die Welt

Judith Stacey und Barrie Thorne

Feministische Paradigmenwechsel in den Wissenschaften?*

Die Revolution in der Soziologie fand nicht statt

Vor zehn Jahren teilten feministische Soziologinnen mit ihren Kolleginnen in anderen Wissenschaften die optimistische Vision, daß der Feminismus in allen Disziplinen zu einer Revolutionierung der Erkenntnisweisen führen würde.

»Die Frauenbewegung trägt weit mehr zur Soziologie bei, als ein nur vorübergehendes Interesse es tun könnte. Die Entwicklung einer feministischen Perspektive in der Soziologie leistet einen wichtigen Beitrag zur Wissenssoziologie. Und durch diesen Beitrag sind wir gezwungen, die Strukturen und den Aufbau soziologischer Theorie in allen traditionellen Bereichen von Theorie und empirischer Forschung neu zu überdenken.« (Daniels 1975, 349)

Inzwischen gibt es unzählige soziologische Untersuchungen zum sozialen Geschlecht (gender), von denen in soziologischen Zeitschriften und auf soziologischen Tagungen wahrscheinlich vergleichsweise mehr in den mainstream aufgenommen wurden als in den meisten anderen Disziplinen. Feministinnen können mit Stolz darauf verweisen, wie wichtig und zum Teil bahnbrechend diese Beiträge für unser Verständnis von Gesellschaft gewesen sind. Feministische Ansätze haben zur Korrektur androzentrischer Vorurteile in traditionellen Forschungsmethoden und damit zu verbesserten Erkenntnissen geführt, z.B. bei Untersuchungen über Organisationen (Kanter 1977), Berufe (Kahn-Hut et al. 1982), Kriminologie (Leonard 1982), Devianz (Piven/Cloward 1979), Gesundheit (Scully 1980) und soziale Schichtung (Acker 1980). Feministische Soziologinnen haben zur Neubelebung vieler Themenkomplexe beigetragen, wie zum Beispiel Mutterschaft (Chodorow 1978), Hausarbeit (Berk 1980), Vergewaltigung (Russell 1982), Empfängnisverhütung (Luker 1975), Ehe (Bernard 1982), Scheidung (Weitzman 1981), Witwenschaft (Lopata 1973) und Lebenszyklus (Giele 1982) — Themen, die vorher abgewertet oder verzerrt dargestellt wurden. Durch die Hinwendung zu Erfahrungen von Frauen sind neue Forschungsgebiete eröffnet worden, wie sexuelle Belästigung (McKinnon 1979), Gewalt in der Ehe (Breines/Gordon 1983), Zwangsheterosexualität (March 1982), lesbische Gemeinschaften (Krieger 1982), die 'Feminisierung' der Armut (Pearce 1979) und die Soziologie der Geburt (Rothman 1982). Feministische Ansätze haben auch zu neuen Erkenntnissen über das Verhältnis von Familie und beruflichen Institutionen geführt (Voydenoff 1983) und deutlich

* Zuerst erschienen unter dem Titel »The Missing Feminist Revolution in Sociology« in *Social Problems* 32 (4), 1985; redaktionell gekürzt. — Beide Autorinnen haben gleichermaßen zu diesem Text beigetragen, den wir 1984 auf der Jahresversammlung der American Sociological Association in San Antonio, Texas, vorstellten. Viele Anregungen erhielten wir durch Diskussionen im Rahmen einer Vortragsreihe auf dem Bay Area Faculty Women's Research Forum, an den Universitäten von Kalifornien, Berkeley und Santa Cruz, an der Stanford University und am Carleton College. Unser besonderer Dank gilt den folgenden Personen, deren schriftliche Kritik an früheren Entwürfen eine wertvolle Hilfe für uns war: Margaret Anderson, Jane Atkinson, Howard Becker, Nancy Chodorow, Arlene Daniels, Cathy Davidson, Jane Flax, Nona Glazer, Gary Hamilton, Barbara Leslett, Lyn Lofland, Sherry Ortner, Karen Paige, Beverley Purrington, Shula Reinharz, Dorothy Smith, Malcolm Spector, Avril Thorne, Gaye Tuchman und Candace West.

gemacht, daß Männer und Frauen unterschiedliche Erfahrungswelten haben, wenn es um Übergewicht (Millman 1980), Gespräche (West/Zimmerman 1983), Intimität (Rubin 1983) und Gefühle wie Wut oder Liebe (Hochschild 1973) geht.

All das sind beeindruckende Errungenschaften. Und doch sind wir der Meinung, daß der Einfluß feministischer Ansätze in der Soziologie beziehungsweise das zur Zeit bestehende Verhältnis von Feminismus und Soziologie insgesamt weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist. Peggy McIntosh (1983) hat mehrere Stufen feministischer Erkenntnistransformation ausgemacht. In der Anfangsphase werden Lücken geschlossen, also sexistische Vorurteile korrigiert und neue Themen eingeführt, die sich aus weiblichen Erfahrungen ergeben. Mit der Zeit jedoch entdecken Feministinnen, daß viele Leerstellen aus gutem Grund bestehen — die bestehenden Paradigmen ignorieren oder löschen systematisch die Bedeutung von weiblichen Erfahrungen und von Geschlechterbeziehungen. Diese Entdeckung, so McIntosh, führte Feministinnen schließlich dazu, die zentralen Begriffsrahmen ihrer jeweiligen Arbeitsfelder neu zu überdenken.

Feministinnen haben weitreichende und ungemein wertvolle Arbeit geleistet, indem sie Lücken soziologischer Erkenntnis aufgedeckt und geschlossen haben. Ihre Arbeit hat systematische Mängel der herkömmlichen soziologischen Theorien und Methoden vorgeführt. Weniger erfolgreich waren feministische Soziologinnen jedoch — vor allem im Vergleich mit unseren Kolleginnen in der Anthropologie, in den Geschichts- und Literaturwissenschaften —, was die nächste Stufe angeht; es ist ihnen nicht gelungen, die grundlegenden Paradigmen ihrer Disziplin umzubauen.¹ Es gibt andere Bereiche, vor allem Psychologie, Politik- und Wirtschaftswissenschaften, die feministischen Transformationen ebenfalls widerstanden haben.

Der Prozeß eines Paradigmenwechsels — womit wir Veränderungen der richtungweisenden Ausgangshypothesen und grundlegenden Begriffsrahmen meinen, die die Grundlage einer Wissenschaft bilden², umfaßt zwei Ebenen: 1) die Umwandlung bestehender Begriffsrahmen; und 2) eine breite Akzeptanz dieser Transformationen in der jeweiligen Disziplin. Wie wir später darlegen werden, ist die feministische Anthropologie von allen Wissenschaften am erfolgreichsten gewesen, was diese beiden Dimensionen betrifft. Feministische Historikerinnen und Literaturwissenschaftlerinnen haben auf begrifflicher Ebene entscheidende Veränderungen erreicht, doch im Gegensatz zur feministischen Anthropologie haben sie den mainstream ihrer jeweiligen Disziplin kaum beeinflussen können.

Die feministische Soziologie scheint dagegen sowohl vereinnahmt als auch ghettoisiert worden zu sein, während die Disziplin als ganze und ihre Hauptparadigmen relativ unverändert blieben. Soziologische Lehre und akademische Praxis spiegeln diese ambivalente Beziehung zum Feminismus wider. Es gibt zahllose Seminare zum Thema Geschlechtsrollen, soziales Geschlecht und Frauen, aber kaum Seminare zur soziologischen Theorie oder Methodik, in denen feministische Ansätze auch nur erörtert würden, geschweige denn Seminare, die feministische Fragen zum Anlaß nehmen würden, den soziologischen Kanon zu überdenken. Wenn wir Seminare über die Soziologie des sozialen Geschlechts oder feministische Theorie anbieten, steht uns kaum soziologische Literatur zur Verfügung, während unsere feministischen Kolleginnen in Geschichte oder Anthropologie

sich auf Forschungsarbeiten aus ihrer eigenen Disziplin stützen können. Entsprechend unterrepräsentiert sind soziologische Beiträge in feministischen Theoriezeitschriften wie *Feminist Studies and Signs*. (...)

Frauen im Mittelpunkt der Erkenntnis — ein interdisziplinärer Vergleich

Feministische Wissenschaft beginnt damit, daß sie Frauen in den Mittelpunkt stellt, als Subjekte der Forschung und als aktiv Handelnde bei der Erkenntnisgewinnung. Diese Herangehensweise macht Erfahrungen von Frauen sichtbar, enthüllt sexistische Vorurteile und stillschweigende männliche Voraussetzungen traditioneller Wissenschaft und ermöglicht vergeschlechtlichte Erkenntnisse; sie hat sich in der Anthropologie wie auch in den Geschichts- und Literaturwissenschaften als außerordentlich erfolgreich erwiesen.

Geschichte

»Die Wiedereinsetzung der Stimme der Frauen in die Geschichtsschreibung und die Aufdeckung der einzigartigen Erfahrungen von Frauen in der Vergangenheit bedeuten die Revolution der gesamten Geschichtsforschung durch die Geschichte der Frauen.« (Nancy Shrom Dye 1979, 28)

Frauen in den Mittelpunkt historischer Forschung zu rücken, hat (bei denjenigen, die sich dieser Arbeit bewußt sind) dazu geführt, daß die Grundlagen der gesamten Disziplin sich zu verändern begannen. Die Sozialgeschichte, die sich mit dem Leben der kleinen Leute, der Arbeiter und Bauern beschäftigt, ebnete den Weg für die Herausforderung der traditionellen Geschichtswissenschaft durch die Geschichte der Frauen. Wie Joan Kelly-Gadol (1989) darlegt, hat das Ausgehen von den Erfahrungen der Frauen dazu beigetragen, die zentrale Hypothese, daß Geschichte in erster Linie von Politik, Öffentlichkeit und berühmten Persönlichkeiten handeln muß, in Frage zu stellen. Diese Entwicklung habe wiederum dazu geführt, daß die Epochenunterteilung selbst neu diskutiert wurde. Was als historischer Wendepunkt gelte, könne für Männer und Frauen durchaus unterschiedlich sein. So habe sich beispielsweise die Stellung der Frau während der Renaissance nicht verbessert.

Von Frauen auszugehen macht es erforderlich, sich auf den Alltag und das »Private« zu konzentrieren. Das hat den Einfluß der Sozialgeschichte in der Geschichtsforschung vergrößert. Tatsächlich weist Dye darauf hin, daß die traditionelle Hervorhebung von Politik und Öffentlichkeit wohl eher eine Folge als eine Ursache der bis vor kurzem noch durchgängigen Männer-Zentriertheit der Geschichtswissenschaften war. Die extreme Geschlechtertrennung ihrer Klasse und Zeit erlaubte es jenen Männern, die im 19. Jahrhundert die westliche Geschichtswissenschaft als eigenständige Disziplin begründeten, von weiblicher Kultur und Erfahrung überhaupt keine Notiz zu nehmen. Feministische Historikerinnen haben angefangen, das grundlegende Verständnis von Klassen und Politik neu zu denken, indem sie die als gegeben vorausgesetzte Trennung von Privat und Öffentlich in Frage gestellt haben. So hat z.B. Mary Ryan (1981) im Rahmen einer Studie über die Familie und das Gemeinschaftsleben im Staat New York des 19. Jahrhunderts das Verhältnis zwischen sich wandelnden Geschlechterverhältnissen und Familienstrukturen und der Herausbildung der amerikanischen Mittelschicht

untersucht. Ihre Analyse macht deutlich, daß das soziale Geschlecht von zentraler Bedeutung für die Herausbildung von Klassen und die Form »des Politischen« ist.

Literaturwissenschaften

Wie in den Geschichtswissenschaften sind Frauen auch aus den traditionellen Literaturwissenschaften fast vollständig ausgeschlossen worden. Auch hier wurde stillschweigend ein männliches, weißes und klassenprivilegiertes Universum als das Universum präsentiert, das einer Untersuchung würdig war — in diesem Fall in Form eines traditionellen Literaturkanons, der bestimmten Autoren, Texten und Genres eine zentrale Bedeutung beimaß und der — wenn überhaupt — nur sehr wenige Autorinnen aufnahm. Feministinnen haben die Werke von Schriftstellerinnen wie Kate Chopin oder Zora Neale Hurston sowie Tagebücher und Briefe als Quellen wiederentdeckt und neu ausgewertet. Dieser Wiederentdeckungsprozeß hat die Frage aufgeworfen, warum Werke von Frauen (ebenso wie von Schwarzen oder Angehörigen der Arbeiterklasse) nicht in die Literaturkanons aufgenommen wurden.

Literaturkanons sind historisch wandelbare, gesellschaftliche Konstrukte, auch wenn sie als absolut postuliert werden; die feministische Literaturkritik hat die Entwicklung und Weitergabe erforscht. So hat zum Beispiel Paul Lauter (1983) die historische Entwicklung des amerikanischen Literaturkanons zurückverfolgt: der Ausschluß von Schwarzen, weißen Frauen und allen Schriftstellern der Arbeiterklasse festigte sich in den 20er Jahren, als die Professionalisierung des Literaturunterrichts (unter der Leitung einer kleinen elitären Gruppe männlicher Weißer) einsetzte und die Tradition der formalistischen Literaturkritik und konventionellen Epochenunterteilung begründet wurde, was eine weitere Einengung des Kanons bedeutete. So führte zum Beispiel die Hervorhebung des »Puritanismus« als einer Gründungsepoche zur starken Überbetonung der männer-dominierten Theokratietradition Neu Englands.

Feministinnen haben Literaturkanons und die darin festgeschriebenen Verhältnisse von Ungleichheit in Frage gestellt und neue Interpretationsansätze entwickelt, die die Bedeutung des sozialen Geschlechts für die Literaturproduktion hervorheben. Sandra Gilbert und Susan Gubar (1979) haben in *The Madwoman in the Attic* untersucht, welche Auswirkungen patriarchale Literaturtraditionen auf Schriftstellerinnen des 19. Jahrhundert hatten; sie kommen zu dem Schluß, daß die etwa von Emily Dickinson, George Eliot und den Brontës geäußerte »Angst vor der Autorenschaft« auf die Verleugnung der Literaturproduktion von Frauen zurückzuführen sei. Feministinnen haben auch begonnen, ästhetische Maßstäbe, nach denen die Erfahrungen und die Literatur von Frauen als minderwertiger klassifiziert wurden, neu zu formulieren. Wie ihre Kolleginnen in den Geschichtswissenschaften haben sie mit der grundlegenden Neugestaltung ihrer Wissenschaft begonnen.

Das überwältigende Ausmaß männlicher Definitionen in den traditionellen Geschichts- und Literaturwissenschaften hat mit dazu beigetragen, feministische Transformationen zu provozieren. Das Ausgehen von den Erfahrungen der Frauen hatte drastische Folgen für die Analyse, weil die traditionellen Forschungsgebiete so extrem männlich zentriert waren und so offenkundig war, daß es Frauen in der

Geschichte, Autorinnen und Leserinnen gab, die es zu entdecken und zu würdigen galt. In diesen beiden Wissenschaftszweigen hat es bemerkenswerte Fortschritte auf der ersten Ebene eines erfolgreichen Paradigmenwechsels gegeben — die Transformation theoretischer Grundlagen. Andererseits muß aber auch betont werden, daß die Anstrengungen feministischer Historikerinnen und Literaturwissenschaftlerinnen, den mainstream in ihren Disziplinen zu beeinflussen, auf ein beträchtliches Maß an Gleichgültigkeit und Feindseligkeit gestoßen sind.

Anthropologie

Die feministische Anthropologie hat auf beiden Ebenen des Paradigmenwechsels beeindruckende Erfolge errungen. Unserer Ansicht nach sind die wesentlichen Grundlagen in dieser Disziplin radikaler verändert worden als in allen anderen Wissenschaften. Die Durchbrüche in der Begriffsbildung haben bei vielen prominenten WissenschaftlerInnen dieses Bereichs Anerkennung gefunden. Dies hat offenbar einen besonderen Grund. Im Gegensatz zu den Geschichts- und Literaturwissenschaften sind die Wege der Anthropologie von Anfang an immer auch bemerkenswert frauengeprägt gewesen. So gab Carol McCormack (1981) ihrem Beitrag für *Men's Studies Modified* den Titel »Die Anthropologie — Eine Wissenschaft mit einem Vermächtnis«.

Es ist ein doppeltes Vermächtnis. Von Anfang an gab es mehr Frauen in den oberen Rängen der Anthropologie als in den anderen Sozialwissenschaften. Hinzu kam, daß AnthropologInnen durch den bevorzugten Gegenstand ihrer Wissenschaft — kleine, schriftunkundige Gesellschaften, wo Verwandtschaftsverhältnisse für alle Bereiche des sozialen Lebens bestimmend sind — immer dazu angeregt wurden, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die strukturellen und symbolischen Dimensionen der Geschlechterverhältnisse zu untersuchen, selbst wenn sie sich mit Recht, Religion, Politik oder Ökonomie befaßten. Anna Tsing und Sylvia Yanagisako (1983, 511) formulieren das folgendermaßen: »Die zentrale Bedeutung verwandtschaftlicher Beziehungen für die anthropologische Forschung rückt die feministische Neubetrachtung des sozialen Geschlechts ins Zentrum dieser Wissenschaft.« Obwohl es tiefverwurzelte männliche Vorurteile gab, die sich in androzentrischen Theorien niederschlugen, berücksichtigte die traditionelle Anthropologie, mehr als alle anderen Sozialwissenschaften, die zentrale Bedeutung des Geschlechts. Vielleicht ist das einer der Gründe, warum feministische Anthropologinnen ihrer Wissenschaft weniger entfremdet wirken als Feministinnen in anderen Disziplinen.

Obwohl die traditionelle Anthropologie Feministinnen ein reiches Vermächtnis hinterließ, hat die Strategie, Frauen in den Mittelpunkt der Forschung zu rücken, auch hier zu einschneidenden Veränderungen der Begriffe geführt. Das beste Beispiel dafür liefert vielleicht der feministische Diskurs zum »männlichen Jäger«, einer zentralen These der Evolutionstheorie. Die frauenzentrierte Strategie führte zunächst zur Entwicklung der Gegen-These von der »weiblichen Sammlerin«, einem wichtigen kompensatorischen Korrektiv, mit dem die aktive und möglicherweise dominante Rolle der Frau für die Entwicklung der menschlichen Intelligenz und Kultur eingefordert werde. Inzwischen ist die Diskussion anspruchsvoller und nuancierter. Feministische Anthropologinnen haben darauf

hingewiesen, daß auch in zeitgenössischen Jäger- und Sammlergesellschaften der Mythos aufrechterhalten wird, daß der »männliche Jäger« und nicht die »weibliche Sammlerin« die zentrale kulturelle Figur sei (Collier/Rosaldo 1981).

Diese Erkenntnis — die auch Geschlechterideologien Rechnung trägt — ist ein gutes Beispiel für die Weiterentwicklung feministischen Denkens von einem frauenzentrierten Standpunkt hin zu dem, was sich als ein »vergeschlechtlichtes« Verständnis aller Aspekte menschlicher Kultur und Beziehungen bezeichnen ließe. »Vergeschlechtlichte Erkenntnis« hat tiefgreifende Paradigmenwechsel in der Anthropologie ausgelöst, etwa die Infragestellung der Trennung von öffentlichem und häuslichem Leben sowie herkömmlicher Kategorien zur Analyse vor-staatlicher Gesellschaften. Die Anthropologie illustriert beispielhaft, wie eine Disziplin von einer feministischen »Revolution« profitieren kann. AnthropologInnen haben begonnen, die Grenzen einer frauen-zentrierten Strategie zu überschreiten, um die vergeschlechtlichten Grundlagen aller Bereiche des sozialen und kulturellen Lebens zu entziffern, Geschlechterverhältnisse in allen Institutionen aufzuspüren — die das gesamte Leben von Männern wie Frauen formen.

Die Eindämmung des Feminismus in der Soziologie

Auch in der Soziologie hat die feministische Strategie, Frauen in den Mittelpunkt der Forschung zu rücken, zu wichtigen neuen Erkenntnissen und Forschungsrichtungen geführt. Aber wir meinen, daß die Ergebnisse insgesamt widersprüchlicher und weniger erfolgreich waren. Bestimmte Teilbereiche sind in Frage gestellt und viele neue Themen hinzugefügt worden, doch die zentralen Theorierahmen sind relativ unverändert geblieben. Das mag teilweise dem traditionellen Hauptgegenstand der Soziologie geschuldet sein, der weder so aufgeschlossen für das soziale Geschlecht ist wie die Anthropologie noch so extrem männerzentriert wie die Geschichts- oder Literaturwissenschaften.

Im Gegensatz zu den Geschichts- und Literaturwissenschaften war die Soziologie nicht an formalen Kanons oder einengenden Definitionen ausgerichtet, die praktisch zum Ausschluß ganzer Gruppen führten (z.B. wenn die politisch Mächtigen definieren, was Geschichte ist). Margaret Anderson (1983) und Helen Roberts (1981) haben darauf hingewiesen, daß die »felsenfesten« Grundüberzeugungen Soziologen darauf verpflichten, zumindest in der Theorie alle Institutionen und die Erfahrungen der Beteiligten zu begreifen, was eine günstige Bedingung für die Einbeziehung von Frauen in die Analyse ist. In der Praxis allerdings bestimmen die Standpunkte der Privilegierten (weiße, westliche, heterosexuelle Männer der oberen Mittelklasse) die traditionelle Soziologie, die Themen wie die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hauptsächlich als Aspekte untergeordneter Bereiche wie Familie, Demographie und Gemeinschaft versteht, in denen sich die Existenz von Frauen nicht leugnen läßt. Doch Soziologen, die sich mit Beruf, Politik, Recht, Religion, formalen Organisationen oder sogar gesellschaftlicher Schichtung und sozialen Bewegungen beschäftigen, haben Frauen praktisch vollständig ignoriert. Stillschweigend oder explizit wurde von männlichen Erfahrungen ausgegangen, ohne das Geschlecht als analytische Kategorie einzubeziehen. Die Tatsache, daß das Geschlecht in einigen Teilgebieten ausdrücklich vorkommt —

wenn auch in verzerrter, androzentrischer Form — hat wahrscheinlich zur Eindämmung des Feminismus in der Soziologie beigetragen; dabei sollten wir nicht vergessen, daß die Präsenz von Frauen, nicht die von Männern, Geschlecht zum sichtbaren Thema macht. Die traditionelle Soziologie war weder total männerzentriert noch prinzipiell geschlechtssensibel, und gerade deshalb nimmt sie eine vereinnahmende Mittelstellung ein.

Vor mehr als einem Jahrzehnt haben feministische Soziologinnen begonnen, neue Fragen zum Geschlecht und sozialen Leben aufzuwerfen, doch unsere Forschungsansätze sind in vielfältiger und umfassender Weise vereinnahmt worden. Wenn wir die Formen dieser Vereinnahmung skizzieren und schon wenn wir von *der* Soziologie sprechen, vereinfachen wir damit eine ungeheure Komplexität. Die Soziologie ist ein riesiges und fragmentiertes Gebilde. Seit in den 60er Jahren der Funktionalismus als herrschendes Paradigma untergraben wurde, ist die Soziologie ohne Zentrum (Becker 1979). Eine einheitliche »feministische Revolution« ist daher sehr unwahrscheinlich. Die begrifflichen Umwälzungen, die wir erhoffen, müßten breitgestreut und vielfältig sein. Es gibt drei Hauptfaktoren, die einer feministischen Neuformulierung soziologischer Paradigmen entgegengewirkt haben: die einschränkenden Voraussetzungen eines funktionalistischen Verständnisses des sozialen Geschlechts, die Einbeziehung des Geschlechts als Variable statt als theoretischer Kategorie und die Ghettoisierung feministischer Erkenntnisse, vor allem in der marxistischen Soziologie.

Funktionalistische Vereinnahmung

In den USA ging die soziologische Forschung zum sozialen Geschlecht von der funktionalistischen Familiensoziologie aus. Sie wurde entscheidend von den Theorien Talcott Parsons' geprägt. Parsons (Parsons/Bales 1955) übersetzte Geschlechtertrennungen als (weibliche) »expressive Rolle« und (männliche) »instrumentale Rolle« in der herkömmlichen Kleinfamilie. Seine Analyse der Familie (und damit des sozialen Geschlechts) betont die funktionale Bedeutung der »Sozialisation«, die als unerlässlich für eine reibungslos funktionierende Gesellschaftsordnung verstanden wird. Diese Herangehensweise hat weitreichende Folgen für die Soziologie des sozialen Geschlechts gehabt und zu grundlegenden Begriffsbildungen (z.B. die Terminologie der »Geschlechtsrollen«) und Hypothesen geführt (z.B. daß das Geschlecht für die Familie eine wichtigere Rolle spielt als für andere Institutionen und daß die Geschlechterordnung hauptsächlich dem Zweck dient, soziale Kontinuität und Reproduktion zu gewährleisten).

Zeitgenössische Feministinnen haben den Einfluß und die Begrenztheit des Funktionalismus früh erkannt. Einige der grundlegenden Werke der Frauenbewegung warfen Parsons vor, daß er die Frau in eine Art »funktionalen Dornröschenschlaf« versetze — wie Betty Friedan (1982) es formulierte — und stillschweigend die Unterordnung der Frau und ihre Einschließung in der Familie legitimiere. Feministische Soziologinnen haben viele blinde Flecken von Parsons untersucht — die Bedeutung des sozialen Geschlecht nicht nur in der Familie, sondern auch in Politik und Arbeitswelt sowie Geschlechterhierarchien. Doch der Funktionalismus hat noch immer einen starken und wie wir annehmen hemmenden Einfluß auf die Entwicklung einer feministischen Soziologie.

Ein Großteil feministischer Soziologie arbeitet mit dem Rollenbegriff (»Geschlechtsrollen«, »männliche Rolle«, »weibliche Rolle«) und betont den Prozeß der »Geschlechtsrollen-Sozialisation«. Dieser Ansatz hält durch die Hervorhebung von Konsens, Stabilität und Kontinuität an funktionalistischen Grundgedanken fest (Thorne 1978). Die Vorstellung der »Rolle« konzentriert sich mehr auf das Individuum als auf gesellschaftliche Strukturen und impliziert, daß die »weibliche Rolle« und die »männliche Rolle« komplementär sind (d.h. getrennt oder anders, aber gleichwertig). Diese Kategorien sind entpolitisiert; sie lösen Erfahrungen aus ihrem historischen und politischen Kontext heraus und vernachlässigen Macht- und Konfliktfragen. Es ist bezeichnend, daß Soziologen nicht von »Klassenrollen« oder »Rassenrollen« sprechen. Die soziologische Verbegrifflichung des sozialen Geschlechts ist von funktionalistischen Annahmen weit stärker durchdrungen als Theorien über andere Formen von Ungleichheit. Dies hat die Entstehung feministischer Neuformulierungen erheblich erschwert.

Geschlecht als Variable

Im letzten Jahrzehnt hat die Zahl empirischer soziologischer Studien, die die Bedeutung des sozialen Geschlechts berücksichtigen, erheblich zugenommen. Für die quantitative Forschung war es relativ einfach, das Geschlecht im Sinne einer Unterteilung in Mann und Frau als Variable einzubeziehen. Ob man einen Mann oder eine Frau vor sich hat, ist nach wie vor ziemlich offensichtlich. Da es sich um eine gesellschaftliche Konstruktion handelt, läßt sich damit die gesamte Bevölkerung erfassen und säuberlich in zwei Gruppen sortieren.

Eine wachsende Zahl von Erhebungen (z.B. über Statusgewinn) und Experimentalstudien (z.B. über Zuschreibungs-Prozesse) berücksichtigt das Geschlecht (neben anderen Faktoren wie Rasse, Bildung und Einkommen) als Variable. Das hat zu wichtigen Revisionen geführt. So hat man zum Beispiel erkannt, daß in Untersuchungen über Statusgewinn die Maßstäbe für berufliches Prestige und sozioökonomische Position zwar auf Männer anwendbar sind — aus deren Erfahrungen diese Maßstäbe abgeleitet wurden —, nicht aber auf Frauen (vgl. Acker 1980). Feministische Soziologinnen, die in dieser Forschungstradition arbeiten, haben neue Fragestellungen entworfen; sie haben sich auf die Lebensumstände von Frauen konzentriert und daraus neue Bewertungskriterien entwickelt, z.B. um den beruflichen Status von Hausfrauen zu bewerten. Quantitative Methoden lieferten wichtige Informationen zum Beispiel über die geschlechtsspezifische Segmentierung des Arbeitsmarkts und die Feminisierung der Armut (vgl. Ferber 1982).

Doch ein Großteil dieser Forschungsarbeiten begreift das Geschlecht nicht als soziale Kategorie. Es gilt als Eigentum des Individuums und wird als biologischer Geschlechtsunterschied statt als gesellschaftliches Strukturprinzip gefaßt. Die Reduzierung des sozialen Lebens auf eine Reihe meßbarer Variablen verhindert ein Verständnis des Ganzen, das für die theoretische Erfassung gesellschaftlicher einschließlich der Geschlechterverhältnisse unerlässlich ist. Dies ist ein Paradebeispiel für die Vereinnahmung feministischer Perspektiven.

Die Eindämmung des Feminismus in der marxistischen Soziologie

Die Entwicklung einer feministischen Soziologie ist nicht nur durch unzulängliche begriffliche Fassungen des sozialen Geschlechts, sondern auch durch Ghettoisierung innerhalb dominanter soziologischer Traditionen eingedämmt worden. Diese ist besonders drastisch und vielleicht überraschend in der marxistischen Soziologie, wo eine Fülle feministischer Theoretisierungen abseits blieb und kaum Einfluß auf den mainstream hatte. Das Verhältnis des Feminismus zum Marxismus ist komplexer und widersprüchlicher als das zu anderen soziologischen Paradigmen. Einerseits genießt feministische Theorie als Fortsetzung der »Frauenfrage« ein gewisses Ansehen im Marxismus. Andererseits haben Feministinnen umfassende »marxistisch-feministische« Theorien entwickelt, die hauptsächlich außerhalb des marxistischen mainstream-Diskurses Beachtung gefunden haben.

Man könnte behaupten, daß die marxistische Soziologie von feministischen Denkansätzen sogar noch weniger berührt worden ist als zentralere Strömungen soziologischer Theorie. Die Analyse von biologischem und sozialem Geschlecht läßt sich schwer in marxistische Theorien einbauen. Die zentralen marxistischen Kategorien von Produktion, Arbeit und Klasse — definiert über das Verhältnis des Mannes zu Produktion und Arbeit — sind offensichtlicher androzentrisch als Kategorien wie »Rolle« oder »Gesellschaftssystem«.

Die Debatte über »Hausarbeit« und die erneute lebhafteste Diskussion über den weiblichen Anteil an der gesellschaftlichen Arbeitskraft (vgl. J. Smith 1982; Sokoloff 1980; Vogel 1984) zeigen, daß es natürlich möglich ist, Frauenforschung im Rahmen traditioneller marxistischer Kategorien zu betreiben. Aber solche Analysen bieten bestenfalls Teilerklärungen für die Situation der Frau oder unserer Beziehungen zu Männern. Und sie tragen wenig dazu bei, die erkenntnistheoretischen oder auch nur die begrifflichen Grundlagen marxistischen Denkens herauszufordern oder zu revidieren.

Positiv ist, daß Feministinnen den Marxismus einer umfassenden kritischen Prüfung unterzogen haben. Sie machten den selbstbewußten und hartnäckigen Versuch, ein marxistisch-feministisches Paradigma zu entwickeln, das die theoretische Wirksamkeit beider Perspektiven erhöht, ohne die eine der anderen unterzuordnen (z.B. Eisenstein 1979; Hartmann 1983; Kuhn/Wolpe 1978). Dies ist teilweise darauf zurückzuführen, daß der Marxismus als kritisches Paradigma die Infragestellung seines eigenen Theoriensystems herausfordert. Marxistische Feministinnen beginnen mit einer kritischen Haltung. Wichtiger noch, marxistisch-feministische Forschung ist aus einem politischen Kontext hervorgegangen, der zu theoretischen Anstrengungen ermutigte. Sozialistische Feministinnen, die an der Entstehung einer autonomen Frauenbewegung beteiligt gewesen sind, versuchten relativ autonome Theoriegrundlagen zu entwickeln, die als Anleitung für die politische Praxis dienen sollten.

Ironischerweise haben jedoch gerade diese Entwicklungen die Tradition der Ghettoisierung der »Frauenfrage« fortgeführt, heute in der Form der sogenannten »Bindestrich«-Literatur (der Begriff bezieht sich auf den Bindestrich etwa in »marxistisch-feministisch«, vgl. Petchesky 1979). Marxistischen Feministinnen ist es gelungen, vollständig autonome Institutionen, Konferenzen und Publikationen ins Leben zu rufen. Der Widerstand vieler Marxisten, sich mit dieser zunehmend

anspruchsvollen Literatur auseinanderzusetzen, ließ die übrige gegenwärtige Marxismusdiskussion bemerkenswert unberührt. So ignoriert z.B. Immanuel Wallerstein in seinem einflußreichen Buch *The Capitalist World Economy* die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, und selbst die feministische Kritik an einem sexistischen Sprachgebrauch ist ihm offenbar unbekannt. Erik Wright und seine Mitarbeiter (1982), die mit marxistischen Klassendefinitionen arbeiten, haben von dem empirischen Ergebnis berichtet, daß sich »die Arbeiterklasse in den USA überwiegend aus Frauen und Minderheiten zusammensetzt«. Die sich daraus ergebende Frage, ob mit der Einbeziehung von Rasse und Geschlecht nicht Neuformulierungen marxistischer Klassentheorie nötig wären, verfolgen sie allerdings nicht.

Interpretative versus positivistische Erkenntnis

(...) Außer den traditionellen Gegenständen und Begriffsrahmen beeinflussen auch die erkenntnistheoretischen Grundlagen einer Wissenschaft die Entstehung oder Verhinderung feministischer Transformationen. Wir haben die Beobachtung gemacht, daß feministisches Gedankengut sich am stärksten in denjenigen Wissenschaften (Anthropologie, Literaturwissenschaft und Geschichte) durchgesetzt hat, die ausgeprägte interpretative Traditionen haben. Im Gegensatz dazu sind feministische Transformationen in Wissenschaften, die fest in positivistischen Erkenntnistheorien verankert sind — wie Soziologie, Psychologie, Politikwissenschaft (mit Ausnahme der Politiktheorie) und Wirtschaftswissenschaften — auf wesentlich stärkere Widerstände gestoßen.

Das liegt zum einen daran, daß interpretative Ansätze die Bedingungen der Erkenntnisgewinnung reflektieren. Sie sind daher offener für die Frage: Welche Auswirkungen haben die politischen und sozialen Verhältnisse, in denen Erkenntnis produziert und aufgenommen wird? Feministinnen modifizieren diese Frage: Welche Auswirkungen hat das Geschlecht der Wissenschaftler, ihres Publikums oder das der Untersuchungspersonen? Positivistische Erkenntnis dagegen ist in allgemeinen, abstrakten Begriffen formuliert. Sie beansprucht, »objektiv« zu sein und »daß soziale Stellung oder Geschlecht nichts mit Quelle und Standpunkt der Erkenntnis zu tun haben« (D. Smith 1978, 283). Kritiker des Positivismus haben seit langem darauf hingewiesen, daß Wertvorstellungen und Interessen durchaus Einfluß auf den positivistischen Erkenntnisprozeß haben. Eine von Max Weber begründete und später von Kritischen Theoretikern wie Habermas fortgesetzte Wissenschaftskritik verknüpft die positivistische Wissenschaft mit Rationalisierungsprozessen und Kontrolle in Industriegesellschaften. Habermas (1975) weist insbesondere darauf hin, daß die Vorstellung technischer und instrumenteller Rationalität, ein Herzstück positivistischer Sozialwissenschaften, den Macht- und Kontrollinteressen herrschender Gruppen dient.

Feministinnen haben auf diese Kritik aufgebaut und argumentiert, daß positivistische Erkenntnisgewinnung nicht nur den Interessen der herrschenden gesellschaftlichen Klassen dient, sondern auch den Interessen von Männern, dem herrschenden Geschlecht. Evelyn Fox Keller (1989; 1983), Dorothy Smith (1978; 1989) und Nancy Hartsock (1983a) haben Theorien entwickelt, in denen sie die Verbindung von männlichen Standpunkten und Interessen mit bestimmten Erkenntnis-

strukturen aufzeigen. Sie vertreten die Ansicht, daß geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und männliche Herrschaft zu grundlegenden Unterschieden im Leben und in den Erfahrungen von Frauen und Männern führen, mit weitreichenden Folgen für die Erkenntnis. Keller und Hartsock stützen sich auf feministische Revisionen psychoanalytischer Entwicklungspsychologie und weisen darauf hin, daß die Trennung von Vernunft und Gefühl und die scharfe Trennung von Erkennendem und Erkanntem möglicherweise auf die Geschlechterbeziehungen zurückzuführen seien. Diese objektivierende Haltung sei typisch für eine streng autonome Persönlichkeit, die sich aufgrund gesellschaftlicher und familiärer Strukturen eher bei Männern als bei Frauen finden ließe. »Inwieweit«, fragt Keller (1983, 18), »beinhaltet die Trennung von Subjekt und Objekt unterschwellige Implikationen von Macht und Kontrolle?«

Feministische Theoretikerinnen hinterfragen das Verhältnis von Erkennendem und Erkanntem, um Untersuchungsmethoden entwickeln zu können, in denen das handelnde Subjekt mit seinen Erfahrungen vorkommt. Dieser Ansatz, wie er zum Beispiel von Dorothy Smith (1989) theoretisch formuliert wurde, enthält »den Standpunkt von Frauen«, der in der Hervorbringung und Aufrechterhaltung von Alltagstätigkeiten verwurzelt ist. Nancy Hartsock (1983a) plädiert für die Entwicklung eines feministischen Standpunktes, für eine ausgearbeitete und kritische Perspektive auf diese Alltagstätigkeiten. In feministischen Erkenntnistheorien bleiben Frauen handelnde Subjekte. Damit verspricht dieser Ansatz wichtige Beiträge zur hermeneutischen und neo-marxistischen Kritik an den positivistischen Sozialwissenschaften. Vielleicht trägt diese Kritik auch dazu bei, die Hindernisse zu beseitigen, auf die feministische Transformationen in positivistischen Wissenschaften stoßen.

Der Stand feministischer Theoriebildung

Die feministische Theoriebildung steckt noch in den Kinderschuhen. Vielleicht ist ein weiterer Reifungsprozeß nötig, bevor die Soziologie die Früchte, die diese verspricht, wirklich ernten kann. Es ist kaum überraschend, wenn auch nicht ohne Ironie, daß bis jetzt die Haupterrungenschaften feministischer Theorie auf Untersuchungen von Familie, Verwandtschaft und »häuslichen« Beziehungen beruhen. Feministische Theoretikerinnen erheben den legitimen Anspruch, daß die Analyse der alles andere als »privaten« Sphäre wichtige theoretische Implikationen für alle anderen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens hat; doch wir haben gerade erst begonnen, die herkömmlichen Definitionen politischer oder wirtschaftlicher Verhältnisse, wie z.B. des Staates, von Revolutionen, gesellschaftlicher Klasse oder Macht neu zu entwerfen. Das heißt, wir haben erst vor kurzem begonnen, »vergeschlechtlichte« statt androzentrische oder auf traditionelle Frauenbereiche beschränkte Erkenntnisse zu entwickeln.

Wir meinen, daß diese Unterentwicklung feministischer Theorie sich in der Soziologie stärker negativ auswirkt als in jenen Wissenschaften, wo feministische Ansätze sich wesentlich radikaler durchgesetzt haben. Dies ist dem paradoxen Status der Theorie in der Soziologie geschuldet. Einerseits ist ein Großteil der soziologischen mainstream-Forschung untheoretisch. Auch wenn das Geschlecht als

Variable oder Forschungsthema bereitwillig einbezogen werden mag, trägt das wenig zum Fortschritt theoretischer Neuformulierungen bei. Andererseits ist eine entwickelte theoretische Perspektive für den Gegenstand des größten Teils soziologischer Forschung besonders wichtig. Komplexe zeitgenössische Gesellschaften können nicht als Ganzes untersucht, geschweige denn begriffen werden. Gleichzeitig gibt es eine überwältigende Anzahl potentiell zugänglicher Datenquellen. Doch ein holistischer Blick verleiht Beschreibungen eine größere wissenschaftliche Bedeutung.

Vielleicht ist dies ein weiterer Grund, warum die Anthropologie — wo die Forschungsobjekte vorzugsweise kleine Gesellschaften sind, die es möglich machen, ein Verständnis des Ganzen zu gewinnen — sich als ein so fruchtbares Feld für feministische Forschung erwiesen hat. Weil AnthropologInnen ein mehr holistisches (und vergeschlechtlichtes) Bild von Gesellschaft haben, befanden sie sich in einer besseren Ausgangsposition, um allgemeine Grundannahmen, wie z.B. die Trennung in Privat und Öffentlich, zu hinterfragen (Tsing/Yanagisako 1983). SoziologInnen stehen noch immer vor der Aufgabe, die Trennung in »öffentlich« und »privat«, die die Analyse der Familie von Studien über Beruf, gesellschaftliche Arbeitskraft und Politik trennt, wirklich umfassend zu problematisieren.

In Geschichte und Anthropologie kann empirische 'Tiefe' gleichbedeutend mit einer fundierten theoretischen Aussage sein. Wie E.P. Thompson (1980) anmerkte, kann die aufmerksame historische Betrachtung der komplexen Prozesse und Details sozialen Wandels analytische Begriffe hervorbringen, die elastisch genug sind, um Unregelmäßigkeiten und Besonderheiten menschlicher Erfahrungsmuster aufzunehmen. Thompson unterscheidet zwischen empirischer Tiefe und Empirismus, der dem Fetisch huldige, daß Fakten die einzig gültigen Erkenntnisobjekte seien. Doch für den überwiegenden Teil soziologischer Forschung wird die »dichte Beschreibung« (Geertz 1983) nicht ausreichen. Das wäre vielleicht anders, wenn mehr feministische SoziologInnen sich mit ethnographischen Studien oder der Untersuchung von Gemeinschaften befaßten. Vielleicht ist eine bewußtere Weiterentwicklung der Theorie nötig, damit wir ebenso durchgreifende Verfahren zur Untersuchung der komplexen heutigen sozialen Welt entwickeln können. Im allgemeinen untersuchen SoziologInnen nur einen Teil, oft einen sehr kleinen, dieser Welt. Wir brauchen Theorien, um den Platz eines Teils im Ganzen bestimmen zu können.

Schlußfolgerung

Wir wollten mit diesem Artikel vor allem die Diskussion anregen und keine abschließenden Urteile fällen. (...) Feministische Forschung hat schon immer über ein gesundes Maß an Respektlosigkeit gegenüber Grenzziehungen verfügt, und die interdisziplinäre Arbeit hat neue Perspektiven für viele sehr eingeschränkt definierte Forschungsgebiete eröffnet. Das ist ein wichtiges Korrektiv für die Art und Weise, wie wir unsere Argumentation aufgebaut haben. Indem wir uns auf die Soziologie konzentriert und vorgegeben haben, es handele sich um ein klar begrenztes Gebiet, ist der falsche Eindruck entstanden, daß feministische SoziologInnen, Historikerinnen oder AnthropologInnen in getrennten Gruben schürften.

Ein Vergleich feministischer Arbeit in unterschiedlichen Disziplinen muß sensibel auf die Folgen der unterschiedlichen Ausbildungen eingehen, aber er sollte sich auch weit auf gemeinsames Terrain vorwagen.

Vielleicht ist es nicht ohne Ironie, daß wir die soziologischen Dimensionen der Organisation von Erkenntnis vernachlässigt haben. Feministische Erkenntnis-transformation ist sicher von Faktoren beeinflusst wie der demographischen Zusammensetzung einer Disziplin, von internen Organisationsstrukturen und Wirkungsmöglichkeiten, von der Zugänglichkeit und den Formen finanzieller Forschungsunterstützung und vom Verhältnis der jeweiligen Disziplin zur öffentlichen Politik.

Wir möchten noch auf ein weiteres, entscheidendes Korrektiv hinweisen. Eine feministische Wissenschaftskritik ist nicht die einzige fehlende Revolution in der Soziologie, auch könnte sie allein keine hinreichende Erkenntnistheorie hervorbringen. ForscherInnen beschäftigen sich inzwischen mit der Frage, welche Auswirkungen es für die Soziologie gehabt hat, daß auch die Erfahrungen anderer unterdrückter Gruppen — Schwarze, Chicana/os, Ureinwohner, Asien-Amerikaner, Homosexuelle, Angehörige der Arbeiterklasse, Völker der Dritten Welt; die Hälfte davon Frauen — lange Zeit ausgelöscht und verzerrt wurden. Unsere Konzentration auf das soziale Geschlecht war notwendig, um die Grenzen feministischer Transformationsanstrengungen in der Soziologie zeigen zu können. Doch dadurch mag der Eindruck entstanden sein, daß das soziale Geschlecht *die* zentrale Kategorie sei. Der feministischen Theorie ist zu Recht der Vorwurf gemacht worden, die Kategorie »Frau« unzulässig zu verallgemeinern. Zu oft sind die Erfahrungen von weißen, heterosexuellen, euro-amerikanischen Mittelschichtsfrauen zum Maßstab von Analysen gemacht worden. Die Paradigmenwechsel, die wir erhoffen, sind wesentlich weitreichender und komplexer, als hier dargestellt wurde.

Feministinnen sind darum bemüht, ein komplizierteres Verständnis von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Frauen — und Männern — zu entwickeln. Wir haben auch begonnen, einige der Dilemmata zu erkennen, die unsere wissenschaftliche Haltung mit sich bringt. Grundlegend für feministische Wissenschaft ist die Überzeugung, daß dem sozialen Geschlecht eine zentrale Bedeutung nicht nur für Bereiche zukommt, die spezifisch für Erfahrungen von Frauen sind, wie Mutterschaft oder Vergewaltigung, sondern auch für das Begreifen von Klassenstrukturen, Staat, Revolutionen oder Militarismus — Phänomene, die von den Geschlechterbeziehungen mitgeformt werden. Doch bei dem Bemühen, Frauen wieder als handelnde zu denken sowie Erkenntniswege zu entwickeln, die soziales Geschlecht, Sexualität, Rasse und Klasse einbeziehen, haben Feministinnen häufig Theorierahmen benutzt, die Unterschiede als Essenz statt als gesellschaftlich konstruiert und historisch wandelbar begreifen. So hat ein Großteil feministischer Arbeiten ungewollt die dichotomisierenden Ideologien der zeitgenössischen westlichen Kultur bekräftigt. Die Herausforderung für feministische Theorie hat Evelyn Fox Keller prägnant formuliert:

»Eine feministische Theorie der Wissenschaften hat m.E. eine zweifache Aufgabe: einmal zu unterscheiden, was an den Bestrebungen der Wissenschaften beschränkte, und was universelle Reichweite und Geltung hat und auf diese Weise für Frauen erneut zu fordern, was ihnen histo-

risch verweigert worden ist; und dann darüber hinaus jenen Elementen der Wissenschaftskultur Recht zu verschaffen, die verleugnet wurden, eben weil sie als weiblich definiert sind.« (1989, 286)

Bislang eigneten feministische Werkzeuge sich in den meisten Fällen besser zur Kritik als zum Umbau von Grundlagentheorien. Wir glauben allerdings, daß es jetzt an der Zeit ist, dem Beispiel der Anthropologinnen zu folgen, die mit dem Umbau der zentralen Theorierahmen ihrer Wissenschaft begonnen haben. Feministischen Soziologinnen fällt in diesem Projekt eine wichtige Rolle zu, da der Einfluß soziologischer Theorien weit über die Grenzen unserer Disziplin hinausreicht. Viele »Anwendungs«-Felder wie sprachliche Kommunikation, Kriminologie, Erziehung und Sozialarbeit stützen sich auf soziologische Theoriegrundlagen. Feministische Forscherinnen in Literaturwissenschaften, Geschichte, Philosophie und anderen Fächern beziehen sich häufig auf die Soziologie und Anthropologie, um ihr Datenmaterial zu ordnen und zu interpretieren oder um Thesen aufzustellen. Wenn uns eine feministische Revolution in der Soziologie gelänge, hätte das in der Tat weitreichende Konsequenzen.

Aus dem Amerikanischen von Maren Klostermann

Anmerkungen

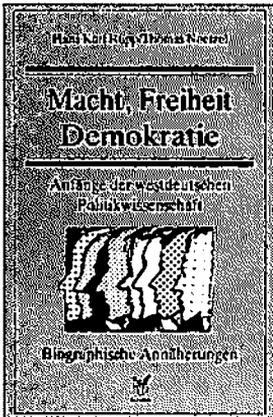
- 1 Aber wir möchten betonen, daß die feministische Soziologie durchaus vielversprechende Ansätze eines Theorieumbaus aufweist. Um nur zwei Beispiele zu nennen: die feministische psychoanalytische Soziologie, insbesondere von Nancy Chodorow (1985) und Jessica Benjamin (1989), und die feministische Kritik an Schichtentheorien (z.B. Acker 1980; Milkman 1982).
- 2 Der allgemeine Begriff des Paradigmas wurde von Thomas Kuhn (1973) entwickelt. Margaret Masterman (1974) weist darauf hin, daß Kuhn »Paradigma« in mindestens 24 verschiedenen Bedeutungen verwendet. Wir sind ähnlich flexibel; im allgemeinen verstehen wir unter Paradigma die grundlegenden Begriffsrahmen einer Wissenschaft.

Literaturverzeichnis

- Acker, Joan, 1980: Women and Stratification: A Review of Recent Literature. In: Contemporary Sociology 9, 25-29
- Anderson, Margaret L., 1983: Thinking about Women and Rethinking Sociology. Working Paper Series, Wellesley College Center for Research on Women
- Becker, Howard S., 1979: What's Happening to Sociology? In: Society 15 (5), 19-24
- Benjamin, Jessica, 1989: Herrschaft-Knechtschaft: Die Phantasie von der erotischen Unterwerfung. In: E. List u. H. Studer (Hrsg.): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Frankfurt/M.
- Berk, Sarah Fenstermaker (Hrsg.), 1980: Women and Household Labor. Beverly Hills
- Bernard, Jessie, 1982: The Future of Marriage. New Haven
- Breines, Winni, und Linda Gordon, 1983: Review Essay: The New Scholarship on Family Violence. In: Signs 8, 490-531
- Chodorow, Nancy, 1985: Das Erbe der Mütter. München
- Collier, Jane F., und Michelle Z. Rosaldo, 1981: Politics and gender in simple societies. In: S. Ortner u. H. Whitehead (Hrsg.): Sexual Meanings: The Cultural Construction of Gender and Sexuality. New York, 275-329
- Daniels, Arlene Kaplan, 1975: Feminist Perspectives in Sociological Research. In: M. Millman u. R. Kanter (Hrsg.): Another Voice: Feminist Perspectives on Social Life and Social Science. Garden City, NY, 340-70
- Dye, Nancy Shrom, 1979: Clio's American Daughters: Male History, Female Reality. In: J. Sherman u. E. Beck (Hrsg.): The Prism of Sex: Essays in the Sociology of Knowledge. Madison, 9-31
- Eisenstein, Zillah (Hrsg.), 1979: Capitalist Patriarchy and the Case for Socialist Feminism. New York
- Ferber, Marianne A., 1982: Women and Work: Issues of the 1980's. In: Signs 8, 273-95

- Friedan, Betty, 1982: *Der Weiblichkeitswahn*. Reinbek
- Geertz, Clifford, 1983: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt/M.
- Giele, Janet, 1982: *Women in the Middle Years*. New York
- Gilbert, Sandra M., und Susan Gubar, 1979: *The Madwoman in the Attic: The Woman Writer and the Nineteenth-Century Imagination*. New Haven, CT
- Habermas, Jürgen, 1975: *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt/M.
- Hartmann, Heidi, 1983: *Marxismus und Feminismus: Eine unglückliche Ehe*. In: L. Sargent (Hrsg.): *Frauen und Revolution*. Berlin/W.
- Hartssock, Nancy, 1983: *The Feminist Standpoint: Developing the Ground for a Specifically Feminist Historical Materialism*. In: S. Harding u. M. Hintikka (Hrsg.): *Discovering Reality*. Amsterdam, 283-310
- Hochschild, Arlie Russel, 1973: *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*. Frankfurt/M.
- Kahn-Hut, Rachel, Arlene K. Daniels und Richard Colvard (Hrsg.), 1982: *Women and Work*. New York
- Kanter, Rosabeth Moss, 1977: *Men and Women of the Corporation*. New York
- Keller, Evelyn Fox, 1989: *Feminismus und Wissenschaft*. In: E. List und H. Studer (Hrsg.): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*. Frankfurt/M.
- dies., 1983: *Feminism as an Analytic Tool for the Study of Science*. In: *Academe* 69 (5), 15-21
- Kelly-Gadol, Joan, 1989: *Gab es die Renaissance für Frauen?* In: B. Schaeffer-Hegel u. B. Watson-Franke (Hrsg.): *Männer, Mythos, Wissenschaft*. Pfaffenweiler, 33-63
- Krieger, Susan, 1982: *Review essay: Lesbian Identity and Community*. In: *Signs* 8, 91-108
- Kuhn, Annette, und Ann Marie Wolpe (Hrsg.), 1978: *Feminism and Materialism*. London
- Kuhn, Thomas, 1973: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt/M.
- Lauter, Paul, 1983: *Race and Gender in the Shaping of the American Literary Canon*. In: *Feminist Studies* 9, 435-64
- Leonard, Eileen B., 1982: *Women, Crime and Society: A Critique of Theoretical Criminology*. New York
- Lopata, Helena Z., 1973: *Widowhood in an American City*. Cambridge, MA
- Luker, Kristen, 1975: *Taking Chances — Abortion and the Decision Not to Contracept*. Berkeley
- March, Artemis, 1982: *The Changing Structure of Control of Female Sexuality*. Unveröff. Diss., University of California, Santa Cruz
- Masterman, Margaret, 1974: *Kritik und Erkenntnisfortschritt*. Braunschweig, Wiesbaden
- McCormack, Carol P., 1981: *Anthropology — a Discipline with a Legacy*. In: D. Spender (Hrsg.): *Men's Studies Modified*. New York, 99-110
- McIntosh, Peggy, 1983: *Interactive Phases of Curricular Re-vision*. Working Paper Series, Wellesley College Center for Research on Women
- McKinnon, Catharine, 1979: *Sexual Harrassment of Working Women*. New Haven
- Milkman, Ruth, 1982: *Redefining 'Women's Work': The Sexual Division of Labor in the Auto Industry During World War II*. In: *Feminist Studies* 8, 337-72
- Millman, Marcia, 1975: *She did it all for Love: A Feminist View of the Sociology of Deviance*. In: M. Millman u. R. Kanter (Hrsg.): *Another Voice*. Garden City, NY, 251-79
- dies., 1980: *Such a Pretty Face: Being Fat in America*. New York
- Parsons, Talcott, und Robert F. Bales, 1955: *Family, Socialization and Interaction Process*. New York
- Pearce, Diana, 1979: *Women, Work and Welfare: The Feminization of Poverty*. In: K. Feldstein (Hrsg.): *Working Women and Families*. Beverly Hills, 103-24
- Petchesky, Rosalind, 1979: *Dissolving the Hyphen: A Report on Marxist-Feminist Groups 1-5*. In: Z. Eisenstein (Hrsg.): *Capitalist Patriarchy and the Case for Socialist Feminism*. New York, 373-90
- Piven, Frances Fox, und Richard A. Cloward, 1979: *Hidden Protest: The Channeling of Female Innovation and Resistance*. In: *Signs* 4, 651-70
- Roberts, Helen (Hrsg.), 1981: *Some of the Boys won't Play any more: The Impact of Feminism on Sociology*. In: D. Spender (Hrsg.): *Mens's Studies Modified*. New York, 73-82
- Rothman, Barbara Katz, 1982: *In Labor: Women and Power in the Birthplace*. New York
- Rubin, Lillian, 1983: *Intimate Strangers*. New York

- Russell, Diana E.H., 1982: Rape in Marriage. New York
- Ryan, Mary, 1981: Cradle of the Middle Class: The Family in Oneida County, New York, 1790-1865. New York
- Scully, Diana, 1980: Men Who Control Women's Health. Boston
- Smith, Dorothy E., 1978: A Peculiar Eclipsing: Women's Exclusion from Man's Culture. Women's Studies International Quarterly 1, 281-95
- dies., 1989: Eine Soziologie für Frauen. In: E. List und H. Studer (Hrsg.): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Frankfurt/M.
- Smith, Joan, 1982: The Way we were: Women and Work. In: Feminist Studies 8, 437-56
- Sokoloff, Natalie J., 1980: Between Money and Love: The Dialectics of Women's Home and Market Work. New York
- Thompson, E.P., 1980: Das Elend der Theorie. Frankfurt/M.
- Thorne, Barrie, 1978: Gender — how is it Best Conceptualized? Unveröff. Arbeitspapier anlässlich der Jahresversammlung der American Sociological Association
- Tsing, Anna Lowenhaupt, und Sylvia Junko Yanagisako, 1983: Feminism and Kinship Theory. In: Current Anthropology 24, 511-16
- Vogel, Lise, 1984: Marxism and the Oppression of Women. New Brunswick, NJ
- Voydenoff, Patricia (Hrsg.), 1983: Work and Family. Palo Alto, CA
- Wallerstein, Immanuel, 1979: The Capitalist World Economy. New York
- Weitzman, Lenore J., 1981: The Marriage Contract. New York
- West, Candace, und Don Zimmerman, 1983: Small Insults: A Study of Interruptions in Cross-sex Conversations between Unacquainted Persons. In: B. Thorne, C. Kramarae u. N. Henley (Hrsg.): Language, Gender and Society. Rowley, MA, 103-18
- Wright, Erik Olin, Cynthia Costello, David Hachen und Joey Sprague, 1982: The American Class Structure. In: American Sociological Review 47, 709-26



Hans Karl Rupp/Thomas Noetzel
MACHT, FREIHEIT, DEMOKRATIE
 Anfänge der westdeutschen Politikwissenschaft
 Biographische Annäherungen
 170 S., br., ISBN 3-924800-87-1,
 DM 24,80

Für die Entstehung und Entwicklung der Bundesrepublik spielte die Politikwissenschaft eine wichtige Rolle. Die »Väter« des akademischen Faches trugen nicht nur in ihrer Funktion als Hochschullehrer sondern auch als politische Praktiker viel zum Aufbau der westdeutschen Demokratie bei.

Die Autoren skizzieren in ihren biographischen Essays: Franz Leopold Neumann, Ernst Fraenkel, Wolfgang Abendroth, Eugen Kogon, Carlo Schmid, Dolf Sternberger, Ossip K. Flechtheim, Arnold Bergstraesser, Theodor Eschenburg, Eric Voegelin.



SCHÜREN
 Marburg/Berlin

Mary McIntosh

Der Begriff »Gender«

In zeitgenössischen feministischen Ansätzen wird weiterhin das Problem diskutiert, ob der Unterschied zwischen Männern und Frauen in erster Linie in ihren unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen oder unterschiedlichen Persönlichkeiten begründet ist, und wie diese beiden Ebenen miteinander zusammenhängen. Wir haben ein großes Aufgebot an neuen Begriffen entwickelt, um mit diesem Problem fertigzuwerden. Dieser Artikel beschäftigt sich mit der Bewertung der Nützlichkeit und den Implikationen der Vorstellung vom sozialen Geschlecht (gender). Im folgenden untersuche ich eher ein Analysewerkzeug, das auf vielfältige Weise und für unterschiedliche Zwecke angewandt werden kann, als eine übergreifende Theorie. Theoretische Werkzeuge sind nicht vollständig neutral — ein Begriff kann nicht für jede beliebige Theorie verwendet werden. Der Begriff »Gender« ist für bestimmte Arten der Theoriebildung und Analysen geeignet und für andere nicht, aber seine Verwendung legt das Resultat nicht vorab fest. Der Begriff wurde in der Soziologie und im Feminismus allgemein breit genutzt, in jüngster Zeit aber auch stark kritisiert, insbesondere von Feministinnen wie Moira Gatens (1983), die statt dessen den Begriff der »sexuellen Differenz« vorschlagen.

Da der Begriff »Gender« sich als äußerst nützlich erwiesen hat und zu einem Markenzeichen für bestimmte Fortschritte feministischer Theoriebildung geworden ist, wird er häufig als eine Art Wegweiser für ein gesamtes Forschungsgebiet verwendet. Der Begriff des sozialen Geschlechts (gender) hat den des biologischen Geschlechts (sex) abgelöst, oft in bester Absicht — um zu zeigen, daß die bekannten Unterschiede zwischen Mann und Frau nicht auf die Biologie reduzierbar sind. Doch allzu häufig schrecken Feministinnen verschämt vor der möglichen Zweideutigkeit und vulgären Freimütigkeit des Ausdrucks »sex« zurück. Wir laufen Gefahr, daß das »soziale Geschlecht« zu einem Euphemismus verkommt, mit dem sexuelle Antagonismen verschleiert werden, ähnlich den Begriffen »Minderheit« oder »Entwicklungsland«, mit denen rassistische bzw. neo-imperialistische Tendenzen verborgen werden. Wenn »Gender« tatsächlich zur genauen Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht dienen soll, dann zeigt unsere Bereitschaft, vom biologischen Geschlecht zu sprechen, wo es angebracht ist, daß wir weder prüde noch zaghaft sind.

»Gender«, mit den Konnotationen der 70er und 80er Jahre, ist eine relativ neue Erfindung. Der Begriff ist offenbar 1968 von Robert Stoller geprägt worden, der ihn benutzte, um darzulegen, warum die (soziale) Geschlechtsidentität nicht zwangsläufig mit dem biologischen Geschlecht übereinstimmt. Das biologische Geschlecht des Individuums wird von »Chromosomen, äußeren Genitalien, inneren Genitalien, den Gonaden, Hormonen und sekundären Geschlechtsmerkmalen« bestimmt. Diese stimmen fast immer untereinander überein, so daß Menschen säuberlich in zwei biologische Geschlechter unterteilt werden können, männlich und weiblich, mit einigen wenigen Ausnahmen. Im Gegensatz dazu ist »Gender« für Stoller ein Begriff, der eher psychologische und kulturelle als biologische Konnotationen hat.

Von der ursprünglichen Verwendungsweise her bezeichnete »Gender« demnach ein individuelles Persönlichkeitsmerkmal, dessen inhaltliche Bedeutung nicht problematisiert wurde. Welche (soziale) Geschlechtsidentität ein Individuum übernahm, war theoretisch unabhängig von seinem biologischen Geschlecht. Stoller interessierte, ob dieses biologische Geschlecht immer mit der tatsächlichen (biologischen) Geschlechtsidentität des Individuums übereinstimmte, und nicht in erster Linie, ob oder warum, sagen wir, Autos oder Puppen das geeignete Spielzeug für das jeweilige biologische Geschlecht darstellen. Er hat deutlich gemacht, daß die (soziale) Geschlechtsidentität hauptsächlich ein Produkt gesellschaftlicher Geschlechtszuschreibung und kultureller Lernprozesse ist und daß die Biologie selbst nur eine unbedeutende Rolle spielt. Er benutzte den Begriff »Gender«, um einen Großteil dessen, was wir als Unterschiede zwischen Männern und Frauen wahrnehmen, von den biologischen Geschlechterunterschieden zu trennen. Ann Oakley (1972) hat Generationen von britischen SoziologiestudentInnen mit Stollers Terminologie vertraut gemacht, benutzt den Begriff allerdings nur gegen Ende ihres Buches. In der ersten Hälfte geht es ihr vor allem darum, allgemein verbreitete Vorurteile über angeborene geschlechtsspezifische Unterschiede — Persönlichkeitsmerkmale, Intelligenz und Sexualität — zu widerlegen und interkulturelle Variationen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu untersuchen. Seit Oakleys Buch haben die meisten feministischen Soziologinnen, die den Begriff »Gender« übernommen haben, seine Unabhängigkeit vom biologischen Geschlecht als gegeben vorausgesetzt; sie sind davon ausgegangen, daß das soziale Geschlecht ein gesellschaftliches Konstrukt ist, und haben sich vornehmlich mit inhaltlichen Fragen und der weitreichenden Bedeutung des sozialen Geschlechts befaßt.

Gleichzeitig haben Feministinnen die Bedeutung des Begriffs erweitert, so daß er sich nicht mehr allein auf jene Unterschiede zwischen Individuen bezieht, die als gesellschaftlich konstruiert gelten, sondern auch auf die — kulturell variablen — gesellschaftlichen Konstrukte selbst. So bezeichnet der Begriff heute einerseits Geschlechtsrollen, kulturelle Ideale und Stereotypen von Frau und Mann und sogar die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in einer Gesellschaft, während er sich andererseits auch auf soziale Geschlechterunterschiede und die Geschlechtsidentität auf individueller Ebene bezieht. Sandra Harding (1990) verwendet den Begriff in dieser allgemeinen Bedeutung, wenn sie drei Formen beschreibt, die »Gender« im gesellschaftlichen Leben annimmt, nämlich symbolische, strukturelle und individuelle:

»... wobei die Beziehungen zwischen den bevorzugten Ausdrucksformen des Geschlechtersymbolismus, der konkreten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und den zugerechneten männlichen und weiblichen Identitäten und Verhaltensformen undeutlich werden. Diese in jeder Kultur existenten — und eminent wichtigen — Beziehungen können sich sowohl gegenseitig unterstützen als auch in Gegensatz zueinander geraten.« (53)

Ähnlich äußert sich Joan Scott (1986), die »Gender« definiert als einen »Prozeß, durch den gesellschaftliche Verhältnisse konstituiert werden, und zwar auf der Grundlage von wahrgenommenen Unterschieden zwischen den biologischen Geschlechtern«; dieser Prozeß setze sich aus vier miteinander verknüpften, aber analytisch getrennten Elementen zusammen: den kulturell zugänglichen Symbo-

len, den normativen Begriffen für die Interpretation der Symbole, den gesellschaftlichen Institutionen und Organisationen sowie der »(subjektiven) Identität.« (42ff.)

Sowohl Harding als auch Scott erweitern die Konnotationen des Begriffs »Gender« um eine weitere Dimension. Scott sagt, daß das soziale Geschlecht »ein primäres Mittel zur Bezeichnung von Machtverhältnissen« sei oder »ein primärer Bereich, in dem oder durch den Macht artikuliert wird«, so daß die Herausforderung bestehender Geschlechterverhältnisse eine Herausforderung des gesamten politischen Systems bedeute (45). Harding schreibt, daß »Gender« »immer asymmetrisch« sei. Für sie sind Männlichkeit und Weiblichkeit nicht einfach »partielle, aber kombinierbare Ausdrucksformen« (55), so daß es vorstellbar wäre, die unerwünschten Charakteristika abzustreifen und jeweils den positiven Kern beizubehalten, denn »Männlichkeit bedeutet vor allem den Ausschluß all dessen und die rechtmäßige Herrschaft über all das, was kulturell als weiblich definiert ist« (56).

Ich bin eher skeptisch, ob es sinnvoll ist, den Begriff »Gender« derart auszuweiten, daß wir alle Fragen und Probleme in eine Definition stopfen. Und selbst wenn die Asymmetrie von Macht ein derart universelles Merkmal des sozialen Geschlechts wäre, welche Ursachen liegen dem zugrunde? Harding weicht dieser Frage letztlich aus, wenn sie fordert, daß der Begriff »Gender« diese Asymmetrie umfassen muß, weil er sonst »nicht erklären (kann), warum in den meisten Kulturen politische Macht und moralische Wertsetzung von Männern auf Kosten der Frauen monopolisiert wurden« (56). Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall: wenn der Begriff diese Asymmetrie bereits enthält, verliert er die Fähigkeit, sie erklären zu können.

Auf der gegenwärtigen Stufe der theoretischen Auseinandersetzung scheint mir eine eher »magere« Definition, die sich von anderen Theorien abhebt, vorteilhafter zu sein als eine allzu »satte«, die vielleicht eine adäquatere Beschreibung ermöglicht, dafür aber unbeweglicher ist. Wie Gayle Rubin (1975) formulierte:

»... jede Gesellschaft wird einige systematische Wege finden, um mit dem biologischen Geschlecht, dem sozialen Geschlecht und mit Neugeborenen umzugehen. Ein derartiges System kann sich auf die Gleichberechtigung der Geschlechter stützen, zumindest theoretisch, oder es kann geschlechtshierarchisch angeordnet sein, was bei den meisten bekannten Beispielen der Fall zu sein scheint. Aber es ist wichtig — selbst angesichts einer deprimierenden Geschichte —, auch weiterhin zu unterscheiden zwischen der menschlichen Fähigkeit und Notwendigkeit, geschlechtsspezifische Welten zu errichten, und den empirischen Unterdrückungsstrategien, die zur Strukturierung dieser geschlechtsspezifischen Welten eingesetzt worden sind.« (6)

Aus diesem Grund zog Rubin den Begriff »sex/gender system« den damals zur Verfügung stehenden Alternativen »Reproduktionsweise« und »Patriarchat« vor.

Die schwerwiegendste Kritik am Begriff »Gender« besteht darin, daß er sein impliziertes Gegenstück, Sex, vereinfacht. Moira Gatens z.B. hat die sex/gender-Bestimmung in Frage gestellt, weil sie ihrer Meinung nach eine Neutralität des Körpers nahelegt und einen willkürlichen Zusammenhang zwischen Weiblichkeit und dem weiblichen Körper, Männlichkeit und dem männlichen Körper postuliert, und aufgrund »der offensibaren Vereinfachung der ahistorischen und theoretisch naiven Lösung: namentlich der Re-Sozialisation« (1983, 144). Im Rahmen ihrer Kritik geht sie auf Robert Stoller zurück, statt auf feministische historische und

soziologische Entwicklungen der Bedeutung des sozialen Geschlechts. In der Tat glaubte Stoller an die Macht der Sozialisation in der Bestimmung individueller Geschlechteridentitäten bis zu einem bestimmten Grad — aber selbst er ging nicht davon aus, daß diese nach den ersten Lebensjahren völlig rückgängig gemacht werden könnte. Aber für diejenigen, die den Begriff »Gender« eher auf gesellschaftlicher als individueller Ebene gebraucht haben, ist er weit entfernt von einer willkürlichen Verbindung zum Körper. In Gesellschaften, in denen die biologische Reproduktion bedeutungsvoll ist, werden Frauen gesellschaftlich als diejenigen definiert, die Kinder gebären können. Davon auszugehen, daß solche Verknüpfungen historisch wandelbar und damit nicht festgelegt sind, bedeutet nicht, daß sie willkürlich sind. Das Wichtige am Begriff »Gender« ist nicht, den Körper zu verleugnen oder seine Bedeutung als unveränderlich zu sehen, sondern einen Einblick zu ermöglichen, wie er sozial konstruiert ist. Wie Simone de Beauvoir sagte, »existiert in Wirklichkeit nicht der von den Gelehrten beschriebene Körper als Objekt, sondern der vom Subjekt erlebte Körper.« (1968, 50)

Judith Butler (1990) warf Simone de Beauvoir einen kartesianischen Dualismus von Geist und Körper vor, was eine abscheuliche Sünde sein mag oder nicht. Aber anders als in philosophischen scheint es mir in historischen und soziologischen Arbeiten notwendig, zwischen eher beständigen körperlichen und anderen Geschlechterunterschieden (vielleicht einige körperliche inbegriffen) zu unterscheiden, um gesellschaftliche Veränderungsmöglichkeiten zu erforschen. An dieser Stelle ist es vielleicht nützlich, einige der angebotenen begrifflichen Fassungen vorzustellen, um deutlich zu machen, was den Begriff »Gender« auszeichnet und welche Vorzüge sich damit verbinden.

Vom Nutzen der Begriffe

Der auf Parsons zurückgehende Begriff »Geschlechtsrollen« übte auf die frühe Frauenbewegung einen großen Reiz aus. In Verbindung mit dem Begriff »Konditionierung« bot er — auch wenn SoziologInnen erschauerten — eine Terminologie, mit der sich entwirren und unterscheiden ließ, wie wir als Frauen tatsächlich lebten und wie wir vielleicht hätten sein können. Uns selbst als Spielerinnen von Rollen, als hilflose Opfer eines bösartigen Drehbuchautoren sehen zu können, befreite uns von unserer Vergangenheit und ermutigte dazu, unsere Zukunft selbst zu schreiben. Er bot auch die Möglichkeit, Männer als erlösbare Geschöpfe zu betrachten, die nur aus den Begrenzungen ihrer Geschlechtsrollen ausbrechen müßten. Doch diese befreienden Funktionen können heute vom Begriff »Gender« übernommen werden, und die analytischen Einschränkungen des »Geschlechtsrollen«-Ansatzes sind offenkundig, jedenfalls für SoziologInnen. Der Begriff »Geschlechtsrollen« ist zwangsläufig in die eine oder andere Version von Rollentheorie eingebettet. Er impliziert eine gewisse Harmonie und Reziprozität der Rollen und damit eine Form von Symmetrie. Er abstrahiert von Machtverhältnissen und Ungleichheit und impliziert eine tendenziell positive Übereinstimmung von Persönlichkeit, Rolle und institutionellen Strukturen. Zwar steht auch der Begriff »Gender« diesen Annahmen nicht prinzipiell feindlich gegenüber, aber er ist nicht

zwangsläufig damit belastet, sondern offener und weniger systematisch, weil er nicht in ein bereits vorhandenes Theoriegebäude, wie etwa den soziologischen Funktionalismus, eingebaut ist. (Vgl. Connell 1987, 47ff.)

Dennoch haben die Begriffe »Gender« und Geschlechtsrollen einige Gemeinsamkeiten. Bei beiden liegt der Schwerpunkt auf gesellschaftlich konstruierten Unterschieden und beide führen zu Fragen, die für Männer und Frauen gleichermaßen und gleichzeitig gestellt werden. So gesehen stehen beide Begriffe jeder Form von Essentialismus, ob feministisch oder anti-feministisch, antithetisch gegenüber. Beide implizieren die Ablehnung jeder Betrachtungsweise, daß Frauen Männern grundsätzlich entweder über- oder unterlegen seien. Und beide Begriffe lassen sich weder mit der Vorstellung vereinbaren, daß das Leben von Männern authentischer und erfüllter sei als das von Frauen und modellhaft aufzeigen könne, wohin die Frauenbefreiung führen wird, noch mit Theorien, nach denen Männer aufgrund ihrer essentiellen Bösartigkeit Frauen dazu gezwungen haben, sich einer falschen Weiblichkeit anzupassen, während sie selbst sich das Recht bewahrten, »sie selbst zu sein«.

Die Begriffe *geschlechtsspezifische Arbeitsteilung* und *Geschlechtertrennungen* werden oft verwendet, um einen Bruch mit dem Geschlechtsrollen-Ansatz anzuzeigen. Mit ein bißchen mehr Marx als Durkheim wird auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß Beziehungen zwischen Männern und Frauen häufig antagonistisch sind, daß die Geschlechtertrennung sich wie ein breiter Graben durch die gesamte Gesellschaft zieht und daß diese Spaltung nicht nur mit Fragen gesellschaftlicher Rollenverteilung wie Parsons' »instrumenteller und expressiver Führerschaft« zu tun hat, sondern mindestens genauso viel mit der Arbeitsteilung im materiellen Sinn. Unter diesen Vorzeichen werden viele Themen neu diskutiert, z.B. die Trennung in private und öffentliche Sphäre, der Ausschluß der Frauen von der Macht und den Privilegien des öffentlichen Lebens, wie auch Hausarbeit, Kindererziehung und die häusliche Rolle der Frau als Verwalterin des Alltags und des Gefühlsbereichs — all diese Aspekte werden unter dem Begriff *Arbeit* gefaßt. Dies sind zweifellos wichtige Themen, und ich denke, daß die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung auch weiterhin ein wertvoller Begriff bleiben wird.

Eine interessante Analogie bietet hier der Begriff »Rassenverhältnisse« (race relations), weil er auf eine Forschungsrichtung verweist, die sich mit Vorurteilen, Feindseligkeit, mit Unterdrückung und Ausbeutung zwischen bestimmten gesellschaftlichen Gruppen befaßt. »Rassenverhältnisse« ist seit kurzem in Mißkredit geraten, weil er davon auszugehen scheint, daß die gesellschaftliche Definition von »Rassen« ein Ergebnis biologisch vorgegebener statt gesellschaftlich konstruierter Kategorien ist. Die Untersuchungen konzentrieren sich jetzt stärker auf die Frage, warum und auf welche Weise derartige Kategorien produziert werden — beschäftigen sich also eher mit dem Thema Rassismus als mit den Beziehungen zwischen »Rassen«. Doch der Fall des biologischen und/oder sozialen Geschlechts ist in wichtiger Hinsicht anders gelagert. Niemand bezweifelt ernsthaft, daß Menschen — mit einigen wenigen Ausnahmen — in zwei getrennte biologische Geschlechterkategorien fallen, während es keine derartigen »rassischen« Kategorien gibt. Wir können also über eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung schreiben, ohne sie in Anführungszeichen zu setzen. Auch bezweifelt niemand, daß es enorme Unter-

schiede zwischen Männern und Frauen gibt und daß diese Unterschiede, auch wenn sie durch eine sexistische Stereotypisierung maßlos überzogen werden, mehr sind als bloße Produkte sexistischer Phantasie — selbst wenn sie durch eine jahrhundertelange Geschichte sexistischer Praxis entstanden sein mögen. Im Fall »rassischer« Unterschiede ist das dagegen sehr zweifelhaft; die Frage von ethnischer Zugehörigkeit und Rassismus wie auch die Frage, inwieweit der gesellschaftliche Prozeß der Rassenfestschreibung Unterschiede zwischen den Angehörigen der so definierten Gruppe und den Angehörigen anderer Gruppen überhaupt erst produziert, sind äußerst kontrovers diskutiert worden.

Für unsere Fragestellung zeichnet sich hier ein wichtiger Aspekt ab: solange wir uns hauptsächlich auf die Beziehungen zwischen bereits konstituierten gesellschaftlichen Kategorien konzentrieren, können wir offenbar nur unzureichend untersuchen, wie diese Kategorien entstanden sind und welche Merkmale ihnen zugeschrieben werden. Was wir brauchen, ist eine Möglichkeit, beides in Beziehung zueinander setzen zu können, was zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Theorieentwicklung wahrscheinlich nur im Rahmen spezifischer historischer Analysen zu leisten ist. Aber zumindest deutet sich an, daß geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und »Gender« komplementäre und nicht konkurrierende Begriffsbestimmungen sind.

Eine ältere Tradition, die ihre Wurzeln in Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht* hat, rückt das asymmetrische Verhältnis von Männern und Frauen in den Mittelpunkt der Analyse:

»(Die Frau) wird bestimmt und unterschieden mit Bezug auf den Mann, dieser aber nicht mit Bezug auf sie; sie ist das Unwesentliche angesichts des Wesentlichen. Er ist das Subjekt, er ist das Absolute: sie ist das Andere.« (II)

Simone de Beauvoir hat den Weg dieser Dualität durch die Menschheitsgeschichte und Literatur zurückverfolgt und sehr sorgfältig aufgezeigt, wie diese tiefe Spaltung — auch wenn sie sich in scheinbar banalen Diskriminierungen ausdrückt — die Moral und das Denken von Frauen tiefgreifend beeinflusst. John Berger (1974), der die Aktualerei in der europäischen Kunstgeschichte untersuchte, hat darauf hingewiesen, daß Frauen immer für einen abwesenden Protagonisten, den männlichen Betrachter, dargestellt worden sind und daß sich darin eine Kultur spiegelt, in der »Männer handeln und Frauen treten auf. Männer sehen Frauen an. Frauen beobachten sich selbst als diejenigen, die angesehen werden. Dieser Mechanismus bestimmt nicht nur die meisten Beziehungen zwischen Männern und Frauen, sondern auch die Beziehung von Frauen zu sich selbst. Der Prüfer der Frau in ihr selbst ist männlich — das Geprüfte weiblich.« (44)

In neueren Veröffentlichungen werden konkretere Begriffe wie *Sexismus*, *männlicher Chauvinismus*, *Männlichkeitswahn* oder *Phallogozentrismus* benutzt. Sie weisen alle darauf hin, daß Frauen gezwungen sind, in einer Welt zu leben, in der sie als periphere und »relative Wesen« definiert werden. Im schlimmsten Fall bedeutet dies, daß Frauen die männliche Sprache und den männlichen Blick übernehmen und nicht in der Lage sind, ihre eigene Sprache zu formulieren: ihre Selbstachtung ist gering, sie verachten andere Frauen, leiden an Penisneid und können nur noch Männer verführen, ohne eigenes sexuelles Begehren. Im besten Fall bedeutet dies, daß Frauen erfahrener sind, sich in die Rolle des »Anderen« zu versetzen, über

mehr Selbsterkenntnis und Bindungsfähigkeit verfügen und weniger egozentrisch sind.

Doch da beide Versionen sich letztlich auf die Theorie stützen, daß die Frau als das »Andere« in einer männerzentrierten Welt konstruiert wird, tendieren sie dazu, Frauen von vornherein als Opfer zu betrachten. Obwohl diese Theorie eine Kritik der männerzentrierten Weltsicht beabsichtigt, führt sie paradoxerweise zu Analysen, die den Eindruck erwecken, daß die Frau tatsächlich über ihr Verhältnis zum Mann und ihre Unterscheidung von ihm definiert ist. Bei John Berger oder Kate Millett (1985), denen es hauptsächlich darum geht, Männerzentriertheit aufzudecken, spielt dieser Aspekt vielleicht keine so große Rolle. Aber wenn wir, wie Simone de Beauvoir, herausfinden wollen, welche Art Frauen diese Gesellschaft hervorbringt, entsteht ein sehr negatives Bild. Bei Beauvoir erscheinen Frauen oft als Kollaborateurinnen ihrer eigenen Unterwerfung oder sie wählen irreführende und unbefriedigende Widerstandsmethoden wie Narzißmus oder Lesbianismus; sie wirken entfremdet und voller Selbstzweifel. (Beauvoir hatte all die Methoden aufgezeigt, mit denen Frauen tatsächlich abgewertet werden. Die einzige Lösung war die Abschaffung der Geschlechtertrennung, nicht die Lobpreisung der Frau, wie sie ist.) Als Existentialistin glaubte Beauvoir, daß Frauen diesen Zustand nur aufheben könnten, indem sie sich ihrer Situation bewußt würden; für sich selbst lehnte sie die Abhängigkeit der Ehe und die trügerische Falle der Mutterschaft ab.

Die Kategorie »Frau«

Die Entwicklung von *Frauenforschung* ist zum Teil eine Reaktion auf die Gefahren gewesen, Frauen als bloße Produkte einer sexistischen Kultur zu betrachten. Anliegen von Frauenforschung ist es, Frauen dem Vergessen zu entreißen, in das eine sexistische Sozialwissenschaft sie verbannt hat. Sheila Rowbothams Titel *Hidden from History* (1973) drückt das treffend aus. Weniger glücklich gewählt ist die Formulierung »Herstory«, die für den Versuch einiger Feministinnen steht, eine weibliche Geschichtsschreibung zu begründen, um die bestehende »History« auszugleichen und zu korrigieren. KunsthistorikerInnen haben »Alte Meisterinnen« (Parker/Pollock 1981) wiederentdeckt. SoziologInnen haben viele Bände mit Titeln wie *Frauen und ...* oder *Frauen in ...* veröffentlicht. All diese Bemühungen sind ungeheuer wichtig und wertvoll gewesen, um ein notwendiges Gegengewicht zu der jahrhundertelangen — teils bewußten, teils unbewußten — Bevorzugung von Männern zu schaffen.

Diese Strategie sollte auch dazu beitragen, Frauen zu würdigen und den Anspruch zu erheben, daß unser Leben ebenso interessant und wichtig ist wie das von Männern. Das gilt insbesondere für viele Bemühungen, Geschichte und Biographie von Frauen aufzudecken. Dies bedeutet die genaue Umkehrung der Beauvoirschen Vorgehensweise. Beauvoir sagt, daß die männerzentrierte Weltsicht zur »self-fulfilling prophecy« geworden ist und Frauen hervorbringt, die tatsächlich wesentlich eingeschränkter sind, was ihre Standpunkte und ihre Fähigkeit, die Welt zu verändern, angeht. Im Gegensatz dazu behauptet diese Richtung der Frauenforschung, daß Frauen schon immer Geschichte gemacht haben und lediglich von der Geschichtsschreibung ignoriert worden sind. Dieser Ansatz will die große

Bedeutung dieser Frauen aufdecken, entweder nach herrschenden Standards oder — wenn diese männerzentriert sind — durch die Entwicklung neuer, weiblicher Standards.

Die Frauenforschung hat schnell erkannt, daß sie nicht einfach ein weibliches Wissenschaftsgebäude neben dem bestehenden männlichen errichten kann. Die Geschichte von Frauen mache, so Joan Kelly (1984), deutlich, daß die sozialen Beziehungen zwischen den biologischen Geschlechtern nicht konstant sind und daß Theorien über gesellschaftliche Veränderungen die sich verschiebenden Grenzverläufe und den Grad der Differenzierung zwischen häuslicher und öffentlicher Sphäre untersuchen müssen. Feministische Geschichtswissenschaft kann demnach nicht bedeuten, daß wir Frauen untersuchen und Männer vernachlässigen, so wie Männer dies einst mit Frauen taten. Sie bedeutet vielmehr, daß wir die Geschichte von einer Frauenperspektive aus neu entwerfen müssen. Denn »der Platz der Frau ist keine separate Sphäre oder ein abgetrennter Existenzbereich, sondern Teil einer gesamtgesellschaftlichen Existenz« (57). Das gleiche gilt für alle anderen Sozial- und Geisteswissenschaften. Eine so verstandene Frauenforschung läßt sich durchaus mit dem Begriff »Gender« vereinbaren. Doch solange Frauenforschung über den Protest gegen Männerforschung nicht hinausgeht, kann sie keine Verwendung für diesen Begriff haben, weil sie nicht akzeptieren will, daß Frauen und Männer nur insofern als gesellschaftliche Gruppierungen existent sind, als sie in Beziehung zueinander stehen. Die beste Frauenforschung kann durchaus sehr viel Zeit auf die Untersuchung von Männern verwenden, nur eben aus einer ganz anderen Perspektive — der von Frauen.

Feministische Geschichtswissenschaft, wie Joan Kelly sie beschrieben hat, unterscheidet sich noch durch einen anderen Aspekt von etwas früheren Ansätzen der Frauenforschung. Sie sieht Frauen nicht als geschichts- und kulturübergreifende homogene Kategorie. Auch wenn Frauen immer eine unterschiedene gesellschaftliche Gruppe bilden, sind doch die Geschlechterverhältnisse ebenso wandelbar wie die Erfahrungen einzelner Frauen. Das bedeutet, daß wir geschichtliche Frauengestalten oder Frauen in der »Dritten Welt« nicht einfach als unsere »Schwestern« betrachten können, so als ob sie allein durch die Tatsache, daß sie Frauen sind, zwangsläufig dieselben Ansichten und Sympathien haben müßten wie wir.

Zu Beginn der Frauenbewegung in Europa und den USA, als wir uns allmählich bewußt wurden, was wir als Frauen gemeinsam haben, war »Schwesternschaft« das Lösungswort. Der Slogan »Schwestern sind stark« drückte aus, wie Veränderungen erreicht werden sollten, nämlich durch kollektives Handeln gegen die allgemeine Frauenunterdrückung. »Schwesternschaft« war sowohl ein Ziel als auch eine Tatsache. Doch in der weiteren Entwicklung der Frauenbewegung gab es immer öfter Forderungen, die mit Unterschieden zwischen Frauen zusammenhingen; Frauen der Arbeiterklasse fühlten sich von den Prioritäten und der Vorgehensweise der hauptsächlich aus Mittelschichtsfrauen bestehenden Bewegung ausgeschlossen. Später gab es Forderungen nach Anerkennung ethnischer Unterschiede und Angriffe gegen den Rassismus einer überwiegend von weißen Frauen bestimmten Bewegung. Die Anerkennung von Unterschieden zwischen Frauen hat auch Fragen aufgeworfen, die für die feministische Politik insgesamt von grundsätzlicher Bedeutung sind: erstens, wenn andere Formen von Unterdrückung und

politischer Mobilisierung sich mit dem Geschlecht überschneiden, wie können wir politische Prioritäten setzen? Und können Individuen, die in Hinsicht auf Rassen- oder Klassenzugehörigkeit sowohl Unterdrücker als auch Unterdrückte sind, gemeinsam gegen sexuelle Unterdrückung kämpfen? (eine Frage, die man mit sechs unterschiedlichen Betonungen lesen kann); und zweitens: wenn Frauen in verschiedenen Kulturen als Frauen unterdrückt werden, aber auf unterschiedliche Weise, kann der Feminismus eine inter-kulturelle Bedeutung haben? Ich glaube, daß es sehr wichtig ist, diese beiden Fragen auseinanderzuhalten, obwohl sie im Eifer des Gefechts oft miteinander vermischt werden. In der politischen Sphäre werden diese Fragen unterschiedlich beantwortet: durch die Formulierung politischer Programme, die eine Menge progressiver Ansätze umfassen, oder in Form von Analysen, die eine Form von Unterdrückung einer anderen unterordnen, oder von Individuen, die gegen ihre eigenen Gruppeninteressen arbeiten (wie bürgerliche Intellektuelle es in der sozialistischen Bewegung seit jeher getan haben), oder durch strategische Bündnisse.

In der Soziologie ist das Thema 'Unterschiede' auf einer empirischen Ebene nie ein großes Problem gewesen. Es ist allgemein anerkannt, daß wir Menschen in Kategorien einordnen müssen, um eine Gesamtbevölkerung charakterisieren zu können. Jede Kategorie wird eine Mischung enthalten, aber wenn wir den Filterungsprozeß zu extensiv betreiben, werden wir schließlich bei der Einzigartigkeit des Individuums landen und nicht bei Kategorien. Unterschiede sind nicht absolut, sondern immer graduell.

Aber was passiert, wenn wir über solche Kategorien zu theoretisieren beginnen? Wenn wir bestimmen wollen, was Frauenunterdrückung bedeutet oder welche Ursachen sie hat, darf die Kategorie nicht einfach etwas willkürlich Festgesetztes sein. Auf der einen Seite des Extrems stehen die Versuche, eine einzige umfassende Theorie über die universelle Unterordnung der Frau zu entwickeln. Diese Ansätze berufen sich für gewöhnlich auf biologische Unterschiede, auf natürliche Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern, auf kulturelle Universalien wie Beauvoirs »Subjekt« und »das Andere« oder auf die Unterscheidung zwischen Natur und Kultur (Ortner 1980) oder beziehen sich ansonsten auf die vorgeschichtlichen Wurzeln weiblicher Unterordnung im Rahmen von Levi-Strauss' Frauenaustausch oder Engels' Ursprung des Privateigentums (MEW 21). Letztendlich müssen solche Theorien auf irgendeinen Aspekt biologischer Unterschiedlichkeit zurückgreifen, auch wenn sie diese als kulturell vermittelt begreifen — meist ist das die reproduktive Rolle der Frau. Selbst Analysen, die sich nicht in grundsätzlichen Erklärungen versuchen, stellen häufig Behauptungen über »die Frauen« auf. Hester Eisenstein (1984) bezeichnet diesen verbreiteten Zug eines radikalfeministischen Denkens als »falschen Universalismus« — d.h. die Unterstellung, daß »alle Frauen dieser Welt, gleichgültig welcher Rasse, Religion, Klasse oder sexuellen Präferenz, etwas Grundsätzliches gemeinsam haben« (182). Derartige Argumentationen laufen in der Regel darauf hinaus, daß alle Frauen unter Formen männlicher Unterdrückung leiden. Ähnlich verhält es sich, wenn ganz unterschiedliche Praxen in einen Topf geworfen und als »sexuelle Versklavung« (Barry 1983) oder »Sado-Rituale« zusammengefaßt werden: Mary Daly (1981) bezeichnet die Witwenverbrennungen in Indien, das Füßeinbinden in China, die Klitorisbeschnei-

dungen in Afrika, die Hexenverbrennungen in Europa und die gynäkologischen und psychotherapeutischen Praktiken in den USA als bloße Varianten einer universellen sadistischen Frauenunterdrückung. Dieser Ansatz geht manchmal — wie bei Daly — noch einen Schritt weiter und beharrt darauf, daß die Gemeinsamkeiten von Frauen eine grundsätzlichere Bedeutung hätten als ökonomische und kulturelle Unterschiede. Da die Analyse dieser Gemeinsamkeiten von weißen Intellektuellen ausging, die im mächtigsten Staat der Welt leben, ist es nicht verwunderlich, wenn viele Frauen, die ihre Situation ganz anders erleben, mit einer gewissen Skepsis reagieren. Catharine MacKinnon (1989) verfolgt ebenfalls die Strategie, allgemeine Aussagen über Frauen zu treffen, ist sich allerdings der Gefahren einer solcher Vorgehensweise bewußt:

»In diesem Essay habe ich durchweg versucht zu untersuchen, ob die Bedingungen von Frauen universell sind, selbst wenn der Kontext oder andere Größen differieren. (So ist es etwas anderes, ob man als Schwarze oder Weiße ein 'Niemand' ist, wenn auch beide gemäß männlichen Standards kein 'Jemand' sind.) Dies ist die durchgängig in dieser Arbeit versuchte Herangehensweise an Rasse und ethnische Zugehörigkeit. Mit dem Ausdruck 'Frauen' bemühe ich mich, alle Frauen irgendwie einzuschließen, ohne die Besonderheiten ihrer unterschiedlichen Erfahrungen zu verletzen. Wann immer dies nicht gelingt, ist die Aussage schlicht falsch und muß spezifiziert werden, oder diese Intention bzw. die Theorie sind aufzugeben.« (112)

Das andere Extrem bilden Theoretikerinnen, die den latenten oder manifesten Essentialismus vieler radikalfeministischer Schriften so vehement ablehnen, daß sie einer solchen Kategorie wie »Frauen« jeden wissenschaftlichen Wert absprechen. Führende Vertreterinnen dieses Ansatzes in Großbritannien sind die Herausgeberinnen der feministischen Zeitschrift *m/f*. Sie stützen ihre Argumentation weder auf die empirische Vielfalt weiblicher Lebensweisen noch gehen sie davon aus, daß für viele Frauen andere Formen der Unterdrückung Priorität haben, obwohl es gerade diese beiden Fakten sind, die ihre Ansichten für einige sozialistische Feministinnen attraktiv machen. Ihr Ansatz beruht auf der Ablehnung eines »Humanismus«, der »das 'Subjekt' als Ort und Erklärung gesellschaftlicher Verhältnisse« bestimmt (Barrett 1983), sowie auf der Vorstellung, daß »Geschlechterunterschiede aus unterschiedlichen diskursiven und gesellschaftlichen Praktiken resultieren«, die in vielfältiger und widersprüchlicher Weise wirksam werden; »die Repräsentationsarbeit produziert Unterschiede, die nicht vorhersagbar sind«. Alles was untersucht werden könne, sei die »Produktion von Unterschieden durch Repräsentationsstrukturen« (Adams 1979, 52).

Es ist nicht völlig klar, was damit gemeint ist. Ist es eine Art von epistemologischem Konventionalismus, in dem alle Kategorien zu reinen Denkkategorien werden? Wenn ja, so ist die Kategorie »Frauen« ebenso gut wie alle anderen — obwohl andererseits das Eintreten für eine realistische Epistemologie noch nicht die Anwendung eines spezifischen Kategorie-Schemas rechtfertigt. Ist es die Ablehnung eines sexuellen Essentialismus, ein Beharren darauf, daß die Kategorie ein diskursives Konstrukt ist? Wenn ja, dürften wir auch nicht länger von »Krankenschwestern« oder »Kindern« sprechen, denn auch das sind lediglich soziale Kategorien, die ebenso wie »Frauen« zur Grundlage der gesellschaftlichen Arbeitsteilung gemacht werden. Michèle Barrett (1983) meint, daß dieser Ansatz »hilfreich-

cher ist für ein Verständnis ideologischer Konstrukte wie 'die Familie' ... Bei den Kategorien 'Mann' und 'Frau' handelt es sich jedoch nicht um ideologische Konstrukte bar jeden konkreten Bezuges« (187).

Die *m/f*-Gruppe verwendet den Begriff »Gender« nicht, z.T. weil die Bestimmung des biologischen und sozialen Geschlechts eher eine realistische Erkenntnistheorie beinhaltet als den Nominalismus der Diskurstheorie. Tatsächlich kann der Begriff »Gender« dafür verwendet werden, denselben Aspekt hervorzuheben, um den es auch ihnen geht: daß die scheinbar polare Geschlechterteilung und der spezifische Inhalt von Männlichkeit und Weiblichkeit in jedem Kontext gesellschaftlich produziert und nicht vorgegeben ist. Indem wir den Begriff »Gender« benutzen, wie er auf das biologische Geschlecht verweist, tragen wir auch dazu bei, die absurde Annahme zu vermeiden, daß die Kategorien Mann und Frau nicht vorher gekannt werden können. Diese Absurdität kann genauso gut durch alltägliche Beobachtungen vermieden werden:

»... jeder Diskurs in unserer Gesellschaft ... konstruiert 'Mann' und 'Frau' als grundlegend verschieden. Dieser zentrale Unterschied ... ist die vielleicht bedeutendste Unterscheidung für unsere Grundvorstellungen von Identität. Die Gesellschaft identifiziert uns permanent als vergeschlechtlichte Subjekte, wenn auch auf unterschiedlichste Art und Weise.« (Coward 1981, 104)

Wenn wir hinzufügen, daß dies nicht nur für unsere Gesellschaft, sondern auch für die meisten anderen gilt, dann haben wir das Fundament für eine Frauenforschung, die dem sozialen Geschlecht und seiner gesellschaftlichen Produktion Rechnung trägt und dennoch bereit ist, Aussagen über die Stellung der Frau und die Beziehungen der Geschlechter in bestimmten Gesellschaftsformen und geschichtlichen Perioden zu treffen.

Patriarchatsdebatte

Patriarchat ist der wohl häufigste und anerkannteste Begriff in der feministischen Wissenschaft. Dennoch würden einige von uns es begrüßen, wenn er in Vergessenheit geriete. Problematisch ist, daß der Begriff sehr unterschiedlich verwendet wird, so z.B. von Radikalfeministinnen und Lacanianerinnen (für eine ausführliche Kritik vgl. z.B. Barrett 1983). Der Hauptkritikpunkt, der oft als pedantischer Konservatismus abgetan wird, ist tatsächlich mehr als das. Es handelt sich um das Argument, daß Patriarchat wörtlich »Herrschaft des Vaters« und nicht einfach jedwede Form männlicher Herrschaft meint; ferner wird kritisiert, daß der Begriff vorher in der Soziologie verwendet wurde, vor allem von Max Weber, um die reine Form eines traditionellen Gemeinwesens zu bezeichnen, das durch die persönliche Macht älterer Männer über Frauen, jüngere Männer, Kinder und Dienstboten durch die Strukturen des Haushalts gekennzeichnet war. Inzwischen haben einige Feministinnen behauptet, das sei genau das, was sie mit dem Begriff meinen. Kate Millett zufolge, die den Begriff als erste verwendet hat, »beruht das Patriarchat auf zwei Prinzipien: männlich herrscht über weiblich und der ältere Mann über den jüngeren« (1985, 40). Es lohnt sich in diesem Zusammenhang, Sally Alexander und Barbara Taylor (1981) ausführlich zu zitieren:

»Was wir brauchten ... war eine Theorie des sozialen Geschlechts selbst, einen neuen Weg, um über Reproduktion und Sexualität nachdenken zu können. Die Suche zog einige von uns in Rich-

tung der strukturellen Anthropologie und Psychoanalyse. Die feministische Lesart der Anthropologie hat uns gelehrt, daß die gesellschaftliche Bedeutung von Männlichkeit und Weiblichkeit durch verwandtschaftliche Normen, in denen die Muster sexueller Dominanz und Unterordnung festgeschrieben sind, konstruiert wird. Von der Psychoanalyse haben wir erfahren, wie diese Verwandtschaftsregeln in das Unbewußte des weiblichen Kindes eingeschrieben werden, nämlich via traumatischer Umorientierung des sexuellen Begehrens in der ödipalen Phase von der Mutter auf den Vater ('das Gesetz des Vaters'). Die Kombination dieser beiden Argumentationslinien, wie zum Beispiel in Juliet Mitchells ungeheuer einflußreichem Buch *Psychoanalyse und Feminismus*, bietet eine überzeugende Erklärung für die Hervorbringung patriarchaler Strukturen, die per definitionem Frauen unterdrücken müssen. (79f.)

Aber meistens wird der Begriff Patriarchat in einem allgemeineren Sinn verwendet, als Bezeichnung für ein männliches Herrschaftssystem, das sich nicht zwangsläufig über die Familie konstituiert und auch nicht unbedingt die Macht älterer über jüngere Männer impliziert. Ist es wirklich reine Pedanterie, wenn man sagt, daß es unangemessen ist, einen einzigen Begriff für zwei ziemlich unterschiedliche Bedeutungen zu benutzen? Einige Feministinnen haben auf diese Kritik — sinngemäß — entgegnet, daß der ältere und wörtliche Gebrauch äußerst selten sei und daß »wir den Begriff dringender brauchen als die anderen«. Doch meiner Ansicht nach ließe sich durchaus argumentieren, daß der Begriff »Patriarchat« in seiner ursprünglichen, engeren Bedeutung für die feministische Theoriebildung ebenso wichtig ist wie für staubige alte vor-feministische Wälzer über *Wirtschaft und Gesellschaft*. Ein Beispiel sind Theorien mit psychoanalytischem Ansatz wie die von Sally Alexander und Barbara Taylor. Man muß diesen Theorien nicht zustimmen, um zu erkennen, daß sie einen legitimen Anspruch darauf erheben können, den Begriff in seiner ursprünglichen Bedeutung beizubehalten, um die männliche Herrschaft im Rahmen familiärer Strukturen zu beschreiben. Das andere Beispiel sind Theorien über sich wandelnde Formen männlicher Herrschaft; derartige Theorien brauchen den Begriff, um zum Beispiel die Zerstörung vor-kapitalistischer patriarchaler Institutionen und die Entwicklung neuer Herrschafts- und Unterordnungsformen im Spätkapitalismus erklären zu können. Der Versuch, den Patriarchatsbegriff durch die Unterscheidung zwischen »privatem« und »öffentlichem« Patriarchat überhistorisch zu verwenden, ermöglichte es, die Verschiebung von einem privaten zu einem eher öffentlichen Patriarchat in kapitalistischen Gesellschaften im späten 20. Jahrhundert wahrzunehmen. (Vgl. Brown 1981; Walby 1990)

Das zweite Beispiel wird den meisten Verteidigerinnen einer allgemeineren Begriffsverwendung gegen den Strich gehen. Für die meisten von ihnen signalisiert der Begriff ein geschichtsübergreifendes System, das einige oberflächliche Veränderungen erfahren mag, im Grunde jedoch gleichbleibt, was manchmal dadurch unterstrichen wird, daß von »dem Patriarchat« gesprochen wird. Die Frage, ob historische Veränderungen so grundlegend sind, daß sie ein Extra-Etikett verdienen, ist zweifellos eine Ansichtssache, auf die es keine absolute Antwort geben kann. Aber unsere Fragestellung ist sowohl politisch als auch theoretisch. Es geht um die Beziehung zwischen Feminismus und Marxismus. Lassen sich Formen von Frauenunterdrückung entsprechend den Gesellschaftsformen unterschiedlicher Produktionsweisen periodisieren? Oder ist Frauenunterdrückung etwas Grundsätzlicheres, Dauerhafteres, und sind die marxistischen Produktions-

verhältnisse bloß varierende Formen der Ausbeutung unter Männern? Einige Radikalfeministinnen haben den marxistischen Feminismus absichtlich mißverstanden und ihm unterstellt, daß er die Frauenunterdrückung allein als Produkt der kapitalistischen Gesellschaft bestimme. Einige marxistische Feministinnen halten das Patriarchat für älter als den Kapitalismus und diskutieren darüber, in welcher Beziehung beide zueinander stehen bzw. inwiefern der Kapitalismus das Patriarchat modifiziert, für gewöhnlich, indem Patriarchat mit den (veränderten oder unveränderten) Familienstrukturen verknüpft wird. All die verschiedenen AnhängerInnen des Begriffs sind sich offenbar — in diesem einen Punkt — einig und verwenden ihn zur Beschreibung eines Phänomens, das nicht auf einen Effekt von etwas anderem reduziert werden kann.

Problematisch an einer sehr allgemeinen Verwendung des Begriffs »Patriarchat« ist auch, daß sie leicht zu Erklärungen verleitet, die sich auf einer zu allgemeinen Ebene bewegen. Wenn die Formen von Frauenunterdrückung in der spätkapitalistischen Gesellschaft nur als Variationen eines Patriarchats begriffen werden, das sich in fast allen der Anthropologie und Geschichte bekannten Gesellschaften wiederfinden läßt, dann werden wir darin entweder einen Ausdruck der angeborenen Natur von Männern und Frauen sehen müssen — eine Form von Essentialismus, der viele Radikalfeministinnen zum Opfer fallen — oder auf den »nebligen Pfad zum Ursprungsmoment männlicher Überlegenheit« katapultiert (Rowbotham 1973). Wenn wir die Teilzeitbeschäftigung von Frauen oder, sagen wir, die Darstellung des sozialen Geschlechts im Kinderfernsehen lediglich als Teilaspekte eines Patriarchats betrachten, dann werden wir weiterhin bei Erklärungen landen, die sich auf den ewigen Gegensatz von Natur und Kultur, auf den Ursprung des Privateigentums in der griechischen Polis oder auf den Frauentausch zwischen Verwandtschaftsgruppen in vor-staatlichen Gesellschaften stützen — oder sich ansonsten auf den männlichen Machtwillen berufen. Patriarchat »impliziert eine unbewegliche Struktur und nicht ein Kaleidoskop von unterschiedlichen Formen, innerhalb derer Frauen und Männer einander begegnen« (ebd., 73). Ein Begriff wie »Gender« regt dagegen zu Erklärungen an, die der spezifischen, in Frage stehenden Form besser Rechnung tragen können.

Der dritte Hauptkritikpunkt betrifft die Machtfrage und bringt uns zu einem wesentlich umstritteneren Gebiet.

»Der Begriff 'patriarchal' impliziert ein Modell von Macht im Sinne einer interpersonellen Herrschaft, ein Modell, in dem Männer in irgendeiner Form, ob im wörtlichen, legalen oder politischen Sinn, Macht über Frauen haben.« (Coward 1983, 272)

Coward ist der Meinung, daß dieses Machtmodell die Tatsache ignoriert, daß »es sich bei vielen Aspekten der Frauenunterdrückung um Konstruktionen handelt, die sich durch Repräsentationspraxen, Sprechweisen und sexuelle Praxen ziehen«. Dies Machtmodell ist in der Tat ein Produkt des mainstream der Sozialwissenschaften, vor allem der Weberschen Tradition: Macht wird einzelnen Individuen oder institutionellen Agenten zugeschrieben und definiert als deren Fähigkeit, ihren Willen gegen den Willen oder die Interessen anderer durchzusetzen. In der Politikwissenschaft und Soziologie des Staates ist dieses Modell allgemein gebräuchlich. Man könnte ihm allerdings ein anderes Modell entgegenhalten, das auf Michel Foucault zurückgeht und das Coward offenbar heranzieht. Foucault

zufolge ist Macht ein immanenter Bestandteil sozialer Beziehungen; sie durchdringt die gesamte Gesellschaft und ist nicht zentral im Staat oder in den Händen einer herrschenden Klasse zur Unterdrückung anderer Gruppen konzentriert. Der Begriff »Gender« bezieht sich in der Tat auf diese eher diffusen gesellschaftlichen Praxen — und damit auf den Gegenstand von Foucaults Untersuchungen, wo es nicht um Instanzen, sondern um spezifische Praxen geht. «Gender» umfaßt diese Aspekte, allerdings ohne dabei schon die Machtfrage zu thematisieren.

Dieses Machtmodell ignoriert darüber hinaus vieles von dem, was ich als institutionelle Aspekte des sozialen Geschlechts bezeichnet habe. In kapitalistischen Gesellschaften werden Frauen von mächtigeren Männern direkt unterdrückt, vor allem in der Ehe und durch unterschiedliche Formen von Heterosexualität und sexueller Gewalt. Aber sie leiden auch unter einer mehr indirekten Unterdrückung, die mit dem strukturellen Ort von Frauen zusammenhängt. Durch die Muster geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung werden viele Frauen in schlecht bezahlte, unsichere Jobs ohne Aufstiegsmöglichkeiten gedrängt. Dadurch werden zwar die besser bezahlten Arbeiten den Männern vorbehalten, deren Privilegierung von der Unterprivilegierung der Frauen abhängt, aber das gibt diesen Männern keine Macht über diese Frauen. Frauen werden durch übergeordnete Strukturen marginalisiert. Die Trennung von öffentlicher und privater Sphäre bedeutet, daß Frauen innerhalb ihrer eigenen häuslichen Sphäre sogar dominant erscheinen können, auch wenn sie letztendlich unterdrückt werden, weil sie von den Hauptbereichen gesellschaftlicher Macht ausgeschlossen sind. Selbst eine Autorin wie Sylvia Walby, die auf diese vielfältigen Strukturen hinweisen will, in denen Frauen unterdrückt werden, definiert Patriarchat als »ein System gesellschaftlicher Strukturen und Praxen, in denen Männer Frauen beherrschen, ausbeuten und unterdrücken« (1990, 20). So aber verweist sie nur auf die zwischenmenschlichen Formen.

Diejenigen, die sich dieser Situation bewußt sind und dennoch am Patriarchatsbegriff festhalten wollen, argumentieren, daß diese Strukturen patriarchal in dem Sinne seien, daß sie zum Nutzen der Männer funktionieren, auch wenn Männer nicht direkt über Frauen herrschen. Die Schwierigkeit mit dieser Argumentation liegt darin, daß viele dieser Strukturen sich wesentlich offensichtlicher, unverhüllter und effektiver zugunsten *einiger* Männer — Kapitalisten, Machteliten, der Arbeiteraristokratie — auf Kosten anderer auswirken. Zum einen bedeutet das, daß diese Strukturen vielleicht patriarchal (im adjektivischen Sinn) sein mögen, doch sie sind nicht selbst schon Patriarchate. Zum anderen bedeutet das, daß diese Strukturen, da sie vielfältig sind, manchmal in Gegensatz zueinander stehen und darüber hinaus auch den anderen individuellen, kulturellen und institutionellen Formen männlicher Herrschaft widersprechen, kaum als Teil eines umfassenden einheitlichen Patriarchats betrachtet werden können.

Allerdings unterstreicht der Patriarchatsbegriff zumindest die Machtthematik, die, wie ich dargelegt habe, vom Begriff »Gender« nicht problematisiert wird. Die Formen und Voraussetzungen der Macht von Männern über Frauen sind ebenso variabel wie das soziale Geschlecht, und häufig wirken sie durch das soziale Geschlecht, so daß sie nicht unter einem so monolithischen Begriff wie »Patriarchat« zusammengefaßt werden können.

Neben Patriarchat und »Gender« brauchen wir zusätzliche, weniger präventöse Formulierungen: *Männliche Dominanz, weibliche Unterordnung, Frauenunterdrückung*. Diese Begriffe haben den Vorteil, daß sie die Machtfrage betonen, ohne gleichzeitig die Existenz eines einheitlichen oder zusammenhängenden Systems und patriarchalen Prinzips zu behaupten. Die Machttheorien, die von den Sozialwissenschaften entwickelt wurden, haben sich bislang meist mit der Macht herrschender Klassen oder der Macht des Staates beschäftigt und sind daher kaum auf die rohen und subtilen Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen übertragbar. Solange dieses Gebiet noch nicht gründlicher erforscht ist, sollten wir lieber eher beschreibende Begriffe verwenden, die den Weg für weitere Theoretisierungen offen lassen.

Das Problem, wie wir das Verhältnis von sozialem Geschlecht und Macht begrifflich fassen können, ist noch ungelöst. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Theorieentwicklung scheint es am sinnvollsten zu sein, »Gender« zu definieren als die individuellen, kulturellen und institutionellen Formen, mit denen den biologischen Geschlechterunterschieden in einem spezifischen Kontext und historischen Zeitraum gesellschaftliche Bedeutung verliehen wird. Es ist natürlich eine Situation vorstellbar, in der das soziale Geschlecht in diesem Sinne existiert, in der jedoch die Macht von Männern über Frauen und das männliche Monopol an gesellschaftlicher Macht nicht mehr existieren. Das ist in der Tat eines der Ziele feministischer Politik. Die beiden Aspekte sind also theoretisch trennbar, in der Praxis jedoch historisch derartig miteinander verwoben, daß sie eine gemeinsame Analyse erfordern.

Aus dem Englischen von Ursula Wulfekamp

Literaturverzeichnis

- Adams, Parveen, 1979: A Note on the Distinction Between Sexual Division and Sexual Differences. In: m/f Nr. 3
- Alexander, Sally, und Barbara Taylor, 1981: In Defence of »Patriarchy«. In: No Turning Back: Writings from the Women's liberation Movement 1975-80. London
- Barrett, Michèle, 1983: Das unterstellte Geschlecht. West-Berlin
- Barry, Kathleen, 1983: Sexuelle Versklavung von Frauen. West-Berlin
- Beauvoir, Simone de, 1968: Das andere Geschlecht. Reinbek
- Berger, John, 1974: Sehen. Reinbek
- Brown, Carol, 1981: Mothers, Fathers and Children: From Private to Public Patriarchy. In: L.Sargent (Hrsg.): Women and Revolution. Boston
- Butler, Judith, 1990: Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity. London
- Connell, R.W., 1987: Gender and Power. Cambridge
- Coward, Rosalind, 1981: Socialism, Feminism and Socialist Feminism. In: No Turning Back: Writings from the Women's Liberation Movement 1975-80. London
- dies., 1983: Patriarchal Precedents: Sexuality and Social Relations. London
- Daly, Mary, 1981: Gyn/ökologie: Eine Meta-Ethik des radikalen Feminismus. München
- Eisenstein, Hester, 1984: Contemporary Feminist Thought. London, Sidney
- Eisenstein, Zillah, 1979: Developing a Theory of Capitalist Patriarchy. In: Dies., Capitalist Patriarchy and the Case of Socialist Feminism. New York
- Gatens, Moira, 1983: A Critique of the Sex/Gender Distinction. In: J. Allen und P. Patton (Hrsg.): Beyond Marxism? Interventions After Marx. Sydney
- Harding, Sandra, 1990: Feministische Wissenschaftstheorie. Hamburg

- Kelly, Joan, 1984: *The Doubled Vision of Feminist Theory*. In: dies.: *Women, History and Society*. Chicago
- Kuhn, Annette, 1978: *Structures of Patriarchy and Capital in the Family*. In: dies. u. Ann Marie Wolpe (Hrsg.): *Feminism and Materialism*. Boston
- McDonough, R., und R. Harrison, 1978: *Patriarchy and Relations of Production*. In: Annette Kuhn und Ann Marie Wolpe (Hrsg.): *Feminism and Materialism*. Boston
- MacCormack, Carol, und Marilyn Strathern (Hrsg.), 1980: *Nature, Culture and Gender*. Cambridge
- MacKinnon, Catherine, 1989: *Feminismus, Marxismus und der Staat. Ein Theorieprogramm*. In: E. List u. H. Studer (Hrsg.): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*. Frankfurt/M.
- Millett, Kate, 1985: *Sexus und Herrschaft*. Reinbek
- Oakley, Ann, 1972: *Sex, Gender and Society*. Aldershot
- Ortner, Sherry, 1980: *Is Female to Male as Nature to Culture?* In: M.Z. Rosaldo u. L. Lamphere (Hrsg.): *Women, Culture and Society*. Stanford, Cal.
- Parker, Roszika, und Griselda Pollock (Hrsg.), 1981: *Old Mistresses: Women, Art and Ideology*. London
- Rowbotham, Sheila, 1973: *Hidden from History*. London
- Rubin, Gayle, 1975: *The Traffic in Women: Notes on the Political Economy of Sex*. In: R. Reiter (Hrsg.): *Toward an Anthropology of Women*. New York
- Scott, Joan, 1988: *Gender and the Politics of History*. New York
- Stoller, R.J., 1968: *Sex and Gender*. London
- Walby, Silvia, 1990: *Theorizing Patriarchy*. London

Schwarz-Rot-Gold

BRD und DDR gibt es nicht mehr. Jetzt heißt es wieder Deutschland. Wieder?

Es liegt nicht nur an den Regierenden, wie das Land aussieht, in dem wir leben. Wie wir miteinander umgehen, bestimmen wir selbst.

Verschließen wir die Ohren oder schauen wir weg, wenn Menschen von rassistischen Äußerungen oder Angriffen bedroht sind, wenn hinter der Frage „Wer ist Deutscher“ eigentlich der Gedanke „Wer ist Arier“ steht?

Wir wollen ein Land, in dem alle Menschen frei und ohne Angst leben können.

WFD.

Weltfriedensdienst unterstützt Projekte in Afrika und Palästina. Mit unserer Öffentlichkeitsarbeit setzen wir uns für eine Veränderung des Bewußtseins in der eigenen Gesellschaft ein.

Weltfriedensdienst e.V., Hedemannstr. 14, 1000 Berlin 61

Ruth Seifert

Feministische Theorie und Militärsoziologie

Das Verhältnis von Frauen und Militär ist wenig erforscht. Zum Thema ist es mit einem gewissen Verzögerungseffekt geworden, seit die feministische Theorie und die Frauenforschung damit begonnen haben, das gesellschaftliche Leben aus der Perspektive eines weiblichen Erkenntnisinteresses neu zu beleuchten.¹ Frauen sind, auch bei Berücksichtigung aller Unterschiede, aufgrund ihrer anders definierten Position in der Gesellschaft von historischen und gesellschaftlichen Entwicklungen anders betroffen als Männer. Dies hat dazu geführt, daß sie im Verlauf der Geschichte andere Erfahrungen gemacht haben und immer noch machen. Daraus ergeben sich andere Problemlagen und in der Folge andere Perspektiven, die neue Fragestellungen für Wissenschaft und Forschung erschließen. In Militärsoziologie und -geschichtsschreibung

»ging es bisher nur um Männer, und zwar aus guten Gründen: War doch die abendländische Kriegführung ... eine Form der direkten Konfrontation zwischen Gruppen von Männern. Trotzdem wurden an diesen Bereich selten männerspezifische Fragen gestellt, z.B. nach seinem Zusammenhang mit der Geschichte von Männlichkeit. Kriege haben überdies eine enorme Bedeutung für Frauen bzw. für die Beziehung zwischen den Geschlechtern und innerhalb der Geschlechter. Man kann dabei an die stark geschlechtsbezogene und geschlechtliche kriegerische Symbolik und Sprache erinnern ... an die Frauenfriedensbewegung ... oder an neue Formen der Prostitution im Ersten und Zweiten Weltkrieg.« (Bock 1988, 381)

Wenn das Militär aus weiblicher Sicht thematisiert wurde, dann zunächst meist unter einer Opfer-Täter-Perspektive oder dem Blickwinkel einer weiblichen Friedfertigkeit. In beiden Sichtweisen kommt die weibliche Lebenswelt als Antithese zu einer gewalttätig und feindselig wahrgenommenen Männlichkeit im militärischen Kontext vor. Als Beispiel für die erste Perspektive kann Susan Brownmiller genannt werden, die in ihrer akribischen Studie über Vergewaltigung zeigte, daß in kriegerischen Auseinandersetzungen die Mißhandlung von Frauen als routinemäßige Kriegshandlung vorkommt. Diese seien als ein Teilstück männlicher Kommunikation zu betrachten — in diesem Fall als letztlich symbolischer Ausdruck der Demütigung des (männlichen) Gegners (Brownmiller 1978). Im Diskurs über die weibliche Friedfertigkeit wurde oft eine besondere weibliche Nähe zu friedenspolitischen Initiativen unterstellt. Die Notwendigkeit einer Frauenfriedensbewegung wurde mit einem männlichen Versagen belegt.

»Männer haben in der Geschichte alle Möglichkeiten gehabt, eine friedliche Welt zu schaffen. Dazu besaßen sie die Macht. Dennoch haben sie versagt; denn die Welt ist friedlos. Schlimmer noch: sie warten auf einen Krieg, der menschliches Leben auf dem Planeten Erde für immer auslöschen will. In einer solchen Vorkriegszeit geben mehr und mehr Frauen das Warten auf. Sie wollen ihre Friedenssehnsucht in Friedenspolitik umwandeln.« (Randzio-Plath 1982, 128)

Das Militär war und ist in den meisten Kulturen eine männliche Domäne. Während jeder Mann ein potentieller Soldat sein kann, trifft das für Frauen nur in Ausnahmefällen zu. Die Frage nach einem Wehrdienst von Frauen ist nach wie vor dazu angetan, heftige Diskussionen hervorzurufen. Offensichtlich besitzt die Vorstellung von der weiblichen Ferne zum Militärischen einen Orientierungswert, dessen Entzug tiefgreifende Verunsicherung nach sich zieht (vgl. Becker-

Schmidt/Knapp 1987, 31). Es geht also nicht nur um Wehrgerechtigkeit oder pragmatische Lösungen, sondern um die Frage nach den angeblich »natürlichen« Attributen der Geschlechter (ebd.).

Frauen kennen das Militär zumeist nicht von innen, sondern nur von außen. Ihrer Betrachtung des militärischen Lebens fehlen die auch von militärkritischen Männern immer wieder als positiv hervorgehobenen Aspekte wie die Geborgenheit des männlichen Bundes, die Romantisierung des Abenteuerlebens, die befriedigende Erfahrung männlicher Kameradschaft und das Erlebnis des Heldentums.² Statt dessen war aus weiblicher Sicht der männliche Bund nur zu oft eine bedrohliche Horde, die männliche Kameradschaft eine Solidarität gegen Frauen, gegen die es sich zu schützen galt. Für einige Frauen ist das Militär Inbegriff destruktiver Männlichkeit:

»Der Krieg und die männerbündlerischen Heere werden und bleiben die großen Selbsterzeuger der Männergesellschaften, mit den Tugenden des Gehorsams, der Lebensvernichtung, der Rücksichtslosigkeit gegenüber Empfindungen und sinnlichen Wahrnehmungen, der Aufwertung zerstörerischer Aggressivität und Selbstdurchsetzung, der Ablehnung von Flucht vor Gefahren, der Ablehnung von individualistischen Eigenarten, der Ablehnung des Träumerischen, der Aufwertung der Wachsamkeit mit ihren spezifischen Formen der Vergesellschaftung und nicht zuletzt mit ihren Wahnideen von Feinden und Eroberung.« (Genth 1988, 133)

Aber läßt sich diese Entgegensetzung von weiblichem Hegen und Pflegen und männlicher Destruktivität wirklich mit moralischer Attitüde aufrechterhalten? Frauen lebten für die meiste Zeit der uns bekannten Geschichte in einer Welt, in der ihnen einerseits der Gebrauch von Waffen verweigert wurde, die aber andererseits von Gewalt regiert wurde. Unter diesen Bedingungen war der Rückzug auf »weibliche Friedfertigkeit« eher Ausdruck eines Mangels an Alternativen denn eine weibliche Entscheidung gegen Gewalt. Ein derartiges moralisches Votum hätte die freie Entscheidung für oder gegen den Gebrauch von Waffen und Gewalttätigkeit vorausgesetzt, die für Frauen aufgrund ihrer subalternen gesellschaftlichen Position nie zur Debatte stand.

In einer am Rande der Selbstzerstörung balancierenden Welt soll die Wichtigkeit männlicher und weiblicher Friedfertigkeit ebensowenig desavouiert werden wie eine bewußte Entscheidung von Frauen und Männern, sich für Friedensinitiativen aller Art einzusetzen. Im folgenden wird aber nicht die moralische und ökologische Frage nach dem Einsatz von Gewalt und Militär verfolgt, sondern die Verortung und Funktion des Militärischen innerhalb des Systems der Geschlechterverhältnisse.

Gender als Analysekategorie

Der Gender-Ansatz wurde von amerikanischen Theoretikerinnen aufgrund der in der Frauenforschung gemachten Erfahrungen entwickelt. Die Verschiebung von den sogenannten »frauenspezifischen« Ansätzen hin zur Entwicklung der theoretischen Kategorie »gender« entstand im wesentlichen aus der Einsicht, daß das soziale Geschlecht (gender) nicht als essentialistische Kategorie verstanden werden kann, nicht als inhärente Eigenschaft von Individuen, sondern daß diese Kategorie nur als Beziehungsverhältnis innerhalb des »Gender-Systems« Sinn ergibt. Gender bezeichnet ein Symbolsystem, das die Kategorien »männlich« und »weiblich« konstituiert.

Zentral für das Verständnis von gender sind die poststrukturalistischen Diskurstheorien, die bislang vor allem in den USA und England durch alle Wissenschaftsdisziplinen hindurch rezipiert wurden.³ Drei Begriffe sind in allen diskurstheoretischen Ansätzen von ausschlaggebender Bedeutung: Sprache, Subjektivität und Macht. Die Analyse beginnt mit der Sprache als Bedeutungssystem bzw. als symbolischer Ordnung. »Die Sprache ist der Ort, wo tatsächliche und mögliche Formen sozialer Organisation und ihre wahrscheinlichen sozialen und politischen Folgen definiert und ausgefochten werden.« (Weedon 1987, 10) Es wird davon ausgegangen, daß weder Natur noch Gesellschaft intrinsische Bedeutungen besitzen, die mittels der Sprache zutage gefördert werden. Wenn wir uns mit Gesellschaft oder Natur wissenschaftlich beschäftigen, dann haben wir es immer schon mit Repräsentationen von etwas zu tun. Mit Kant wird angenommen, daß wir z.B. keinen Zugang zur »Natur an sich« haben. Allerdings wird das, was wir wahrnehmen, nicht letztendlich, wie bei Kant, auf ein angeborenes kognitives Kategoriensystem zurückgeführt, sondern auf ein symbolisches System, das gesellschaftlich produziert ist. Wenn wir von »Natur« reden, dann immer schon innerhalb einer symbolischen Ordnung, die Trennungen entlang bestimmter Linien — z.B. zwischen Natur und Kultur, männlich und weiblich — bereits vorgenommen hat. Diese symbolischen Ordnungen werden durch sprachliche Konstrukte, die Foucault »Diskurse« nennt, produziert. Diskurse bezeichnen das, worüber in einer Gesellschaft gesprochen, was als Problematik und Thema verhandelt wird und zur kollektiven Sinnproduktion beiträgt.

Die Produktion von Wissen verschränkt sich auch mit dem Subjektbegriff. Das Subjekt, so die These, ist das Produkt einer Allianz von Wissen und Macht, die die historisch jeweils gültige Subjektivität bestimmt. Verdeutlichen läßt sich dies an den konkreten Diskursen, die seit der frühen Neuzeit das europäische Individuum konstituieren: Foucault spricht dabei von den Körperdiskursen, dem Sexualitätsdiskurs, den Diskursen der Medizin, des Strafrechtes und der Psychiatrie sowie dem Diskurs der Biologie. Diese Diskurse haben die Funktion, das »normale« Individuum herzustellen, indem sie Aussagen darüber machen, was der Mensch ist. Sie entdecken aber keine zugrundeliegende Wahrheit, sondern setzen eine bestimmte Subjektivität in die Welt. »Die Wahrheit«, so Foucault, »ist von dieser Welt« (1978, 55).

Das Aufgeben humanistischer Subjektvorstellungen, verbunden mit dem Schlagwort vom »Tod des Subjektes«, hat zu vielerlei Mißverständnissen Anlaß gegeben, allen voran dem, das Subjekt würde für diese Theorie in Geschichte und Gesellschaft keine Rolle mehr spielen, da es völlig in der Struktur aufgegangen sei. Aufgegeben werden aber lediglich essentialistische Vorstellungen des Subjektes, wie sie humanistischen (oder erkenntnistheoretisch gewendet: cartesianischen) Subjektvorstellungen zugrunde liegen. Nicht das Subjekt wird aufgegeben, sondern die herrschenden Gewißheiten über das Subjekt, z.B. anthropologische Gewißheiten über Körper und Geist und die *conditio humana*.

Poststrukturalistische Theorien nehmen demgegenüber an, daß »Subjektivität« nicht fix und unveränderlich ist, sondern ein diskursives Produkt und vor allem auch ein diskursiver Prozeß. Demnach ist es müßig, nach dem »Wesen des Menschen« oder dem »wahrhaft Menschlichen« zu suchen. Alles, was dabei zustan-

dekommt, ist nur eine weitere Subjektdefinition, die wieder zur »Normalisierung«, Disziplinierung und Standardisierung dient und bestimmte Erfahrungsweisen und Identitätsformen mittels neuer Ausschlußstrategien normativ festschreibt. Statt dessen gilt das Interesse den Entstehungs- und Produktionsbedingungen bestimmter, historisch wandelbarer Subjektivitäten.

Diskurstheoretiker wie Foucault hatten ihre Theorien anfangs ohne besondere Berücksichtigung der Kategorie »Geschlecht« (gender) angelegt. Klar wurde allerdings schnell, daß sich bei diskurstheoretischer Betrachtung sofort die Frage nach der Zweigeschlechtlichkeit des Subjektdiskurses und dessen Entstehungsbedingungen stellen muß (vgl. Diamond/Quinby 1988). Und auch hier schien die Sprache von ausschlaggebender Bedeutung, denn »zur adäquaten Selbst- und Fremdkategorisierung bedarf es unabänderlich der kompetenten Beherrschung der Geschlechterterminologie und -grammatik. Geschlechtsidentität gibt es nur in sprachlicher Fassung.« (Tyrell 1986, 462)

Wenn die Fragestellungen auf der Grundlage dieser theoretischen Überlegungen sinnvollerweise lauten mußten: Wie ist das Subjekt theoretisch konzipiert? Welche Ausgestaltung von Subjektivität wird von wem zu welchem Zeitpunkt favorisiert? Welchen gesellschaftlichen Interessen dient eine spezifisch beschaffene Subjektivität? — so war auch klar, daß die Frage nach dem »Wesen der Frau«, dem »wahrhaft Weiblichen« sinnlos geworden war. Das Interesse mußte vielmehr den Entstehungskontexten und Produktionsbedingungen einer historisch wandelbaren Subjektivität gelten, so daß die Fragen geschlechtsspezifisch gewendet lauten mußten: Welche Konstruktionen von Weiblichkeit sind auffindbar, wie sind sie beschaffen und welche Funktionen erfüllen sie? Mit welchen anderen Diskursen ist dieser Diskurs auf welche Weise zusammengebaut, in welchen gesellschaftlichen Institutionen wird er produziert und konstruiert?

Die diskursiv hergestellte Geschlechteridentität ist demnach ebenfalls nicht unter Rekurs auf die Biologie zu erklären. Sie ist ein in der symbolischen Ordnung hergestelltes, kulturelles Konstrukt, das sich allerdings biologische Gegebenheiten zunutze macht. Insofern ist die Geschlechterkonstruktion vergleichbar mit der Konstruktion von »Rassen« und arbeitet in der Formulierung von Frigga Haug mit »Bedeutungsstiftungen«, d.h., bestimmten Körperteilen und Verhaltensweisen werden bestimmte, geschlechtsspezifische Bedeutungen angeheftet. Indem wir versuchen, festzustellen, was »männlich« und »weiblich« ist, stellen wir diese Kategorien in einem Prozeß des Einordnens, Klassifizierens und Bewertens her. Männlichkeit und Weiblichkeit konstituieren sich im Prozeß ihrer Herstellung, der sich sowohl auf kultureller als auch auf individueller Ebene abspielt (vgl. F.Haug 1991a, 89ff.).

Auch wenn die Geschlechteridentität ständig produziert bzw. reproduziert werden muß, so heißt dies nicht, daß sie für das Individuum von weniger großer Bedeutung wäre als in essentialistischen Vorstellungen: Ob nun die Biologie oder der Diskurs als theoretische Erklärung herangezogen werden — für das in seiner Subjektivität lebende Individuum ändert sich zunächst wenig. Es ist dieser Identität in gleicher Weise ausgeliefert und kann ebensowenig beliebig nach einer anderen greifen. Was sich ändert, sind theoretische und wissenschaftliche Strategien. Theoretisch bedeutet diese Vorstellung, wie Hartmann Tyrell (1986, 456) heraus-

strich, daß Kohlbergs Theorie vom primär kognitiven Erwerb der Geschlechteridentität bei weitem zu simpel angelegt ist, da es »nicht nur um eine Ordnungsleistung (geht), die differenziert, was die Realität augenfällig vorgibt«. Männlichkeit und Weiblichkeit werden nicht je historisch und kulturell verschieden definiert, sie werden verschieden produziert. So plädiert auch Tyrell für eine kulturtheoretisch-semiotische Fassung der Geschlechterdifferenz im Rahmen eines Gender-Ansatzes, da »zweigeschlechtliche Klassifikationssysteme etwas an sich eher Unwahrscheinliches (...), nämlich hochgradig Voraussetzungsvolles« (ebd.) seien. »Daß wir uns (lebensweltlich) der Geschlechterdifferenz und ihrer Relevanz so sicher sind, daß wir diesbezüglich ... nichts als Männer und Frauen wahrnehmen, bedarf als Bedingung seiner Möglichkeit der massiven kulturellen Sanktionierung.« (Ebd., 457)

Das Verständnis von gender als kulturellem Konstrukt führte zu der Überzeugung, daß es als Forschungsstrategie langfristig nicht ausreichen würde, ausschließlich »frauenspezifisch« zu forschen. Damit sollen die für Wissenschaft und Forschung außerordentlich bedeutsamen Verdienste frauenspezifischer Forschung nicht in Abrede gestellt werden. So kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß die feministisch orientierte Forschung der letzten zehn Jahre ein Ausmaß an »Ignoranz und ... Kenntnislosigkeit über die Hälfte der Menschheit« (Harding 1989, 230) zutage gefördert hat, das man sich vor zehn Jahren noch gar nicht hätte vorstellen können. Allerdings geben die Kategorien »männlich« und »weiblich« nur in bezug aufeinander Sinn.

»Bei Mann und Frau geht es um ein oppositionelles, wechselseitig exklusiv aufeinander verweisendes Kategorienpaar. Aus dieser Zweierrelation ist keine der beiden Seiten herauslösbar oder als solche nur für sich denkbar; beide Seiten sind immer nur als Gegenteil der je anderen identifizierbar und in ihrer Besonderheit nur über die Differenz der anderen Seite bestimmbar. Beide Geschlechter sind kategorial 'unkündbar' aufeinander (nur aufeinander) fixiert.« (Tyrell 1986, 465)

Das Oppositionspaar »männlich — weiblich« durchzieht die gesamte westliche Kultur und schlägt sich auch in kulturellen Codierungen nieder. Genannt werden klassischerweise Begriffspaare wie Natur/Kultur, Seele/Geist, Gefühl/Vernunft, Instinkt/Logik oder passiv/aktiv (vgl. z.B. Flax 1983). Auf diese Weise wird das Sex-Gender-System, wie Gayle Rubin es nannte, tief in unsere Identität und unsere Kultur eingelassen und ist also als mehrdimensional zu betrachten: Gender ist ein kulturelles Konstrukt, d.h., ebenso wie »Schicht« oder »Klasse« eine »Methode, um gesellschaftliche Beziehungen zu gestalten.« (Haraway 1987, 799) Diese werden innerhalb des Gender-Systems strikt asymmetrisch gestaltet — wenn auch diese Asymmetrien zur Zeit in Bewegung geraten sind. Davon zeugt auf der symbolischen Ebene auch die Diskussion über eine Neubewertung von »Gefühl«, »Natur« usw. Im allgemeinen aber erfreut sich ein Teil der o.g. Begriffspaare immer noch einer höheren gesellschaftlichen Bewertung als der andere. »Auch sonst fehlt es interkulturell nicht an Codierungen, die die Geschlechterdifferenz auf ein weibliches Defizit hin zugeschnitten haben, und ebensowenig an hierarchischen Fassungen der Geschlechterrelation, die es mit einer Semantik von 'oben und unten' halten und männliche Superiorität geltend machen.« (Tyrell 1986, 466) Zum jetzigen historischen Zeitpunkt aber ist das Gender-System ebenso — und

das unterscheidet es von anderen aktuellen gesellschaftlichen Strukturen — ein Strukturmerkmal von persönlicher Identität und eine analytische Kategorie zur Durchdringung dieser Verhältnisse (Haraway, ebd.). Daraus wurde die Forderung abgeleitet, die Art und Weise, wie die innerhalb des Gender-Systems konstruierten binären Oppositionen funktionieren, jeweils im historischen und gesellschaftlichen Kontext zu analysieren. (Scott 1986)

Gender-Ansatz und Militärsoziologie

Verortet man die sog. »weibliche Friedfertigkeit« innerhalb eines semantisch hergestellten symbolischen Feldes, so wird deutlich, daß sie das notwendige Gegenteil zum Männlich-Kriegerischen ist. D.h. aber, »wenn Frauen an ihre eigene friedfertige Natur glauben, kraft derer sie weltverbesserisch wirken wollen, so akzeptieren sie einen männlich-patriarchalen Entwurf von Weiblichkeit, und es ist die Frage, ob es ihnen gelingen kann, diesen als das die Welt verändernde Andere ins Spiel zu bringen, wenn es doch von vorneherein als Ergänzung und Abstützung des Männlich-Kriegerischen angelegt war« (Schenk 1983, 57). Um das Männlich-Kriegerische zu produzieren, wird das Weiblich-Friedfertige als notwendiges Korrelat benötigt. Die beiden Begrifflichkeiten sind in Form einer semantischen Opposition aneinander gebunden. Es ist also gerade die weibliche Distanz zum Militärischen und der Ausschluß von Frauen, der diese beiden Pole erzeugt. Auf die praktischen Auswirkungen dieser Opposition weist Wendy Chapkins (1988, 108ff.) hin, wenn sie die starke Abhängigkeit des Militärmythos vom Weiblichkeitsmythos betont, in den sich manche Frau verstrickt, die glaubt, durch den Eintritt in das Militär den Weiblichkeitsdefinitionen der Gesamtgesellschaft entgehen zu können. Chapkins stellt fest, daß Frauen, die den Militärmythos beim Wort nehmen und versuchen, als Soldatin einer Festlegung auf die hegemoniale Weiblichkeitsdefinition zu entfliehen, die Erfahrung machen, daß das Militär ein großes Unbehagen gegenüber »unweiblichen« Frauen an den Tag legt. Der Grund dafür sei, daß die Existenz des Militärsystems nur auf Grundlage rigider Geschlechterabgrenzungen möglich sei. »Weiblichkeit« erscheine zwar vordergründig als Antithese des Militärischen, sei aber in Wahrheit eine zentrale Komponente in seiner Konstruktion.

Die passive Friedfertigkeit ist also eher als eine (allerdings durchaus identitätslastig gewordene) Verhaltenszumontung an Frauen zu verstehen, die Friedlichkeit mit einer untergeordneten gesellschaftlichen Stellung und dem Ausschluß von gesellschaftlichen Machtmitteln wie Titel und Stellung und eben auch dem Zugang zu Waffen koppelt.

Das Verhältnis Frauen bzw. Weiblichkeit — Militär scheint also komplexer und verwobener zu sein, als es sich auf den ersten Blick darstellte und als es in dem eingangs angeführten Zitat zur destruktiven Männlichkeit charakterisiert wurde. Zwar hat Militarismus durchaus etwas mit Männlichkeit zu tun; er ist aber ebenso unverzichtbar an Weiblichkeit geknüpft (vgl. F.Haug 1991b). Der weibliche Militärdienst besitzt daher eine nicht zu überschätzende symbolische Bedeutung innerhalb des Gender-Systems. Er berührt in historisch und kulturell variierendem Maße auf der ganz persönlichen Ebene die Identitätsvorstellungen von Männern

wie Frauen. Allerdings spricht einiges dafür, daß dies für Männer von größerer Bedeutung ist, da es scheint, »daß die männliche Seite das stärkere Unterscheidungsbedürfnis hat, daß sie stärker auf die Differenz drängt und diese damit teils erst 'richtig erzeugt', teils dramatisierend verstärkt.« (Tyrell 1986, 465)

Zu dieser dramatisierenden Verstärkung der Geschlechterdifferenz dürfte die ebenfalls geschlechterbesetzte Trennung zwischen den Beschützern und den Beschützten zählen. Hicks Stiehm (1982) hat darauf hingewiesen, daß in einer militärischen Konfliktsituation so gut wie alle Frauen dem Kontingent der Beschützten zugeschlagen werden, während eine gewisse Anzahl von Männern Beschützer wird. Dies konstituiert für Frauen eine Scheindistanz zum Militärischen, weil real Frauen in jedem Fall durch ihre gesellschaftlichen Rollen in kriegerische Auseinandersetzungen eingebunden sind:

»Zumeist läuft ihr Kriegsbeitrag darauf hinaus, es den Männern zu ermöglichen, zu töten ... Einige Frauen mögen die Hoffnung hegen, daß sie dabei saubere Hände behalten. Aber einem anderen das Handeln zu überlassen, heißt nicht, frei von Schuld zu sein. Tatsächlich könnte es so sein, daß diejenigen, die sich fern vom Gemetzel aufhalten, die Wahrscheinlichkeit erhöhen, daß das Gemetzel tatsächlich stattfindet.« (Ebd., 370)

Das Argument, daß es für Frauen nicht ausreichen kann, sich »militärisch distanziert« aus der Affäre zu ziehen, solange sie andererseits den — möglicherweise destruktiven — Status quo eines Systems abstützen, indem sie sogenannten privaten Interessen nachgehen (dem System Kinder gebären, Familien gründen, Versorgungsleistungen erbringen etc.), erscheint einleuchtend. (Vgl. Boulding 1988, 228) Auch die von Frauen immer wieder eingeschlagene »Friedensstrategie« einer »Übererfüllung der Weiblichkeitsnorm« durch Betonung weiblicher Friedfertigkeit und Militärferne ist, wie Barbara Guttmann (1989) überzeugend argumentierte, fragwürdig. Am Beispiel des Ersten Weltkrieges zeigt sie, daß die Überbetonung des Weiblichkeitskonzeptes zwar zu individuellen Verweigerungsstrategien führen, aber die Mobilisierungsziele der Männer eben nicht in eine andere Richtung lenken konnte. Statt dessen hätte das Sich-Fügen in die weibliche Ergänzungsidee einen den Status quo stabilisierenden Effekt gehabt. (Ebd., 168, 218) Frigga Haug kommt bei der Frage nach dem Funktionieren der Kriegslogik und der inneren Mobilmachung ebenfalls zu dem Schluß, daß die symbolischen Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit auch im Kriegsfall ihre Wirkungen produzieren. Denn indem Frauen als das andere des Kämpfens und Tötens und der damit verbundenen Abstraktionen fungieren, wird Militarismus und Kriegsgeschehen erst möglich gemacht. »Die Schwäche der Frauen ist die Kriegsbereitschaft der Männer. So wäre es die Harmlosigkeit der Frauen auf der einen Seite, welche die ungeheuerliche Logik der Kriege mit konstituiert.« (1991b, 357)

Hier läßt sich auch an die Frage anknüpfen, ob durch die Unterstellung der Männlichkeit des Krieges Frauen ein weiteres Mal aus dem historischen Handlungszusammenhang herausgetrieben werden (ebd., 350), bzw. ob nicht die Betrachtung der symbolischen Anordnung von Männlichkeit, Weiblichkeit und Krieg/Kämpfertum ein anderes Bild zutage fördert. Tatsächlich sind Frauen in dieser Anordnung auf den ersten Blick nicht sichtbar. Konkrete Frauen kommen im unmittelbaren Handlungszusammenhang von Militär und Krieg nur marginal, oder vorsichtiger ausgedrückt, selten als sichtbarer Teil der (Kriegs-)Öffentlich-

keit vor. Daß aber die Unsichtbarmachung von Frauen nicht bedeutet, daß sie nicht da wären oder an den Geschehnissen nicht teilhätten, hat die feministische Geschichtsforschung hinlänglich nachgewiesen. Das Konstrukt »Weiblichkeit« spielt in diesem Handlungszusammenhang in jedem Fall eine große Rolle. Auf der symbolischen Ebene werden gerade, indem die Rolle der Kämpferin, die sich selbst beschützt, zurückgewiesen wird, das Männlich-Beschützende und damit Differenz und Hierarchie mitkonstituiert. Weibliche Soldaten stellen also zumindest auch einen Angriff auf die gesellschaftliche Produktion der Differenz dar. Demnach ist es nur folgerichtig, daß die Integration von Frauen in das Militär zu Selbstwertproblemen der Soldaten führt. Denn es kann davon ausgegangen werden, daß das »Auftreten der Soldatin einige Unordnung in das symbolische Funktionieren der Geschlechterverhältnisse« (ebd., 352) bringt. Das dokumentieren auch die Schilderungen des amerikanischen Militärpsychiaters Marlowe (1983). Er beschrieb die ersten Integrationsversuche amerikanischer Soldatinnen in männliche Einheiten. Hier hatte die Integration von Frauen in ein »basic training center« zur Folge, daß die beteiligten Männer trotz identischer Trainingsprogramme fast ausnahmslos das Gefühl hatten, daß das körperliche Training in ihrer Einheit weniger anspruchsvoll und anstrengend gewesen war. Die Männer in gemischtgeschlechtlichen Einheiten kontrastierten sich selbst negativ mit reinen Männereinheiten. Die Tatsache, daß auch Frauen dieses Training absolvieren konnten, setzte seinen Wert in ihren Augen herab. Obwohl die meisten dieser Männer dafür waren, daß Frauen in die Armee zugelassen wurden, und auch nicht umhin konnten, zuzugeben, daß sie gute Soldatinnen waren, fühlten sie sich in ihrem eigenen Wert herabgesetzt. (Ebd., 194) Für Marlowe stellt sich die Frage, wie man sich die als gut verwendbar erkannten »weiblichen« Fähigkeiten, wie größere verbale Geschicklichkeit, besseres Erinnerungsvermögen, größere sinnliche Sensibilität, im militärischen Kontext zunutze machen kann, ohne die »male-based and malebonded combat group« zu verunsichern (ebd., 197). Die militärische Effektivitätsfrage wird allerdings auf der Grundlage der unhinterfragten Prämisse gestellt, daß der männlich-militärische Bund nicht angetastet werden darf. Es wird nicht einmal der Versuch gemacht, darüber nachzudenken, ob und auf welche Weise integrierte Gruppen zu bewerkstelligen seien.

Aus der Perspektive einer am Militär interessierten Frau gibt es andere, tieferliegende Gründe für mögliche militärische Effektivitätsprobleme. Aus dieser Sicht liegen die Probleme eher in der männlichen Psyche bzw. im oben beschriebenen männlichen Verhalten, das Marlowe offenbar zu »natürlich« erschienen war, als daß er es hätte problematisieren können.

»Aber eines ist klar: Wenn Männer glauben, daß Frauen nicht ein Teil ihrer Gruppe sind und daß sie handlungsunfähig sein werden, solange sich Frauen in ihrer Nähe aufhalten, dann wird dieser Glaube sie auch handlungsunfähig machen und wird sie daran hindern, mit den Belastungen des Kampfes fertig zu werden. Auf diese Weise wird es zu einer 'self-fulfilling prophecy' kommen.« (Wechsler-Segal 1983, 209)

Interessanterweise stellen sich in diesem Zusammenhang Fragen, die für die militärische Führung und für Frauen gleichermaßen von Interesse sein dürften. Obwohl die Geschlechterverhältnisse vom männlichen Standpunkt aus gesehen kein Problem waren (vgl. Acker 1989) und dementsprechend erst mit dem Auf-

kommen des akademischen Feminismus in die Wissenschaften Eingang gefunden haben, war einigen Männern doch der Nutzen dieser Erkenntnisperspektive auch für nicht-feministische Anliegen schnell klar. So hat die Frage, wie Männlichkeit im militärischen Kontext konstruiert wird, auch männliche Militärsoziologen zunehmend beschäftigt (vgl. bereits Moskos 1970). Auch die Frage, wie Männlichkeit in den verschiedenen nationalen Armeen gehandhabt wird, dürfte sowohl für Frauen als auch für Militärs, die die Konfrontation mit der Armee eines anderen Kulturkreises planen, von Bedeutung sein. Denn wenn es zur Aufrechterhaltung von Militarismus einer militarisierten Männlichkeit bedarf, dann wird, wie Cynthia Enloe (1988, 73) betonte, interessant, auf welche Weise sich Militarismus und Männlichkeit in verschiedenen Gesellschaften verknüpfen und welche Rolle sie in verschiedenen Kulturen und ökonomischen Systemen spielen. Für Frauen kann es lebensnotwendig sein zu wissen, mit welcher Konstruktion von Männlichkeit sie konfrontiert werden. Dies ist aber auch in militärisch-taktischer Hinsicht von Bedeutung, denn was in einer Armee als »demütigend« gilt, ist stark an das in einer Kultur, einem Land oder einem (militärischen) Milieu vorherrschende Gender-Verständnis gebunden (ebd., 74).

Die Verbindung von (ziviler) Männlichkeit und staatlichem Militär ist ebenso historisch und kulturell variabel. Besonders in einer Zeit, in der die Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit brüchig geworden ist, dürfte sich auch diese Beziehung im Fluß befinden und beispielsweise in verschiedenen NATO-Staaten verschiedene Ausformungen annehmen (ebd.). Auf diese Zusammenhänge verweist auch die Klage einiger junger Bundeswehr-Offiziere, daß sie ihren Beruf verschweigen müßten, um bei Frauen »Chancen« zu haben, und auch aus diesem Grunde die Bundeswehr verlassen würden. So erklärte ein jüngerer Offizier: »Wenn ich ein Mädchen kennenlerne, sage ich immer, ich bin Ingenieur in einer großen Firma. Wenn sie dann rauskriegen, daß ich bei der Bundeswehr bin, gehen sie eh' schon meist auf Distanz.« Die uniformierte Dramatisierung von Männlichkeit scheint demnach gesamtgesellschaftlich an Attraktivität einzubüßen. Auch dieser Aspekt dürfte bei der oft gestellten Frage nach dem Legitimationsverlust der Streitkräfte und bei der Frage nach den steigenden Zahlen der Kriegsdienstverweigerer zu berücksichtigen sein.

Ein weiteres Beispiel für die Produktion von Männlichkeit im Militär und seine Wechselwirkung mit gesamtgesellschaftlichen Diskursen bieten die anlässlich des Golf-Krieges Anfang 1991 erstaunlich emotional geführten Diskussionen über die Bundeswehr. Die Bekenntnisse einiger Soldaten, beim Gedanken an einen Kriegseinsatz Angst zu verspüren — bei klarem Verstand betrachtet eine durchaus normale und zu erwartende Reaktion —, lösten z.T. heftige Reaktionen aus, selbst bei Kommentatoren, denen keine Kriegsbegeisterung unterstellt werden konnte. Worum es dabei immer wieder ging, war die Frage nach der »Feigheit« oder »Tapferkeit« der Soldaten, die Frage, ob die Bundeswehr »tapfer verteidigen« würde, oder, wie eine Illustrierte fragte, eine »wimmernde Wehr« sei. Die Debatte beeindruckte auf den ersten Blick durch eine gewisse Irrationalität. Denn ob ein Soldat, der seine Angst artikuliert, notwendigerweise ein schlechter Soldat sein muß, steht anheim. Auch das Recht auf Kriegsdienstverweigerung wurde in diesem Zusammenhang nie zur Disposition gestellt. Was die Gemüter erregte, war das öffent-

liche Bekenntnis von Angst und die öffentlichen Überlegungen, ob man »Tapferkeit« für sich überhaupt in Anspruch nehmen wolle. Im Lichte des vorgestellten theoretischen Ansatzes gewinnt diese Auseinandersetzung durchaus Sinn. Denn Begriffe wie »Feigheit« und »Tapferkeit« sind nicht geschlechtsneutral, sondern im diskutierten Sinne durchaus gender-behaftete Kategorien. »Tapferkeit« wird von einem Mann, nicht aber grundsätzlich von einer Frau erwartet, was sich z.B. auch in dem Ausdruck »feige Memme« niederschlägt (Memme = Mutter, Großmutter). Ängstlichkeit kann bei einer Frau wohlwollend als Zartbesaitetheit interpretiert werden und bei Männern sogenannte »Beschützerinstinkte« hervorrufen, kaum aber bei einem Mann, der bei einem solchen Verhalten Gefahr läuft, als »feige« gebrandmarkt zu werden. Streitbarkeit und Kämpfertum gehören zur gesellschaftlichen Konstruktion von Männlichkeit, nicht aber von Weiblichkeit. Einer Frau, die sich dazu bekennt, tragen sie schnell den Ruf ein, ein »Flintenweib« zu sein. Es gibt allerdings Kontexte, in denen auch von der »tapferen Frau« oder der »tapferen kleinen Frau« die Rede ist. Damit ist aber weder physischer Mut noch Todesverachtung gemeint. Der Begriff »Tapferkeit« ist vielmehr ebenso wie der Moralbegriff zweigeschlechtlich (vgl. F.Haug 1990). Die »tapfere kleine Frau« zeichnet sich primär durch ihre Einsicht in die Kriegsnotwendigkeit aus. Sie läßt ihren Mann klaglos in den Kampf ziehen und erträgt, daß er auf dem Feld der Ehre bleibt. Schließlich meistert sie das Leben und die Erziehung der Kinder tapfer alleine (wobei in den meisten Filmen zu diesem Thema früher oder später ein Mann auftaucht, der es ihr ermöglicht, wieder »schwach« zu werden). Wenn Soldaten sich also erlauben, sog. »weiche« Charakteristiken an den Tag zu legen und damit heftige Reaktionen hervorrufen, so deutet dies auf zweierlei hin: Zum einen kann dies als Indikator gelten für die Erosionsprozesse in den Geschlechterverhältnissen, die offensichtlich die Definitionen von »Männlichkeit« (und damit natürlich auch von »Weiblichkeit«) mittlerweile soweit eingeholt haben, daß auch Soldaten nicht mehr umstandslos auf tradierte »männliche« Verhaltensweisen verpflichtet werden können. Furchtlosigkeit bzw. das Überspielen oder »einsame« Bewältigen von Angst scheint kein selbstverständlicher Bestandteil der Konstruktion von Männlichkeit mehr zu sein und kann offenbar auch von einigen Soldaten ohne große Identitätsverluste über Bord geworfen werden. Man kann mutmaßen, daß die Bundeswehr zumindest keine hundertprozentige »Fluchtborg und letzter Hort der Männlichkeit« mehr ist, »die von den Feminisierungstendenzen moderner Gesellschaften ... relativ unberührt geblieben ist.« (Rubbert-Vogt/Vogt 1988, 27f.)

Zum anderen aber drückt sich in den o.g. Reaktionen die massive Verunsicherung jener aus, die eine Bastion der symbolischen Konstruktion von Männlichkeit (nämlich den »Produktionsort« Militär) gefährdet wännen. Da derartige Prozesse sich dem bewußten Zugriff entziehen, darf davon ausgegangen werden, daß damit auch Gefährdungen der eigenen Männlichkeit/Weiblichkeit einhergehen. Das erklärt auch die Heftigkeit und Hämne mancher Reaktionen, die schon angesichts der kleinen Zahl derer, die sich in der oben geschilderten Weise zu Wort gemeldet hatten, erstaunen mußte. Denn die Verteidigungsbereitschaft der Bundeswehr war nie gefährdet. Was aber auch wenige Soldaten gefährden können, das ist die symbolische Reproduktion »männlicher« Attribute im Militär und damit den diskursiven Beitrag der Bundeswehr zur gesellschaftlichen Konstruktion von Männlich-

keit. Es erscheint also gerechtfertigt anzunehmen, daß die geführte »Tapferkeitsdebatte« unter gender-spezifischen Gesichtspunkten analysiert werden muß. Die Emotionalität der Reaktionen erklärt sich so nicht aus einer Befürchtung, die Bundeswehr könne in ihrer Funktionsfähigkeit geschwächt werden, sondern vielmehr aus den Beunruhigungen, die eine Schwächung hegemonialer Männlichkeit (vgl. Connell 1987) auslöst. Auch diese symbolischen Zusammenhänge sind zu berücksichtigen und müssen in die These eingefügt werden, daß das Militär eine Reihe symbolischer Funktionen erfüllt, »die für den Prozeß der Konstitution des gesellschaftlichen und politischen Bewußtseins von tiefgreifender Bedeutung sind« (Wachtler 1983, 74).

Frauen und Wehrdienst

Aufgrund des oben Gesagten läßt sich erneut die Frage nach dem weiblichen Wehrdienst stellen. Während m.E. daraus zu schlußfolgern ist, daß Frauen die Möglichkeit offen stehen muß, sich aus freien Stücken für eine militärische Laufbahn zu entscheiden, und zwar prinzipiell in allen militärischen Teilbereichen, so läßt sich damit keineswegs eine weibliche Wehrpflicht begründen. Die Gründe für deren Ablehnung sind auf verschiedenen Ebenen zu verorten. Zunächst ist es ein dezidiert machtpolitischer Akt, in einer Welt, in der »das Prinzip der Geschlechterzuordnung zugleich für die Konstruktion/Erhaltung von männlich dominierten Statushierarchien« (Hagemann-White 1988, 148) und Privilegien zuständig ist, über weitere weibliche Pflichten nachzudenken. Der Wehrdienst schlägt sich in vielen Biographien als Belastung und zeitweise Benachteiligung nieder. Angesichts der gesellschaftlich noch immer gültigen systematischen Benachteiligung von Frauen erscheint es gelinde gesagt absurd, zusätzlich über eine weibliche Dienstpflicht zu verhandeln. Während die systematische Bevorzugung von Männern im Zivilleben einen gewissen Ausgleich für den Wehrdienst schafft, entfielen dieser Ausgleich für Frauen offensichtlich.

Es wird auch deutlich, daß der gemischtgeschlechtliche Militärdienst für Frauen mit ausgeprägter weiblicher Identität eine größere Paradoxie bedeuten würde als für Männer. Zwar hatten sich, wie oben geschildert, männliche Militärsoziologen Sorgen um die männliche Identität ihrer Soldaten gemacht. Das analoge Problem — nämlich ein Problem mit der Weiblichkeit — würde sich allerdings auch für prädisponierte Frauen stellen — und zwar in ungleich verschärfter Form. Denn die überwiegende Mehrzahl der Frauen würde in ein identitätsfremdes, maskulines Milieu eintreten, das sie wohl aus den oben ausgeführten Gründen schwerlich (oder nur im Rahmen eines gesamtgesellschaftlichen Wandels) in ein weibliches umfunktionieren könnten.

Während militärraffinen Frauen einerseits der Zugang nicht verweigert werden sollte, müssen die Probleme jener Frauen, die keine Nähe zum Militärisch-Maskulinen herstellen können, mindestens ebenso ernst genommen werden wie das beschriebene männliche Problem mit dieser Situation. Ein Mann in Uniform kann sich damit seine Männlichkeit bestätigen; eine Frau in Uniform sieht sich entweder einem Konflikt mit der gesellschaftlichen Definition von Weiblichkeit ausgesetzt oder einer gesteigerten Sexualisierung, wie sie oftmals durch »Cross-Dres-

sing«, d.h. der Vermischung einer geschlechtsspezifischen Symbolik in der Kleidung, konstruiert wird (vgl. Kuhn 1985). Analog dazu wurde Weiblichkeit von Soldatinnen in Zeiten einer weiblichen Dienstpflicht, wie zeitweise während des Zweiten Weltkrieges, durchweg emphatisch betont (vgl. Roach Pierson 1988). Eine Untersuchung über Sanitätsoffizieranwärterinnen in der Bundeswehr zeigte ebenfalls, daß »Weiblichkeit« in der Armee für diese jungen Frauen ein Thema ist (Anker et al. 1990). Die geschilderte Situation bedroht also weibliche Identität letztlich stärker als männliche.

Die Geschlechterverhältnisse stehen nahezu weltweit seit längerem unter Verhandlungsdruck. Dabei sind nationale und kulturelle Ungleichzeitigkeiten zu berücksichtigen. Die obigen Beispiele beziehen sich fast ausschließlich auf US-amerikanische Untersuchungen. Aufgrund der relativ starken Verflochtenheit mit der Gesamtgesellschaft ist im Fall der Bundeswehr anzunehmen, daß die Umbruchsituation in den Geschlechterverhältnissen »draußen« auch in die Armee verstärkt Eingang gehalten hat. Zu fragen wäre also: Wie hat sich der Nexus Männlichkeit-Militär weiterentwickelt? Wie setzen gerade junge Soldaten gesellschaftliche Neudefinitionen von »männlich« und »weiblich« in ihr Rollenbild um? Ergeben sich daraus besondere Konfliktsituationen oder auch -definitionen und ein anderes Konfliktverhalten? Was bedeutet das bezüglich des militärischen Kämpfertums? Wenn Militärsoziologie sich »verstärkt den eigentlichen Besonderheiten ihres Gegenstandes zuzuwenden und die gesellschaftlichen Voraussetzungen und Bedingungen für die Existenz des Militärs zu erforschen (hat)«, da es erst auf dieser Grundlage möglich ist, »Antworten auf Fragen zu finden, unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen andere als militärische Formen der Friedenssicherung realisierbar sind« (Lippert/Wachtler 1989), dann kann auch die Frage, welche Bedeutung das Militär im System der Geschlechterverhältnisse hat, keine marginale sein.

Für hilfreiche Hinweise zur militärischen Innenperspektive bin ich Obertsleutnant Dr. Georg-Maria Meyer zu Dank verpflichtet.

Anmerkungen

- 1 So wird beispielsweise an der Forschungsstelle der Berghof- Stiftung für Konfliktforschung in Berlin seit 1989 ein Forschungsprojekt zum Thema »Frauen und Militär« von Astrid Albrecht-Heide und Utemaria Bujewski-Crawford bearbeitet.
- 2 Herrad Schenk hat darauf hingewiesen, daß die Attraktivität von Militär und Krieg für Männer keineswegs identisch mit der Frage ist, was Männer dazu bewegt, zum Militär zu gehen oder sich an Kriegen zu beteiligen. Letzteres sei in den meisten Fällen Zwang oder Mangel an Alternativen oder aber auch die gebotenen Aufstiegsmöglichkeiten. Die Attraktivität des Männlich- Soldatischen bewege sich demgegenüber auf einer völlig anderen Ebene.
- 3 Als Ausnahme kann die bereits seit rund zehn Jahren laufende Poststrukturalismus-Rezeption in der Zeitschrift *Das Argument* betrachtet werden. Vgl. ebenso die philosophische Rezeption von Manfred Frank.

Literaturverzeichnis

- Acker, Joan, 1989: Was wurde aus dem Paradigmenwechsel? In: *Das Argument* 177
- Anker, Ingrid, Ekkehard Lippert und Ingrid Welcker, 1990: Auf jeden Fall bestanden. Die weiblichen Sanitätsoffizieranwärter am Ende ihrer militärischen und militärfachlichen Ausbildung. Gutachten des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr. München
- Becker-Schmidt, Regina, und Gudrun-Axeli Knapp, 1987: Geschlechtertrennung — Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens. Bonn
- Bock, Gisela, 1988: Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte. In: *Geschichte und Gesellschaft* 14
- Boulding, Elise, 1988: Warriors and Saints. Dilemmas in the History of Men, Women and War. In: Eva Isaakson (Hrsg.): *Women and the Military System*. New York
- Brownmiller, Susan, 1978: *Gegen unseren Willen*. Frankfurt/M.
- Chapkins, Wendy, 1988: *Sexuality and Militarism*. In: Eva Isaakson (Hrsg.): *Women and the Military System*. New York
- Connell, Bob, 1987: *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*. Oxford
- Diamond, Irene, und Lee Quinby, 1988: *Feminism and Foucault. Reflections on Resistance*. Boston
- Enloe, Cynthia H., 1988: Beyond 'Rambo'. Women and the Varieties of Militarized Masculinity. In: Eva Isaakson (Hrsg.): *Women and the Military System*. New York
- Flax, Jane, 1983: Political Philosophy and the Patriarchal Unconscious. In: Sandra Harding u. Merrill B. Hintikka (Hrsg.): *Discovering Reality*. Dordrecht
- Foucault, Michel, 1978: *Wahrheit und Macht*. In: ders.: *Dispositive der Macht*. Berlin/W.
- Genth, Renate, 1988: Patriarchale Naturbeherrschung, Weiblichkeit und phalokratische Naturzerstörung. In: Christine Kulke (Hrsg.): *Rationalität und sinnliche Vernunft*. Pfaffenweiler
- Guttmann, Barbara, 1989: *Weibliche Heimarmee. Frauen in Deutschland 1914-1918*. Weinheim
- Hagemann-White, Carol, 1988: Zum Verhältnis von Geschlechtsunterschieden und Politik. In: Christine Kulke (Hrsg.): *Rationalität und sinnliche Vernunft*. Pfaffenweiler
- Haraway, Donna, 1987: *Geschlecht, Gender, Genre — Sexualpolitik eines Wortes*. In: *Das Argument* 166
- Harding, Sandra, 1989: Männliche Erfahrung und Normen sozialwissenschaftlicher Erkenntnis. In: Barbara Schaeffer-Hegel u. Barbara Watson-Franke (Hrsg.): *Männer, Mythos, Wissenschaft*. Pfaffenweiler
- Haug, Frigga, 1991a: *Sexualisierung der Körper*. Hamburg
- dies., 1991b: *Eintritt der Frauen in den Krieg*. In: *Das Argument* 187
- dies., 1990: *Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch*. In: dies.: *Erinnerungsarbeit*. Hamburg
- Hicks Stiehm, Judith, 1982: The Protected, the Protector, the Defender. In: *Women's Studies International Forum* Vol. 5, No. 3/4
- Kuhn, Annette, 1985: *Sexual Disguise and Cinema*. In: dies.: *The Power of the Image. Essays on Representation and Sexuality*. London
- Lippert, Ekkehard und Günther Wachtler, 1989: *Militärsoziologie*. In: G. Endrweit u. G. Trommsdorf (Hrsg.): *Wörterbuch der Soziologie*. Bd. 2. Stuttgart
- Marlowe, David H., 1983: The Manning of the Force and the Structure of Battle. Part 2 — Men and Women. In: Robert K. Fullinwider (Hrsg.): *Conscripts and Volunteers*. Totowa
- Moskos, Charles, 1970: *The American Enlisted Man*. New York
- Randzio-Plath, Christa, 1982: *Frauen wehren sich*. In: dies. (Hrsg.): *Was geht uns Frauen der Krieg an? Reinbek*
- Roach Pierson, Ruth, 1988: *They're Still Women after All. Wartime Jitters over Femininity*. In: Eva Isaakson (Hrsg.): *Women and the Military System*. New York
- Rubbert-Vogt, Ingeborg, und Wolfgang R. Vogt, 1988: *Soldaten — auf der Suche nach Identität*. In: W.R. Vogt (Hrsg.): *Militär als Lebenswelt. Streitkräfte im Wandel der Gesellschaft III*. Opladen
- Schenk, Herrad, 1983: *Frauen kommen ohne Waffen. Feminismus und Pazifismus*. München
- Scott, Joan, 1986: *Gender*. In: *American Historical Review* 91/5
- Tyrell, Hartmann, 1986: *Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 3
- Wachtler, G., 1983: *Struktur- und Funktionswandel der Streitkräfte*. In: W.R. Vogt (Hrsg.): *Sicherheitspolitik und Streitkräfte in der Legitimitätskrise*. Baden-Baden
- Wechsler-Segal, Mady, 1983: *Women's Role in U.S. Armed Forces*. In: R.K. Fullinwider (Hrsg.): *Conscripts and Volunteers*. Totowa
- Weedon, Chris, 1987: *Feminist Practice and Poststructuralist Theory*. Oxford

Kritik der herrschenden Wissenschaft

Sandra Harding
**Feministische
Wissenschaftstheorie**



Sandra Harding
**Feministische Wissen-
schaftstheorie**

*Zum Verhältnis von Wissenschaft
und sozialem Geschlecht*

Aus dem Amerikanischen von
Michael Haupt

300 Seiten, br., DM 34,—

Sandra Harding nimmt sich eines Themas an, das hierzulande erst in Ansätzen diskutiert wird: Sie stellt die Frage nach den Perspektiven des Feminismus in Wissenschaft und Wissenschaftstheorie. Welche emanzipatorischen Ansätze gibt es hier, wo liegen ihre Schwierigkeiten, wie kann feministische Theorie für die Veränderung von Forschungspraxis und Wissenschaftsbetrieb eingreifend tätig werden? Mit diesen Fragen zielt

Sandra Harding auf die intellektuellen und gesellschaftlichen Grundlagen wissenschaftlichen Denkens, auf die weiße, bürgerliche, männliche Dominanz, die alle Ebenen des Wissenschaftsbetriebes bestimmt. Eingehend beschäftigt sich Sandra Harding mit dem Problem, welche Rolle das soziale Geschlecht bei der Planung und Durchführung wissenschaftlicher Forschungsvorhaben (vor allem in der Biologie und den Sozialwissenschaften) spielt. Darüber hinaus diskutiert sie verschiedene Ansätze feministischer Wissenschaftskritik (Empirismus, Standpunkt-Denken, Postmodernismus) und zeigt die Spannungen und Widersprüche in und zwischen den Ansätzen auf, ohne ihren kritischen Wert zu verkennen. Sandra Harding plädiert für wirksamere Konzeptionen wissenschaftlicher Objektivität und Forschung, für Theorien und Praxen, die sich auf antirassistische, antihierarchische und antisexistische Werte gründen.

»Das Buch ist anspruchsvoll, ausgefeilt und subtil. Es ist das Beste, was bisher an feministischen Ansätzen zu Wissenschaft- und Erkenntnistheorie geschrieben wurde.«

Donna Haraway, University of California

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Ursula Püschel

»... jetzt ist jeder befugt«

Über Irmtraud Morgners »Amanda«*

»Die Arbeit dieses Affekts — des Hoffens — verlangt Menschen, die sich ins werdende tätig hineinwerfen, zu dem sie selber gehören. Sie erträgt kein Hundeleben, das sich ins Seiende nur passiv geworfen fühlt, in undurchschautes, gar jämmerlich anerkanntes.«

Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung

Ein Werk von epischen Dimensionen war angelegt: Der erste Band der Salman-Trilogie, »Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura«, 1976, zählt 693 Seiten, der zweite, »Amanda«, 1983, 656. Der dritte Band bleibt Fragment.

Thomas Mann nannte den epischen Geist den »raunenden Beschwörer des Imperfekts«. Er hat ihn beschrieben in seinem Vortrag »Die Kunst des Romans«, und ich zitiere daraus, damit wir auch Gemeinsamkeiten sehen, wo es mir um Unterschiede geht: »Es ist ein gewaltiger und majestätischer Geist, expansiv, lebensreich, weit wie das Meer in seiner rollenden Monotonie, zugleich großartig und genau, gesanghaft und klug-besonnen; er will nicht den Ausschnitt, die Episode, er will das Ganze, die Welt mit unzähligen Episoden und Einzelheiten, bei denen er selbstvergessen verweilt, als käme es ihm auf jede von ihnen besonders an. Denn er hat keine Eile, er hat unendliche Zeit, er ist der Geist der Geduld, der Treue, des Ausharrens, der Langsamkeit, die durch Liebe genußreich wird ...«.

Der raunende Beschwörer des Imperfekts als konstituierendes Element der Gattung Prosa — da ist von europäischer Tradition die Rede, nicht von afrikanischer oder lateinamerikanischer. Aber Irmtraud Morgner kommt aus der gleichen Tradition — ihr epischer Geist ist picareske Beschwörung der Zukunft. Damit ist etwas Neues in der hiesigen Literatur bezeichnet. Nicht, daß es hier und da nicht schon Zukunft in der Prosa gegeben hätte. Doch in diesem Extrem konnte es wohl erst in Erscheinung treten, seit Zukunft fraglich geworden ist. Vielleicht konnte es auch nur von einer Frau geleistet werden. Ich würde es gern etwas einfacher sagen, was nicht leicht ist mit dem Literaturwort picaresk. Gebildet nach dem spanischen *picáro*, der Schelm. Aber ein deutsches Adjektiv — schelmenhaft, nährisch — trifft es nicht. Ich könnte höchstens sagen: Die Morgner hat eulenspiegelhafte Zukunftsbeschwörung betrieben. Wir werden darauf zurückkommen.

Irmtraud Morgner ist vor einem Jahr gestorben, 1990, im Monat Mai. Da war sie siebenundfünfzig Jahre. Kunst wird nur mit Leben bezahlt — ihr Wort, das an ihr wahr wurde. Auf dem Friedhof in Friedrichsfelde hat Alice Schwarzer sie eine Dichterin und Philosophin genannt — die erste, die so kühn war, Irmtraud Morgner diese beiden Qualifikationsmerkmale zuzuerkennen. Heute, wo an Instituten oder Universitäten Philosophie genannt ist, was selten mehr ist als trockenes Stroh, nicht aber das große Denken, das Sache der Morgner war. Dieses Wort hat

* Vortrag auf der 11. Volksuni, Berlin 1991

sie benutzt für die Inbegriffnahme der Welt. Und Dichterin gar — wir bescheiden uns doch mit der bloßen Berufsbezeichnung, Schriftstellerin. Nur die Lumpen sind bescheiden, sagt Goethe. Alice Schwarzer hat in Friedrichsfelde einen Satz gesagt, über den ich nachdenke seitdem: »Es hätte diese Dichterin deutscher Sprache vielleicht nicht gegeben ohne den Versuch des Sozialismus in dem einen Teil Deutschlands.« (1990, 65) Die Literaturgeschichte, die Kunstgeschichte überhaupt zeigt uns, daß Talente wohl von den Umständen ihrer Existenz abhängig sind — aber doch nicht absolut. Biographisch wurde die Tochter eines Lokomotivführers aus Chemnitz begünstigt durch den Umstand DDR — aber war ein Talent von diesem Format auf Begünstigungen angewiesen? »Mein zentrales Thema ist der Eintritt der Frauen in die Historie« (1973, 49) — die Verbindung des Morgnerschen Talents mit diesem Thema — hier wie dort eine Art aktueller Kampfplatz — hätte sich sowohl in der DDR als auch in der BRD ereignen können; Stoff dazu, wenn auch verschiedener, lag hier wie da auf der Straße.

Thema und Stoff können es nicht allein sein, was Alice Schwarzers Feststellung rechtfertigt. Wiewohl man einst die DDR aus Morgners Büchern wird archäologisch ausgraben können, jenseits von Verdammung und Verklärung. Sie hat gesagt: »Mein Antrieb wäre es nicht, Kunst zu machen. Mein Antrieb wäre es, Welt zu machen« — natürlich »mit der größtmöglichen Wucht an Worten.« (Ebd., 54) Solchen Anspruch, ausgesprochen oder unausgesprochen, kenne ich nicht in der westdeutschen Literaturszene. Leute, die am Abriß der Mauer zwischen Kunst und Leben ein Interesse haben, sind für gewöhnlich resigniert und traurig. Äußert sich bei Morgner individuelle Anmaßung oder gab es eine Schubkraft aus der DDR-Existenz?

Eine Antwort ist nicht leicht zu haben, vielleicht steckt sie tatsächlich in den Details, mit denen wir uns befassen sollten. Jedenfalls die Ermutigung, die von den Morgner-Büchern ausgeht, hat nicht nachgelassen, seit es die DDR nicht mehr gibt. Wer sich mit Irma Traud Morgner darauf eingelassen hat, »Welt zu machen«, tat das damals, tut es jetzt. Das kann man nur lachend, und für das große Lachen gibt es großen Vorrat in ihren Büchern.

Eine Inhaltsangabe des Romans — darauf hätten Sie Anspruch — ist so gut wie unmöglich. Sie muß mißverständlich ausfallen schon wegen der Fülle. Auch wegen der Form, der Ensemble-Struktur, dem Wechsel von komödischen und philosophischen Teilen. Ich will es trotzdem versuchen. Dafür muß ich beim ersten Buch anfangen.

Beatriz de Dia, der seltene Fall einer Trobadora, hat in der Provence im 12. Jahrhundert gelebt. Sie verließ dieses Leben freiwillig, weil sie die mittelalterliche Männerwelt nicht ertragen konnte. Persephone versprach ihr für eine Gegenleistung achthundertzehn Schlafjahre. Im Mai 1968 erwachte sie, als Autobahnbauer ihr dornenüberwachsenes Schloß planierten. Nach schweren Erlebnissen, die die Welt für Frauen kaum verbessert zeigten, erreichte sie Paris und heiratete einen Gemüsehändler. Sie verkehrte unter 68er Studenten, lernte Bücher von Marx kennen, wurde zu einem öffentlichen Diskussionsabend der Freundschaftsgesellschaft Frankreich-DDR mitgenommen, erlebte dort einen korrekt gekleideten Herrn mit einem barbarischen Französisch namens Uwe Parnitzke. Der begeistert

sie so, daß sie beschließt, seiner Einladung in die Deutsche Demokratische Republik zu folgen: das muß das gelobte Land sein.

Irritierender Weise scheint man dort nicht auf eine Trobadora gewartet zu haben. Sie bekommt über die Konzert- und Gastspieldirektion berufsfremde Zirkusarbeit, hat sogar Presse, worauf eine Laura Salman in einen Leserbrief gegen den Gebrauch des Namens Beatriz de Dia als »Schändung kulturellen Erbes« protestiert. Beatriz ist begeistert, sie will mit Laura Salman als Spielfrau in ihren Beruf zurückkehren.

Laura hat studiert, dabei besagten Uwe Parnitzke geheiratet, ein Kind gekriegt, das nach einem Jahr wegen berufsbedingter Vernachlässigung starb, sich auf eine Baustelle beurlauben lassen, dann, als sie den ständigen Haltungsverwechsel von gebückt bei der Hausarbeit zu aufrecht bei der Wissenschaft nicht länger verkraften konnte, zur S-Bahn gewechselt. Dort ist sie nun Triebwagenfahrerin.

Beatriz gelingt es, Laura zu überzeugen, daß Spielfrauentätigkeit keine Drecksarbeit für jemand anderen ist. Sie werden Freundinnen. Als Beatriz auf Weltfahrt geht, macht Laura deren Arbeit, bis hin zu Verlagsverhandlungen. Sie muß schließlich sogar schreiben. Eine zaubermächtige Cousine von Beatriz landet Laura einen Mann auf dem Balkon, Benno Pakulat, Bauarbeiter. Als es scheint, er könne ihre emanzipatorischen Ansprüche erfüllen, heiratet sie ihn. Der Sohn Wesselin wird geboren, Benno erfüllt Vaterpflichten. Als Beatriz in die junge Familie zurückkehrt, stürzt sie beim Fensterputzen in die Tiefe. Tot. Ende des ersten Buchs.

Beatriz läßt der Zustand der Welt nicht bei den Toten ruhn. Sie reinkarniert als Sirene, soll sich in der Obhut der Schlange Arke, Tochter der Erdmutter Gaja, auf ihre Aufgabe vorbereiten und wohnt in einer leeren Voliere im Tierpark. Die Sirene beschließt, zu Trainingszwecken das Buch Amanda zu schreiben, und zwar für Lauras Sohn Wesselin, für die Zukunft. Das wird um so dringender, als sie sich eines Tages ihrer Stimme beraubt sieht. Für das Buch bekommt sie Material aus dem Blocksberg-Archiv, aus dem wird klar, daß die Morgner — aus Vorsatz oder aus Unfähigkeit — falsch über Laura geschrieben hat. Bei deren Geburt nämlich erschien die Hexe Isebel mit einem Lebenselixier, das die mißtrauische Großmutter ins Feuer schüttete. Als Laura dann mit ihrer ersten Liebe Konrad Tenner zusammenlebte, fing sie an, in der Küche alchimistisch zu experimentieren. Da tauchte der Oberteufel Kolbuk auf, verbat sich aufsässige Einmischung und teilte sie in zwei Hälften: Laura, Amanda. Die bessere nahm er mit auf den Blocksberg. Der zunächst biedere Rest war jetzt bereit, Tenner zu heiraten, doch der wollte sie nicht mehr. Das ist noch von der Morgner ausgelassenes Vorleben. Auch, daß eines Tages vom Verlag das Buch von Beatriz ankam mit Lauras Namen. Darüber wurde Benno so high — er hat eine Frau, die Bücher schreibt — daß er sich kurz darauf betrunken zu Tode fuhr.

Laura fährt nur Nachtschicht wegen Wesselin. Aber sie kann die Strapazen nicht länger ertragen und beschließt, mit ihrem Sohn aus dem Leben zu scheiden. Doch statt des Todeselixiers gelingt ihr ein Vereinigungselixier, Amanda erscheint. Die hat mit anderen Hexen auf dem Brocken für die Raben Puff-Arbeit zu verrichten. Die Hexen wollen die Teufels- und Rabenherrschaft stürzen. Sie sind in drei Fraktionen gespalten, Amanda wirbt für ihre. Das interessiert Laura nur mäßig. Statt

dessen, daß der Oberteufel Kolbuk damals, beim Abfall von den Engeln, in den Besitz von Trinksilber gelangt ist. Daraus müßte man sich nach Amandas Beschreibung eine Insel, Orplid, schaffen können, wo sie und Wesselin ohne Schlafentzug und sonstige Drangsal leben könnten. Das nimmt sie in Angriff. Sie annouciert wegen eines närrischen Beistands und lernt so Vilma Tenner kennen, in deren Küche nun alchimistisch gekocht wird. Ihr Mann, Konrad Tenner, Archivar, sitzt vor fünf Fernsehgeräten, um die Welt im Blick zu haben, er kommt nie in die Küche. Ja, es ist Lauras Tenner, liebenswürdig nach wie vor, und mit undurchsichtigen Eigenheiten. — Auf Vilma trifft sie unerwartet, als sie an der Ruine des Französischen Doms auf geheimnisvolle Weise in das Unsinnskollegium von Frauen gerät, das sie jubelnd aufnimmt. — Die Herrschaft des Brockens — militärisches Sperrgebiet nebenbei — sieht sich genötigt zu modernisieren, wenn sie am Ruder bleiben will. Daher erscheint Oberteufel Kolbuk bei Laura, um sie zur Heirat zu erpressen. Oberengel Zacharias zieht nach und schickt Monsignore Soundso als Brautwerber. Elf Tage Bedenkzeit, Laura muß handeln.

Sie findet Zuflucht in der GPG — wissen Sie, was eine GPG ist? — Felsenburg, eine Gründung von Barbara, Mitfrau aus dem Unsinnskollegium. Die war in ein Männerreservat eingedrungen, hatte als Heiratsschwindlerin gearbeitet, und als es zu anstrengend wurde, einen Prozeß gegen sich angestrengt. Aber keiner der Betrogenen wollte gegen sie aussagen. Da entrückte sie die Männer mittels einer Tarnkappe in die Nähe von Pritzwalk, wo sie genossenschaftlich eine blühende Gärtnerei betrieben. Unter sich bestätigten sie sich für ihren Rückzug aus den Strapazen des hauptstädtischen Lebens, aber kein Wort darüber, daß sie auf eine Frau reingefallen waren, weil sie ihnen alle Wünsche von den Augen ablas, selbst den, sexuell in Ruhe gelassen zu werden, bis es soweit ist.

Dort nun aber flog Isebel an, die an der Spitze der hexistischen Fraktion (HUU) der Umsturz planenden Brockenhexen stand und Laura als Heerführerin vorgesehen hatte. Sie war empört, daß Laura »Zuflucht bei Männern« gesucht hat — »Die HUU lehnt Männerhilfe ab«. Die dritte Erpressung: Laura soll nebst Wesselin vermittels eines von Isebel aufgedrängten Elixiers Unterschlupf im Affenhaus des Tierparks nehmen.

Amanda hingegen fordert das Elixier zur Wiedervereinigung von Laura, der Umsturz müsse jetzt stattfinden mit Amanda/Laura an der Spitze. Denn Kolbuk fühle sich bedroht und habe für den äußersten Fall die Vermischung von Trinkgold und Trinksilber angeordnet — das aber explodiere »mit solcher Wucht, daß totale Vernichtung der Eroberer, der Eroberten und des gesamten Blocksbergs garantiert wäre«. Und das gleiche habe Isebel für den Fall einer Niederlage vor. Jedoch die teuflischen Mächte sind hinter Amanda her — offensichtlich stürzt sie sich aus dem Fenster. Es gibt undeutliche Gerüchte über den Tod der Werk tätigen Laura Salman, über eine fliegende Frau in der Leipziger Straße, genaue Meldungen fehlen.

Laura, an nichts interessiert als an Trinksilber für die Insel, sucht einen geeigneten Mann, der Mut und Lust hat, es auf dem Blocksberg zu stehlen. Sie findet einen alten Bekannten, mit dem sie in den Harz fährt. Von Ungeduld gepackt, kraxelt sie ihm nach und findet Konrad Tenner vor einer Höhle. Der hat bei Kolbuk als Rabe gearbeitet, wollte ihn überlisten, ist aber durchschaut worden und muß

nun Arbeit als Pförtner verrichten. Er hat den Eindringlingen getroffen und bei Kolbuk verpfeifen, um sich Straferlaß zu verschaffen.

In einem »Silvesternachspiel« genannten Kapitel wird Sirene Beatriz unter pyrotechnischem Geknalle am Berliner Himmel im Heizungskeller des Tierparks von Hexen gefragt, wie weit sie mit ihrem Buch »Amanda« sei. »Bis zur Niederlage der individualistischen Strategien von Laura Salman und Konrad Tenner.« (1983, 656)

Vom Buch Amanda zu sprechen — wäre damit von einer Vorlesungsreihe an einer Universität die Rede, gäbe es drei Themen, die ich für besonders wichtig halten würde. Gelehrt ausgedrückt, könnte man sie so nennen:

- Die Rolle Goethes als Traditionsbezug im Werk Irmtraud Morgners.
- Das Verhältnis von Fiktionalem und Dokumentarischem im Werk Irmtraud Morgners
- Die plebeisch-demokratische Grundlinie und ihre ästhetischen Konsequenzen im Werk Irmtraud Morgners

Um ein großes Werk auszulesen, braucht es lange Zeit. Die Zugänge wechseln. Das, was jeder einzelne und wir alle an Erfahrungen und an Kenntnissen mitbringen, auch. Kurz, es wird sich nur um Annäherungen handeln an die für Prosadichtungen unserer Zeit ungewöhnliche Fülle an Stoff, Verfahrensweisen, Vorgängen, Figuren, Fragen, Vorschlägen in Irmtraud Morgners Hexenroman.

Um dieser Fülle Herr zu werden (ich unterlasse das weibliche Pendant — Dame), könnte man literarischen Bezügen nachgehen. Vielleicht einen Vergleich der Literaturkinder Oskar Matzerath und Laura Salman an den Anfang stellen. (Der Junge stammt aus Günter Grass' »Blechtrommel«.) Ich nenne nur das Auffälligste: etwa im gleichen Alter und der gleichen Zeit — nach dem Ende von Krieg und faschistischer Herrschaft in Deutschland — verweigert sich das männliche Kind aus Opposition zu seiner Welt und stellt das Wachsen ein. Das weibliche aber probt den Aufstand — dieser gängigen Formulierung von Günter Grass bedient sich die Autorin. Die Autorenliste ist lang, bei der es sich nachzufragen lohnt, ob es sich nur um schöne Grüße handelt oder um partielle Identifikation, von Jean Paul über Bulgakow bis James Thurber, auch Virginia Woolf ist anwesend. E.T.A. Hoffmann ist gleich zu Beginn des Buchs »Amanda« mit einem Zitat annonciert. Man könnte den Weltaufriß des Werks in seiner Beziehung der Welterkenntnis des Zeitalters vergleichend untersuchen bei Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen und bei Irmtraud Morgner — Diesseits wie Jenseits inclusive. Unerläßlich ist einiger Aufwand in Sachen Goethe.

Aber hier handelt es sich trotz allen germanistisch-literaturwissenschaftlichen Anscheins um anderes und mehr als einen bloßen Werk- bzw. Traditionsbezug. Irmtraud Morgner sprach von Goethe als Lebenselixier. Wer gibt denn so etwas zu heutzutage: »Wenn ich, wie auch immer, nicht weiter weiß, nicht nur literarisch, suche ich Rat bei ihm, beginne an irgendeinem Zipfel seines Riesenwerks zu lesen und finde immer, irgendwo. Ich glaube, die Universalität seines Genies liegt auch in seiner androgynen Beschaffenheit.« (1984, 1502) Androgyn — ein lästiges, weil unübersetzbares Fremdwort — scheinzwiterhaft, steht im Fremdwörterbuch: gemeint ist die Vereinigung von weiblichen und männlichen Elementen in einer Person. — Ich bekenne meine Hochachtung vor diesem Umgang mit Goethe, der

so gar nicht Mode ist, er stellt Ansprüche und macht Arbeit — und zwar Arbeit nicht nur in Sachen Goethe, sondern in Sachen Welt. Irmtraud Morgner hat sich für ihr »Amanda«-Sujet, für das Stoffliches wie Philosophisches gebraucht wurde, direkt bei einem Werk Goethes bedient, und zwar bei »Pandora. Ein Festspiel«, 1807, wegen seines einen Aktes Fragment genannt. Von dieser Arbeit — oder von Pandora — hat Goethe gesagt, daß sie ihm »eine liebe Tochter« sei (an K.F. Reinhard, 22.6.1808). Da gehörte also dieser Herzplatz nicht mehr dem Prometheus — Gefährte seiner Jugend —, der dem Gott getrotzt hatte und Menschen nach seinem Bilde schuf, zu leiden und zu freuen sich wie er. Es war seit Jahrhundertbeginn für Goethe eine durch Krankheiten, durch den Verlust von Freunden, vielleicht kann man sagen: durch Krisen belastete Zeit. Eine Zeit der Wende zudem: das Bedenken vom Preis des Fortschritts hatte zu beginnen, die Diktatur der Bourgeoisie in Frankreich nebenan wurde sinnlich, als der Weltgeist zu Pferde, Napoleon (Hegels Wort) in Weimar einritt.

Pandora, in der Mythologie vieler Völker verseilt, wurde schließlich die mit der Büchse des Unheils. Patriarchalische Denkweise hatte an diesem Bild gearbeitet, ohne die Erinnerung an das Heil in der Büchse Pandoras — der Allbegabten, Allgebenden — ganz auslöschen zu können.

Goethes Pandora-Fragment beginnt mit Epimetheus, Prometheus' nachdenkendem Bruder. Dessen Gattin war Pandora einst, und in ihrer Büchse das Heil und nicht das Unheil. Doch Epimetheus hatte sie nicht halten können, und den Menschen waren die »munteren Luftgeburten« entflohen. Bei Irmtraud Morgner zu »Gütern mit Fittichen« verfestigt — sie spielen im Delphischen Orakelspruch, der zu deuten ist, aus dem Arke den Auftrag für die Sirene Beatriz zu formulieren hat, eine bedeutende Rolle — daher also der Name. — Epimetheus genießt den Schmerz um solches Kleinod, Prometheus opponiert: »Kleinode schafft dem Manne täglich seine Faust.« Doch Epimetheus setzt dagegen: »Die Schönheit führt auf rechte Bahn.« Im Streit der Brüder hat die Schönheit Frauengestalt — Prometheus findet, daß sie verführe, Epimetheus, daß die von seinem Bruder geschaffenen Frauen nichts taugen, denn er formte, »Den Mann vorausgedenkend, sie zur Dienerin«. Zu Epimetheus' Lob Pandorens gehört, daß der Allbegabten nichts mehr zu geben war. Und da läßt Goethe den Epimetheus sagen: »Ich gab mich selbst ihr«. Er trennt sich von dem Hingabeklichee, das Frauen zugeordnet ist — der Satz hat noch einen erstaunlichen zweiten Teil: »Ich gab mich selbst ihr, gab mich ihr zum ersten Mal!« (Berl. Ausg. VI, 430f.) Es lohnt wohl, einen Augenblick innezuhalten und zu bedenken, daß das nicht von der Morgner stammt oder von mir, sondern von Goethe.

Also mit dem Verlust Pandoras verbunden ist der Verlust der Güter mit Fittichen, die verknüpft sind mit der Fähigkeit der Menschen fortzubestehen. Daher bezieht das Buch »Amanda« seine Bewegung, seine Triebkraft. Der Orakelspruch, der der Sirene Beatriz ins gefiederte Ohr kam, erfährt folgende Deutung:

»Prometheus kann seine Denkleise, die ihn zu bewundernswerten Werken führten und jetzt der Selbstvernichtung zugerichtet sind, nicht aus eigener Kraft verlassen. Sirenen müssen ihn aus seiner Bahn tragen. Von deren Gesang außer sich gebracht, wird er Pandora unverstellt von Gerüchten erinnern. Und er wird befähigt sein, sich und sein Werk erstmals als Fragment zu begreifen und ohne Zukunft. Erhaltungstrieb und Vollendungssucht leiten ihn dann, Pandora um ihre

Rückkehr zu bitten. Und das vierte Menschengeschlecht, das von beiden in Liebe gezeugt werden wird, könnte das erste sein, das friedensfähig ist: imstande, seine Interessen- und Meinungsverschiedenheiten unblutig zu bewältigen und Sitten zu entwickeln, die Kompromisse höher schätzen als Siege und den Krieg tabuisieren.« (1983, 159)

Diese Orakel-Deutung bedient sich noch in einer anderen Sache bei Goethe: Vom vierten Menschengeschlecht ist die Rede, ein sinnlicher Begriff, einer bildlichen Argumentation Goethes nachgebildet, möglich durch die dringliche Beschäftigung beider mit der Emanzipation der Menschheit. Goethe hätte gesagt: vierte Dynastie — eine poetische Hülle für weitgreifenden gesellschaftstheoretischen Gehalt. Goethe hat zunächst nur drei gezählt. Die erste ist die der Götter, Jupiter/Zeus, Christengott. Als sich die Menschen nach Befreiung sehnen, brauchen sie zunächst noch Stellvertreter, Halbgötter, göttliche Abkömmlinge, Prometheus/Christus — die zweite Dynastie. Als Goethe in »Dichtung und Wahrheit« Rückblick hält auf seine Prometheus-Zeit (1773), schreibt er: der geriet in ein »Mißverhältnis« zu Zeus, »indem er auf eigne Faust Menschen bildet, sie durch die Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie gestiftet.« (Berl. Ausg. XIII, 686f.) Rund fünfunddreißig Jahre später wird die von himmlischen Obergewalten emanzipierte Dynastie in »Pandora« begutachtet, geprüft und zu leicht befunden.

Die Stiftung der vierten Dynastie, des vierten Menschengeschlechts, befreit auch von irdischer Obrigkeit, steht an. Goethe, vorsichtig geworden durch den notwendigen Platzwechsel von Prometheus zu Pandora, ließ es in dieser Sache mit einem Fragment bewenden. Immerhin ein unerhörter Vorgang in der Lebensarbeit eines Dichters, dessen Darstellung man etwa im »Goethe-Jahrbuch« oder in den »Weimarer Beiträgen« vergeblich sucht. Man findet bei Peter Hacks (1984). Und bei Irmtraud Morgner.

Damals — sagen wir in den fünfziger, sechziger Jahren — als auch Laura Sal- man ihre erste Reise machte als Fahrt mit der FDJ-Gruppe nach Weimar, um Goethe als das ihr zustehende und ihr vorenthaltene Erbteil in Besitz zu nehmen, damals waren wir damit beschäftigt, Goethe aus der Philologie heraus- und in den gesellschaftstheoretischen und -praktischen Bereich hineinzuholen. Damals waren die Arbeiten zum Aufräumen und Neubauen beträchtlich, daß wir notwendige Übungen in dialektischem Denken für das Kommende vernachlässigt haben. Das Engagement, mit dem wir uns daran beteiligten, ließ die Illusion aufkommen, wir seien schon die ausgebildete vierte Dynastie, frei von weltlicher Obrigkeit. Die Ausbildung einer neuen Obrigkeit, an der auch manche von uns — wissentlich oder unwissentlich — beteiligt waren, wurde verkannt.

Zur Erörterung des Verhältnisses von Dokumentarischem und Fiktivem in Irmtraud Morgners Werk ein Zitat: »Auch ein Buch könnte ein Mittel zur Bekanntmachung von Hindernissen sein, die überwunden werden müssen, soll die Menschheit nicht zu grunde gehn«. Das sagt die zungenlose Trobadora Beatriz, derzeit Sirene, als von ihr Sirenengesang nicht mehr zu erwarten ist und sie zu schreiben beschließt (1983, 258). »Ein Buch als Mittel zur Bekanntmachung« stammt also von Irmtraud Morgner selber bzw. einer ihrer Figuren, und Sie können zu Recht monieren, daß ich es als zutreffend für ihre Schreibart in Anspruch nehme. Zumal ich es mit einem anderen, geradezu literaturtheoretischen Begriff nicht tue, näm-

lich Montage-Roman, im ersten Band der Salman-Trilogie von Laura Salman der Chef-Lektorin des Aufbau-Verlags als von ihrer Freundin Beatriz kreierte Romanform der Zukunft verkauft. Laura sagt bei dieser Gelegenheit viele kluge und richtige Sachen, die in der Tat von Schreiberfahrungen einer zeitgenössischen Autorin handeln, dazu noch: »Ein geradezu ideales Genre zum Reinreden.« (1976, 260) Die Morgner aber sagt, nachdem Literaturwissenschaft und -kritik aktiv geworden sind: »Die ewige Kolportierung des Begriffs 'Montageroman' als Aussage des Autors über die Struktur seines Romans erscheint mir über die Jahre geradezu deprimierend.« (1984, 1511) Nebenbei hatte sie ins erste Salman-Buch einen ganzen Morgner-Roman hineinmontiert, »Rumba auf einen Herbst«, der keine Druckgenehmigung bekommen hatte. Das Personal dieses Romans ist in den Salman-Büchern weiterverwendet. Vielleicht ist auch das eine Bekanntmachung — ein undeutlicher Begriff, der mit Dokumentarischem nicht abgedeckt ist, wie ich zugebe. Bekanntmachungen gehören beispielsweise in Zeitungen, in die Journale. Die literarische Theorie hat ästhetische Normen in der letzten Zeit gelockert, mit der literarischen Praxis waren sie wohl seit Gutenbergs Zeiten nicht recht in Übereinstimmung. Man könnte das mit Autorennamen wie Sophie Laroche, Lessing, Forster, Goethe und vielen anderen, die in den Fundus der Nationalliteratur gehören, belegen.

Das erste Buch der Salman-Trilogie hat in erheblichem Maß Journalfunktion in Anspruch genommen. Die eingelassenen Bekanntmachungen haben ihren mehr oder minder dichten Kontext, es gibt Rückwirkungen des Fiktiven auf das Reale und umgekehrt. Etwa das Statement eines Wissenschaftlers über die mögliche Lösung des Eiweißproblems arbeitet der Hoffnung zu, daß Wissenschaft als Mittel zur Erleichterung menschlicher Existenz nicht abzuschreiben sei. Ein Beispiel für Zuflüsse zum Optimismus, der für die Trilogie gebraucht wird und nicht einfach vom freien Willen der Autorin leben kann. Ludwig Mecklingers Rede in der Volkskammer der DDR zur Einführung des Rechts auf Schwangerschaftsunterbrechung, zur Abschaffung des Paragraphen 218 stand auch in der Zeitung. Im Buch liest man sie anders, in dichterischem Kontext zur Emanzipation. Laura Salmans Selbstwertgefühl, ihre Souveränität hängen unmittelbar damit zusammen, daß ihr Körper nunmehr staatlichen Ansprüchen entzogen ist. Das wäre so ein unaustauschbares Morgnersches DDR-Element, das sich einmal relativ leicht bezeichnen läßt: Übereinstimmung über die Unantastbarkeit dieses individuellen Rechts auf den eigenen Körper besteht unter vielen. Aber die menschliche Bildung geschieht anders, wenn man dieses emanzipatorische Recht leben kann, als wenn man es erst erkämpfen, ja selbst den Anspruch darauf immer wieder verteidigen muß.

Das zweite Buch der Trilogie geht ein wenig anders mit Bekanntmachungen um, in vielen Fällen sind ihre Grenzen nicht mehr dicht. Da gibt es etwa das Zitieren von Zitaten. So wird mitgeteilt, über welche Texte von Goethe, Einstein, Swift, Engels, Tupolew, Marx, Rimbaud, Schiller und Volksmund in den sogenannten Unsinnskollegien der Frauen im imaginären Ort des Hugenottendoms nachgedacht wird. Frauen brauchen den »Beistand der Geschichte« — auch das ist eine Möglichkeit, ihn sich zu verschaffen. — Es gibt auch Bekanntmachungen über den Jesuitenorden, über Kunstkopftechnik, über den alten afrikanischen Staat Benin,

über den Waldbesatz der Erde und seine Auswirkung auf das Klima, über den Grünflächenanteil in Großstädten und andere kleine Dienstleistungen mehr. Sie hängen mit Lebensqualität zusammen, oder mit Geschichte und daher mit Zukunft der Menschheit. Ein Beispiel für verwischte Grenzen betrifft die unzureichende Einbeziehung der Alten in den gesellschaftlichen Kreislauf. Diese Bekanntmachung wird transportiert durch eine Erfindung, die sich wie vom Leben abgeschrieben gibt: Gestreifte Mutter (Laura) rafft sich schuldbewußt auf zu einem Tierparkbesuch mit Sohn (Wesselin). Dort sitzen die Alten auf den Bänken und rasonieren darüber, daß sich niemand die Mühe macht, für sie Vorbilder aufzustellen. Alle werden mit Vorbildern bedacht, nur sie nicht — sie sitzen im Aus. Das ist ein wunderbares Stückchen Prosa — ein Teil bleibt gewissermaßen frei, ist pure Bekanntmachung.

Zum Fiktionalen nun — der Erfindung von Figuren und ihren Biographien, von Geschichten, Vorgängen und ihrer Verknüpfung — ist zu bemerken, daß es bei Morgner ein besonderes Extrem gibt: sie hat gewissermaßen nicht nur Diesseits erfunden, sondern auch Jenseits. Was man so erfinden nennt — natürlich steht antike Mythologie zur Verfügung, Brockenmythologie auch, wenn auch weniger. Hier hätte ich eigentlich die Pflicht, wenig Gelungenes, Angestregtes anzumerken, aber ich bin lustlos. Denn die Gewinne sind höher als die Verluste bei dem Hausgemachten, und daß es überhaupt geht, hätte ich nicht für möglich gehalten.

Das ist aber noch nicht alles, da gibt es jene Mischung aus »Diesseits« und »Jenseits«, die Hexensphäre. Nach einer Lesung danach befragt, hat Irtraut Morgner geantwortet, daß sie für ihr Thema — »Der Eintritt der Frauen in die Geschichte« — schließlich ein geeignetes Gerüst, ein Sujet brauche. Wer will bestreiten, daß das Hexische für Vergangenheit, als der Anteil der Frauen an der Geschichte nicht verbucht wurde, geeignet ist, und ebenso dafür, der Gegenwart eine Zukunft zunächst einmal anzudichten.

Angedichtet wird heutigen Realien ein mythologischer oder hexischer Background. Dadurch erscheint in Routine verkommener Alltag wieder frisch und neu, kann in Frage gestellt und als veränderbar begriffen werden. Dabei ist ein Zugewinn an banalem Alltagsstoff für die Literatur gelungen. Zum Beispiel die Erkundung der Lebensform Hochhaus — gewissermaßen Kiez vertikal. Der Umgang mit Medien: die hinreißende Parodie auf den Fernsehreporter, Ereignisse quasi hinter Bild kommentierend, im Fall der englischen und teuflischen Walpurgisnachtvideos, Copyright bei Kertelsmann. Oder das Zentralorgan (eine Zeitung) muß für einen hexischen Vorgang erhalten: die April-April-Nummer des »Neuen Deutschlands«, Berliner Ausgabe, ist mit Faust Eins und Zwei bedruckt. Einmal setzt die fliegende Isebel, die Laura mitgenommen hat, dieselbe auf dem Dach der Volksbühne ab. Sie verläßt das Gebäude über die Treppe und begibt sich in ihre Wohnung. Real wäre: der Bühnenpfortner hätte sie aufgehalten. Bei Morgner nicht. Also wird uns die Frage suggeriert: Müssen wir uns eigentlich in unserem Vorwärtsdrang von Pfortnern aufhalten lassen?

Das Buch als Mittel der Bekanntmachung ist und bleibt ein Roman, das ist ein Kunstwerk, das nach wie vor die ästhetische Bewältigung der Zeit verlangt. Der raunende Beschwörer des Imperfekts hat's gewissermaßen einfach: die Zeit, in der gehandelt wird, ist die Vergangenheit, beschworen bzw. erzählt wird chrono-

logisch. Morgners Lösung für Zukunftsbeschwörung: anstelle des epischen Geistes, den man für objektiv halten kann, das epische Ich, das subjektiv ist. Genau wie das lyrische Ich, das es schon immer gegeben hat, das formierende Zentrum des Gedichts. Das objektive Element verschafft der Epik Geschlossenheit, der die Zeitform des Vergangenen entspricht. Das subjektive Element verschafft der Epik Offenheit, das gilt auch für die Zeit — nach vorne offen.

Über das epische Ich hat Irmtraud Morgner schon 1973 veröffentlicht, drei Jahre vor Erscheinen des ersten Salman-Buchs, aber während der Arbeit daran. Sie hat in diesem Zusammenhang etwas aufgedeckt, was man die physiologischen Bedingungen des Schreibens nennen könnte, und damit möglicherweise wirklich eindeutige Phänomene weiblichen Schreibens. Das Weib hat nicht die Möglichkeit, täglich zur festbestimmten Zeit ans Pult zu treten zum Dienst am Werk. Es kann seinen Tag für gewöhnlich nicht selbstbestimmen. Morgner berichtet von der unerhörten Schreibelust und der Angst, sich unterbrechen zu müssen. Zum Beispiel Schulferien: wochenlange Interruption für eine schreibende Mutter. Sie räumt ein, daß dieser Nachteil auch Vorteile hat, das Ausgeliefertsein an Alltagsbanalitäten wirkt einer Idiotie des schreibenden Spezialistentums entgegen — alles in allem Zuarbeiten zum epischen Ich.

Da wäre eine Erklärung für Kürze, Episoden, Montage. Da Leser und Leserinnen in der gleichen Zeitbedrängnis sind, müßten doch Bücher, aus kurzen Teilen montiert, Zulauf haben. Wer kommt schon noch zu chronologischem Lesen? Irmtraud Morgner ist auch nicht die einzige, die das nicht mehr voraussetzt. Siehe z.B. Fritz Rudolf Fries, »Alexanders neue Welten«, als Männerbuch ein pessimistisches Gegenstück zu Morgners optimistischem Frauenbuch — trotz Verbundenheit mit der Schelmenromantradition. Aber obwohl die Leser von der Chronologie entlastet sind, liest sich das eben nicht einfach leicht weg. Übrigens war es ja — oder: ist — mit Jean Paul so ähnlich — da haben wir drei hochgeschätzte Autoren, die ihre Schwierigkeiten mit den Lesern haben.

Irmtraud Morgner erklärt die vielfältige Struktur ihres Werkes wie ein aus organischer Materie entstandenes Gebilde: »Bei mir wächst ein Buch zusammen, nach und nach.« (1973, 45) Auch das erklärt sich aus der Physiologie des Schreibens, die aber nach meinem Dafürhalten nicht die einzige Erklärung für Kürze, Montage, Offenhalten des Textes ist. Es ist auch die andere Haltung zum Leser. Dafür sprechen auch die Bekanntmachungen. Das epische Ich hat andere Bedürfnisse als der raunende Beschwörer des Imperfekts, der sich nach Thomas Mann die verzaubernde Langenweile leisten konnte. Es ist auf ein partnerschaftliches Verhältnis aus, auf das sich aktiv vergnügende Ich.

Die plebeisch-demokratische Grundlinie und ihre ästhetischen Konsequenzen im Werk Irmtraud Morgners — ich fürchte, mit dem Plebeischen begeben mich auf ein schlüpfriges Gebiet, da fehlen nicht nur mir gesicherte Kenntnisse, wie man so sagt. Sofern es auf ein bestimmtes Lebensgefühl zielt, ist es wohl so, daß wir Zeitgenossen seiner Existenz wie seines Verschwindens sind. Sofern es auf Klassenverhältnisse zielt, verändert sich sein spezifisches Gewicht.

Ähnlichkeiten zwischen Irmtraud Morgner und Laura Salman — bis zu den runden Nasenlöchern — sind nicht zufällig. Laura wurde bereits als Querkopf gebo-

ren, das Hexisch-Aufsässige war ihr gewissermaßen in die Wiege gelegt. Was aber wäre aus solchen Talenten geworden ohne den 8. Mai 1945? Das Mädchen Laura begreift ahnungsvoll eine Zeitenwende, als es an jenem Tag auf dem Bleichplan hinterm Haus im Chemnitzer Kleine-Leute-Viertel ruft:

»Jetzt darf man direkt sagen, was man denkt«

»Jetzt darf man direkt tun, was man will«

»jetzt ist jeder befugt.« (1983, 102f.)

Der 8. Mai als Tag der Befreiung, nicht der Kapitulation — Laura nimmt an jenem Tag noch mehr für sich in Anspruch — nämlich auch den Beruf ihres Vaters. Der Vater war ihr erstes Ideal, erleichtert durch dessen kriegsbedingte Abwesenheit — jeder Lokführer ein Forscher und Grenzüberschreiter, jeder Dienst ein Experiment. Das Ende des Krieges und des deutschen Staates, der ihn geführt hat, das Lob einer Arbeit und das Eindringen in Männerreservate hängen zusammen und voneinander ab. Ihre Freude über das Ende des Unbefugt-seins hängt ursächlich mit ihrer Herkunft zusammen.

Laura lebt aus dem, was wir Brechung des Bildungsmonopols nennen — auch diese Angelegenheit hat sich heute in bürgerlichen Gesellschaften modifiziert. Beatriz hatte von Laura gehört, an ihrer Schule sei es Mode gewesen, mit dreizehn außerschulisch den »Faust« zu lesen. »Komische Moden« hört sie Wesselin, den Adressaten ihres Amanda-Buchs, aus der Zukunft sagen — er wird wissend, aber nicht gebildet sein. Beatriz notiert: »Mutter Laura gehörte zu einer Generation, die das Bildungsprivileg der früher Herrschenden noch selbst erlebt hatte. Als es 1945 gebrochen wurde, stürzten sich die bisher Exproprierten auf die ihnen bisher vorenthaltenen Schätze. Klassische deutsche Literatur und die Kunst der Antike waren für gewisse Arbeiterkinder, die die höheren Schulen eroberten, Entdeckungen. Kein Traditionsstaub stumpfte den Glanz der Werke, keine Vernutzung als Penne-Lehrstoff. Was da plötzlich erreichbar wurde, erschien nagelneu, der Zugriff als revolutionäre Ehrensache.« (1983, 578)

Die nächsten Berichte über Lauras Ideale heißen »Don Juan im Marmorpalast« und »Faust in der Küche« — Letzteres die Folge davon, daß sie einen Koffer voller Reclam-Hefte seiner Bestimmung entzog, auf dem Müll zu landen, das erste Erlebnis, daß man Welt in Worten ausdrücken kann. Daß ihr die Rolle des Gretchen zukäme, hält sie für einen Irrtum oder ein Mißverständnis. Das Mädchen identifiziert sich mit Menschen, die darauf aus sind, nicht weniger zu gewinnen als eine Welt.

Das große Thema — Eintritt der Frauen in die Historie — ist an zwei Stoffbereichen zu explizieren, Liebe und Arbeit, die beiden Reproduktionsweisen der Menschheit. Das in Sachen Liebe Vorgefundene erscheint am Beispiel der Vorgängergeneration auf den Punkt gebracht in dem wunderbar lyrischen Kapitel »Nachdenken über Johann Salman bei Rauhreif«. Nicht mit seiner Liebe zu seiner Frau Olga, sondern zu seiner Arbeit beziehungsweise zu seiner Lokomotive Pauline. »Johann Salman hatte viele Freundschaften, nicht nur mit Menschen. Seine Frau Olga hatte nur zu ihm eine Bindung«, heißt es da. Das Proletarierleben ist auskunftsfähig über das herrschende Liebesideal, »das den Liebenden abverlangt, sich gegenseitig die Welt fokussiert darzubieten« — es ist Weltersatz und müsse gestürzt werden (1983, 607)

Die bisherige Literatur ist reich an Auskünften über die Liebe, die zumeist verbunden sind mit Auskünften über Einschränkungen humaner Ansprüche. In der Liebesdichtung von Frauen war das Ende der Liebe vielfach identisch mit dem Ende des Lebens — Liebe als einziger Handlungsraum. Der Umgang mit Sexualität und Liebe in literarischen Darstellungen wäre ein eignes Thema, ebenso die Darstellung von Zeitlichkeit oder Ewigkeit der Liebe. Gelegentlich gab es in der Vergangenheit schon waghalsige Vorstöße, Liebe und Arbeit als gleichrangige, persönlichkeitsbestimmende Wesenskräfte zu erörtern, etwa in Shakespeares »Antonius und Cleopatra«, wo es gar um die Arbeit einer Staatsfrau geht.

Bei Irmtraud Morgner ist Liebe nicht das Ein und Alles. Ihre zentrale Kandidatin ist natürlich Laura Salman — eine Person mit vielfältigem Weltbezug — gleichrangig als Liebste, Freundin, Mutter. Ihr Kind hat in der Personage des Romans einen gleichberechtigten Platz neben den Erwachsenen. Zu ihren Lieben gehört auch die zu ihrer Arbeit. Falls man von einem zentralen Konflikt Lauras reden wollte, wäre es der zwischen ihren Pflichten als Arbeiterin und denen als Mutter. Der Müdigkeit niemals nachgeben dürfen, die Angst, gesundheitlich nicht mehr den Anforderungen ihres Berufs zu entsprechen, die Unmöglichkeit, der »steten Pflicht- und Verantwortungsmaschinerie zu entfliehen« — das hat die Leser berührende tragische Dimensionen. Anders, als sie Benno verliert. Da schreibt sie an die »Neuen philosophischen Blätter« und verlangt atheistischen Trost. Die Antwort: der Mensch lebe in seinen Taten weiter. Darauf sieht sie sich einige Wohnblocks im Hans-Loch-Viertel an, an denen der Bauarbeiter mitmontiert hat, aber der Stimmungswandel bleibt aus. Eine satirische Arabeske oder Folge davon, daß Laura bereits so lebt, als sei das herrschende Liebesideal schon gestürzt?

Das Thema der sexuellen Unterdrückung, das westliche Autorinnen behandeln, hat für Irmtraud Morgner keine Rolle gespielt. Vielleicht auch hier ein originäres DDR-Element. Elfriede Jelinek hat kürzlich in einem Gespräch für die *Neue Deutsche Literatur* verglichen und als Folge des »Markt- und Ware-Verständnis des Kapitalismus« angeführt, »daß die Lust der Frau nur durch die eigene Zurücknahme realisiert werden kann; die Frau muß ihre eigene Sexualität verleugnen und sich zu einem Objekt (...) machen.« (3/1991, 49) Für Laura jedenfalls gibt es die von Elfriede Jelinek angemerkte »Unmöglichkeit für eine Frau, Sexualität, Sinnlichkeit und Intellektualismus ungeteilt als zusammengehörig zu leben«, nicht. Benno war begeistert, als er erfuhr, daß seine Frau nicht nur Triebwagenfahrerin, sondern auch Schriftstellerin ist. Diese Begeisterung war die Ursache seines Endes. Hat ihn die Schriftstellerin nicht mehr gebraucht? Oder ist sein tödlicher Abgang in solchem Zusammenhang verdächtig?

Das Bild des neuen Mannes ist in den realen Männern des Romans schon in dem einen oder anderen Detail sichtbar, neben Relikten aus der Frauenhalterordnung. Den vollen Katalog hören wir in Erinnerung an den Wunschbild-Trobador, den es in der Wirklichkeit der Trobadora nicht gab. Ausnehmend schön ist er, dazu:

»Ein friedliches Wesen, das Geduld aufbringen konnte, über sich lachen, verlieren, mit Kindern spielen, zuhören, lieben: nicht nur Männer oder sich, nicht nur sich im andern; sondern den andern; sogar den andern in sich. Selbst seine eignen Kinder ... behandelte er konsequent als kleine Menschen, nicht als Besitz, Beweisstücke von Potenz oder Schmusgeräte auf Abruf. Er brachte ihnen nicht Wallungen, sondern stete, unerschöpfliche Zuneigung entgegen. Einmal

sprach er im Rittersaal mit ähnlichen Worten beiseite: 'Unsereiner wundert sich jetzt schon mal. Aber wir werden uns noch viel mehr wundern. Und noch ganz anders, hoff ich, denn es ist noch kein Ende abzusehen. Uns steht kein langweiliges Leben bevor, wenn die Damen erst tun wollen, was sie tun wollen, nicht, was sie tun sollen. Was werden sie als Menschen sagen über die Männer, nicht als Bilder, die sich Männer von ihnen gemacht haben? Was wird geschehen, wenn sie äußern, was sie fühlen, nicht was zu fühlen wir von ihnen erwarten. ... Kann sein, wir werden eines Wintertags nicht mehr in Influenza flüchten müssen, um mal schwach sein zu dürfen, kann sein, wir gestatten uns eines Tages nicht nur beim Meerrettichessen eine Träne, ach, einmal den Hof gemacht kriegen, öffentlich'.« (1976, 59)

Die allwissende Erzählerin — als wollte sie darauf bestehen, daß Aufbrüche zur Menschlichkeit nicht verloren gehn — hat den Trobador Reimbaut d'Aurenga fortgesetzt in dem Bauarbeiter Benno Pakulat, indem sie ihm die selben Worte in den Mund legt, wenn auch in somnambulem Zustand. Einer der vielen Fälle, in denen Irmtraud Morgner nicht nur das Ist beklagt, sondern auch das beruft, was werden muß — gewissermaßen das Positive.

Weniger Tradition in der Literatur als die Darstellung der Liebe hat die Darstellung der Arbeit; zudem haben ihre Darstellungen wohl nur einen geringen Reiz ausgeübt — Hesiod ist weniger berühmt als Homer. In der DDR war das ein erwünschter Stoff. Ich kenne Langweiliges und Unausstehliches, auch manches Beeindruckende. Morgners Darstellung der letzten Fahrt von Johann Salman würde ich zur Spitze zählen und eine literarische Kostbarkeit nennen. Auch Lauras Arbeitszusammenhänge sind eindrucksvoll erzählt. Für sie ist nun auch die Arbeit nicht mehr die Welt — hier nistet eine Chance, daß Arbeit nicht nur Last, sondern auch Lust ist. Das ist möglicherweise wieder schlüpfriger Boden, ich weiß nicht, ob es zu den Gegenständen des Nachdenkens über Perspektive gehört — nicht nur Arbeit, sondern Freude an der Arbeit als Menschenrecht. Der junge Marx hat aufgeschrieben: »5. der Sinn des Privateigentums — losgelöst von seiner Entfremdung — ist das Dasein der wesentlichen Gegenstände für den Menschen, sowohl als Gegenstand des Genusses wie der Tätigkeit.« (MEW Ergbd. I., 563) Die Bewegungen von Transportmitteln durch die Salman-Sippe markiert ja noch nicht den Entwicklungsstand der Produktivkräfte in der zweiten industriellen oder wissenschaftlich-technischen Revolution. Morgner handelt sowohl von materieller wie von wissenschaftlicher Arbeit. Die Janusköpfigkeit der Produktivkräfte ist voll im Blick. Die Notwendigkeit des Eintritts der Frauen in die Historie als Teilstück und Beitrag zur Emanzipation der Menschen erhält seine unerhörte Brisanz durch den gegenwärtigen Weltzustand. Die Zerstörung der Erde als Menschenheimat ist möglich und im Gange — man scheut sich schon, kriegerische oder unkriegerische Mittel bei diesem Vorgang zu unterscheiden.

Irmtraud Morgner hat nichts ausgelassen aus dem Katalog der Bedrohungen, keine angsteinflößende Bekanntmachung, die abgeholzten Wälder wie den Computerfehler, und nicht die drei Tonnen Sprengstoff pro Kopf der Erdbevölkerung, der schon mit fünfzehn Gramm keiner mehr wäre. Arke, Tochter der Erdmutter Gaja, reflektiert: »Aber auch in diesem Europa wurde offenbar schon begriffen, daß die Erde das Haus aller Menschen ist. Erstmals in der Menschengeschichte käme ein Gefühl für die weltweite Menschenabhängigkeit auf, von Schicksalsabhängigkeit, von globaler Verantwortung.« (1983, 634) Dieser weite Blickwinkel ist als großes zeitliches und geografisches Einzugsgebiet nicht nur rhetorisch, son-

dern künstlerisch präsent. In Afrika, Asien, auf dem Kaukasus arbeiten die Sirenen, wie die für den Norden bestimmte Beatriz, Frauen mit großer historischer oder mythologischer Vergangenheit, aus der Ruhe des Todes getrieben.

In einem Vergleich zu Christa Wolfs Buch »Kassandra« — ebenfalls Friedensarbeit in der Zeit äußerster Bedrohung — läßt sich eine Besonderheit Irmtraud Morgners festmachen, die ich für eine Leistung halte. Kurz gefaßt: Kassandras Teil war, Nein zu sagen — so steht es im Buch. »Amanda« aber, Figur und Werk, sagen Ja. Am Rande des Abgrunds wird nicht der Rückweg, sondern der Weg nach vorn angetreten. »Tatenmut« — welch ein Wort.

Ich will es nicht ausschließen, daß die Fähigkeit, Ja zu sagen, mit dem zusammenhängt, was ich plebeisch-demokratische Grundlinie nannte. Sie hat ästhetische Konsequenzen. Dazu gehört Gerechtigkeit beim Figurenaufbau. Allen wird das gleiche Maß oder besser die gleiche Potenz an Intelligenz zugebilligt, jeder ist ernst genommen, Frauen, Männer, Kinder. Eine Einteilung in die Eine, Besondere (Elitiäre) — das bequeme Angebot zur Identifikation — und die vielen andern, Durchschnittlichen gibt es bei Morgner nicht. Laura beispielsweise ist abwechselnd die Größte und ein dummes Stück. Hätte man strategische Vorsätze, und die würden heißen: ein Beitrag zu menschlichem Selbstvertrauen, sich selber wie die Welt ändern zu können, die Mittel dazu wären brauchbar: Jede Figur ist zu belächeln und zu bewundern — das schafft Vertrautheit —, mit dem Vokabular der freien Marktwirtschaft gesagt: jede hat ihre Chance. Alle Bereiche ihres zeitgenössischen Lebens sind kunstwürdig befunden, der sogenannte private wie der öffentliche. Amüsante Zusammenhänge werden konstruiert, die auf das große Netz der Beziehungen und Bezüglichkeiten verweisen. Es gibt keinen Vorgang auf der Welt, der von der Zuständigkeit des so einbezogenen Lesers ausgenommen ist.

Ästhetische Erörterungen über Literatur in der Literatur — auch Beatriz stellt welche an: »... die Menschwerdung des Menschen, die in der Generation seiner Mutter mit der Staatwerdung eines Staates zusammenfallen konnte, muß in Wesselins Generation in Gegebenheiten stattfinden, die soziale Metaphern weltgeschichtlicher Größenordnung nicht natürlich hergeben.« Ihre Schlußfolgerung, die ich für ein ästhetisches Credo Irmtraud Morgners halte: »Ich mied deshalb den sozial-metaphorischen Erzählstil, in dem selbst Liebesaffären nie einfach stattfinden, sondern etwas bedeuten. Ich blieb geradezu, das heißt picaresk, und nannte Asche Asche und einen Topf einen Topf.« (1983, 259) Sozial-metaphorisch — vielleicht, daß Luise und Ferdinand in »Kabale und Liebe« nicht eine junge Frau und ein junger Mann sind, sondern Vertreter zweier antagonistischer Klassen? Ich habe versäumt, solche Fragen mit Hilfe der Autorin zu klären. Aber das Picareske. Im Literaturlexikon wird diese Erfindung der spanischen Literatur zugebilligt, der vielfach anonymen Volksliteratur in Opposition zur höfischen. Man verbindet damit den gesunden Menschenverstand des Mannes (kaum der Frau) von unten und das Lachen. In der Komödie waren Standespersonen nicht zugelassen, nur in der Tragödie. Die Wahrheit aber ist, daß dieses Picareske, der picáro, der Schelm nicht auf Spanien beschränkt war. Diese Figur wurde in allen Literaturen der Welt erfunden, ohne daß sie miteinander bekannt waren. Die gesellschaftlichen Sphären »oben« und »unten« liefern dabei kein rei-

nes Schema, es gibt Schelme, die alle Sphären der Gesellschaft durchlaufen von ganz oben bis in die tiefsten Tiefen zu Weisheit und Gerechtigkeit. Und Laura, die Leute von »oben« als Ideale ausgibt, handelt zu dieser Zeit bereits nach den Vorgaben eines Menschen von »unten«, nämlich Eulenspiegel, der im Unterschied zu Don Juan auch nicht aus Spanien stammt.

Literaturtheoretisch nennt man die unterschiedlichen Positionen innerhalb eines Systems Provokateur und Replikant. Im gewöhnlichen Leben erledigt sich das Einnehmen solcher Positionen bekanntlich nicht mit ihrer Benennung, es wirkt sich auf nahezu alle Lebensbereiche aus, provoziert Zuspruch wie Abmahnung und verlangt einiges an Standfestigkeit.

Nehmen wir Irmtraud Morgners ästhetisches Credo versuchsweise einfach hin, im Größenbereich des Eigenschaftsworts: »Ich blieb geradezu, das heißt picaresk.« Das picareske Lachen ist in »Amanda« in gleitender Skala präsent — ulkig, possenhaft, ironisch, satirisch, grotesk — komödisch. Dichtwerke mit Weltbezug können wohl dieser Äußerungsweise nicht entbehren. Als Ironie hat sie Thomas Mann für den Geist der Epik reklamiert. Bei »Faust« — er liegt nun mal auf der Hand — stehen die komödischen Ensembleteile (etwa »Auerbachs Keller«) in untrennbarem Zusammenhang mit den philosophischen (etwa »Wald und Höhle«). Bei »Amanda« auch.

Wenn die Frauenfrage nicht lösbar ist als Klassenfrage, wenn der ökologische Kollaps Arbeitgeber wie Arbeitnehmer trifft, wenn die erste Welt kannibalisch die dritte verzehrt, wenn das Vernichtungspotential der Waffen alle Menschen der Erde bedroht, wenn Kulturverlust Humanität gefährdet — dann gehört Lachen zur Ästhetik des Widerstands, zur Ästhetik der Befreiung.

Literaturverzeichnis

- Hacks, Peter, 1984: Saure Feste. In: Essais. Leipzig
- Jelinek, Elfriede, 1991, In: Neue Deutsche Literatur 3/1991
- Mann, Thomas: Die Kunst des Romans. Vortrag vor Princeton-Studenten (1939). In: Altes und Neues. In: Gesammelte Werke Bd. II, Berlin/DDR 1955
- MEW = Marx-Engels Werke. Berlin 1953ff.
- Morgner, Irmtraud, 1973, in: Joachim Walther: »Meinetwegen Schmetterlinge«. Gespräche mit Schriftstellern. Berlin
- dies., 1976: Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura. Berlin
- dies., 1983: Amanda. Ein Hexenroman. Berlin
- dies., 1984: Eva Kaufmann: Interview mit Irmtraud Morgner. In: Weimarer Beiträge 30, H.9
- Schwarzer, Alice, 1990: »Eine Aufwieglarin«. In: Neue Deutsche Literatur 8/1990

»Die Arbeit mit Erinnerungen kann uns den Blick auf andere Möglichkeiten freilegen«



Frigga Haug

Erinnerungsarbeit

Argument

Frigga Haug

Erinnerungsarbeit

ca. 250 Seiten, br.

Unsere Erinnerungen wirken ein Muster in die Vielfalt unserer Erfahrungen. Die Wege, die wir einschlugen, erscheinen uns als selbstverständliche Linien in unserer Entwicklung. Die Alternativen, die wir ausschlugen, als unwegsames Gelände. So, wie wir sind, mit allen Fähigkeiten und Unfähigkeiten, scheinen wir zwangsläufig zu sein. Wir blicken auf uns, als seien wir bloße Natur und nichts bewußt Gemachtes. Die Arbeit mit den Erinnerungen kann uns den Blick auf andere Möglichkeiten freilegen. Indem wir uns historisch sehen, können wir unsere eigene Geschichte so entziffern, daß wir ihre allgemei-

nen Züge erkennen und Wege zu größerer Handlungsfähigkeit erproben. Erinnerungsarbeit ist empirische Forschung, und sie ist mit Theoriekritik verbunden.

Im vorliegenden Buch veröffentlichen wir die wichtigsten Texte (in überarbeiteter Form) von Frigga Haug aus 10 Jahren Erinnerungsarbeit. Einige von ihnen sind seit langem vergriffen; die meisten haben eine heftige Diskussion ausgelöst; sie sind in viele Sprachen übersetzt. Zwei Texte erscheinen erstmalig in deutscher Sprache. Alle Aufsätze haben einen praktischen Bezug, greifen in die Frauenbewegung ein. So sind sie Grundlage für Arbeitsgruppen wie Aufforderung zur Weiterarbeit.

Inhalt: Frauen — Opfer oder Täter? / Zur Diskussion um Opfer-Täter / Erinnerungsarbeit / Die Langeweile in der Ökonomie / Frauen und Theorie / Verantwortung als Masochismus / Frauenbefreiung als Männerwerk / Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch / Moral und Arbeitsteilung / Tagträume / Sozialisation als Vergesellschaftung / Eine Hausfrau im Widerstand kann keine Hausfrau sein / Subjekt Frau — Zur Politik von Erinnerung / Zeit der Privatisierungen? / In der Arbeit zu Hause sein?

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Kornelia Hauser

Notiz zur »Leibrede« bei Irmtraud Morgner

Das 57. Kapitel in Irmtraud Morgners Hexenroman *Amanda* (1983) ist schon im Titel gegen herrschende Arbeitsteilungen gerichtet: Leibrede über die Erfindung der Leibrede. Die Leib-(nicht Kopf-)rede ist die Kunst des Wortschluckens (227), die wiederum den Verstand meint: »Geschluckte Rede, geprüfte Rede. Selbstprüfung kann zwar Fremdprüfung nicht ersetzen, aber sie kann bei Verstand halten.« (228)

Doch das ist schon die Lösung des Problems, daß Mann und Frau sich in der Leidenschaft aufgeben auf kultureller Stufe je unterschiedlich, und für Frauen mit der historischen Konstante, ihre Leidenschaften für andere zu entwickeln. Vorge stellt wird uns von Vilma ihr Ehemann Konrad. Ein Besessener von wissenschaftlichen Gnaden: er dient der »Königin« Geschichte, sie ist seine Leidenschaft und er hat seine ganze Persönlichkeit nach ihr ausgerichtet. Für Männer muß ihr Können sichtbar für andere sein, die Außenerwartung verlangt den Einsatz aller Kräfte: »Den anderen gefällt der Umgang mit Qualität. Er beschwingt, er beflügelt. Diese anderen, die Mehrheit dort, wissen nämlich, daß geistige Qualität sich als Originalität zeigt, das heißt in Denkbewegungen, die die Normgleise verlassen: in Absonderlichkeit also, in Exzentrizität. Nur Leidenschaft kann aus den Gleisen tragen. Solche Denkbewegungen sind also keineswegs Unterfangen, die allein den Kopf strapazieren. Die ganze Persönlichkeit wird von ihr ergriffen und gezeichnet.« (225) Morgner läßt Vilma die Kultur der männlichen Originalität vorführen; diese ist verführerisch findig: Störungen z.B. durch Kinder richten — da ja die ganze Persönlichkeit involviert ist — nicht nur Arbeitsergebnisse des biologischen Vaters zugrunde, sondern den ganzen Mann: »Konzentrationsstörung wird mimisch wie physischer Schmerz abgebildet« (225). Der leidenschaftliche, verstandesreiche Vater wird gewalttätig, wenn er seinen Königinnen-Dienst unterbrechen muß, er wirft mit dem nächsten Gegenstand nach den Kindern und zitiert Newton.

Seine Hingabe an die Sache, der er dient und die ihn auszeichnet (so funktionieren die gegenseitigen Obligationsverhältnisse auch zwischen Mann und Sache), würde — so resümiert Vilma — jede Frau ruinieren. Die Frau fungiert als Zuhause für alle, für Mann und Kinder. Die auf eine Sache verwandte Leidenschaft würde ihr von den anderen die Bezeichnung »krank« (226) einbringen. Für Vilma ist die ungeschriebene Philosophie ihre Königin, doch die Leidenschaft muß geheimgehalten werden: »Mitunter floh ich auf die Toilette, um Störungen meiner inoffiziellen Arbeit zu verzögern. Oft verbiß ich mir dort den Störungsschmerz, um meinen Pflichten beziehungsweise den sittlichen Erwartungen zu genügen.« (227) Ihre Empfindungen sind denen ihres Mannes ähnlich, nur haben sie keine Außenwirkung. Konrad mußte Entbehrungen auf sich nehmen, um die Leidenschaft aus sich herauszutreiben, Vilma, um »meine wesentlichen Fähigkeiten in mich hineinzutreiben. Die meisten Kräfte, die mir das Leben abverlangte, hab ich für Anpassung aufbringen müssen.« (227) Sie stellte sich ruhig, mit diversen Pillen, von denen die einen Kinder und die anderen Seelen- und Körperschmerz verhinderten. Vilma

teilt mit Konrad die Kommunikationslust: Ideen wollen mitgeteilt werden. »Sprachlich ungeprüfte Gedanken nennt er (Konrad, kh) 'falschen Reichtum' oder 'Kopfwolken'. Und für Kopfwolken stellt er keine Speicherplätze zur Verfügung.« (228) Vilma befriedigt dieses Bedürfnis selbst durch eben die von ihr erfundene Leibrede.

Was an dem kurzen Text überzeugt, ist die Auseinanderfaltung der männlichen Kompetenz in männlicher Kultur. Kritikwürdig scheint die Kultur, innerhalb derer die Kompetenz zum männlichen Charakter wird und nicht zur Tätigkeit, die mit einer bestimmten Haltung verrichtet wird. Könnte die Kultur zersetzt und erneuert werden bei Erhaltung der Kompetenz?

Die Leerstellen im Text sind — wie oft bei Morgner (vgl. Hauser 1991) — sich-wie-von-selbst-verstehende Allgemeinplätze. Werden Arbeitsstörungen für beide Geschlechter gleich empfunden als Schmerz? Wieviele Stunden am Tag kann ein geübter Kopf innovativ denken? Wer sein Denken (seine Speicherkapazität) plant, dem muß es doch möglich sein, die Arbeit zu organisieren: »Arbeit« am Kinde, »Arbeit« an der Liebe zum Weib, »Arbeit« im Haushalt, wissenschaftliche Arbeit.

Das Kapitel über die Leibrede kann nur ironisch gelesen werden; es ist ein abstraktes Kapitel, das sich über konkrete Episoden vermittelt: Die Frau hat als Zuhause ihren eigenen Leib, in dem sich die »hineingetriebenen« Fähigkeiten ablagern. Ein Schritt aus der Fremdverfügung ist die Nutzbarmachung des Leibes als Verstandeskraft, die wiederum Voraussetzung für einen solchen Leib ist. In dem Zuhause des Weibes wartet Arbeit: bei Vilma die ungeschriebene Philosophie. Alle Begriffe werden umgekehrt: Das Nicht-Sichtbare (eine »Geschichte von Verbrechen am weiblichen Geschlecht« [226]) wurde verinnerlicht, (Ver)Äußerungen beziehen sich auf das Innen des Mannes, auf sein Zuhause (und das der Kinder). In Anlehnung eines Satzes von Freud könnte formuliert werden: Wo Innen ist, soll Außen werden. Was nicht entäußert wird — die geschluckten Worte, die herausdrängen, aber selbstfeindliche Folgen hätten —, wird der geschichtlichen Verdrängung entrissen und zur Philosophie.

Mir scheint, als hätte Morgner die im westlichen Feminismus eingängige Erkenntnis, daß zur Befriedigung der sexuellen Sinne die Kenntnis des Leibes gehöre, weitergetrieben und den Leib als weibliches Erkenntnisorgan entgrenzt. Zudem kombiniert sie diese Einsicht gegen den Gemeinplatz, daß man Ärger nicht herunterschlucken solle. Sie bezeichnet den weiblichen Leib neu als Behälter für die noch nicht erkannten aber gewußten Erniedrigungen und Beleidigungen. Sie erfindet mit der Leibrede einen transitorischen Geschichts-Körper. Nicht anders wohl ist der Schlußsatz zu verstehen: »Die Leibrede der Frau — ein stabilisierender Faktor unseres Arbeiter- und Bauern-Staates.« (229) Oder eine Vertröstung auf einen anderen Staat? Der weibliche Leib als Erinnerungs-Körper?

Literaturverzeichnis

- Hauser, Kornelia, 1991: Weiblicher Teiresias oder trojanisches Pferd im Patriarchat? Geschlechtertausch bei Irmtraud Morgner und Christa Wolf. In: Das Argument 187
 Morgner, Irmtraud, 1983: Amanda. Ein Hexenroman. Darmstadt, Neuwied

Helmut Peitsch

Wider den Topos vom »Schweigen«* Westdeutsche Schriftsteller zur 'Einheit'

Sieben Wochen nach der Öffnung der Grenzen zwischen der DDR und der BRD veröffentlichte einer der Herausgeber der FAZ einen Artikel, der den Intellektuellen vorwarf, zum 'nationalen Aufbruch' zu schweigen. Unter der Überschrift »Schweigende Wortführer« wurden von Joachim Fest am 30.12.1989 insbesondere die Schriftsteller angegriffen: »In Deutschland, Ost wie West, waren es, (...) gerade nicht die Intellektuellen, die den 9. November oder was ihm vorausging und folgte vorbereitet und herbeigeführt haben.« Der Topos vom »Schweigen, mit dem die intellektuelle Klasse (reagiert) hat«, die weder »gedanklich« noch »in der Empfindung (...) teilgenommen« haben soll, findet sich auch in den drei anderen bundesrepublikanischen Intelligenzblättern, im Spiegel (Spiegel-Spezial Nr. 2/1990, S. 15), in der Zeit und in der taz. Schon am 10.11.1989 erklärte etwa Ulrich Greiner in der Zeit: »Und alle Intellektuellen, hüben wie drüben, sehen mit schreckensweit geöffneten Augen: In Deutschland findet eine Revolution statt, und sie können sagen, sie sind nicht dabeigewesen«, und Peter-Jürgen Boock sah in der taz am 17.11.1989 »einigermaßen verblüfftes Schweigen«.

In dem Topos vom Schweigen lassen sich nicht nur bei Joachim Fest drei Bedeutungen unterscheiden: Erstens seien die Schriftsteller von den Ereignissen überrascht worden; zweitens sollen sie keine positive Stellung bezogen haben; drittens kennzeichne diese Reaktion einheitlich die Schriftsteller in der Bundesrepublik wie in der DDR. Ich möchte zunächst belegen, daß alle drei Behauptungen falsch sind, und anschließend fragen, weshalb dieses verzerrte Bild von der Reaktion der westdeutschen Schriftsteller auf den 9. November bis heute vorherrscht.

Das angebliche Unvorbereitet-Sein

Spätestens seit 1979 haben Schriftsteller mit ihren Werken und öffentlichen Stellungnahmen einen Beitrag zu etwas geleistet, das in den achtziger Jahren mit dem »Modewort« (Bracher 1986) »nationale Identität« bezeichnet worden ist. Im Unterschied zum Alltagsbewußtsein der Mehrheit der Westdeutschen, das immer stärker zu einem bundesrepublikanischen Selbstverständnis tendierte, das die Existenz zweier deutscher Staaten für eine unabsehbare Zukunft akzeptierte, gewann die sogenannte offene deutsche Frage bei Schriftstellern eine neue Aktualität (vgl. Peitsch 1987, Korte 1988, Steinfeld/Suhr 1989, Koebner 1989, Kügler 1990). Lange

* Eine umfangreichere Arbeit des Verfassers zum Thema wird erscheinen in: R. Bohn, K. Hickethier und E. Müller (Hrsg.), Mauer-Show. Das Ende der DDR, die deutsche Einheit und die Medien. Edition Sigma, Berlin 1992; zu Werk und Position Christa Wolfs vgl. Kornelia Hauser, Literatur in politisierten Verhältnissen. Christa Wolf: Selbstaussage und Werkinterpretation. In: Das Argument Nr. 184 (1990), S. 895-904.

vor dem 9. November war die Zahl von Romanen, Erzählungen, Gedichten und Theaterstücken im Vergleich zu den siebziger Jahren sprunghaft gestiegen, in denen die deutsche Teilung das Thema war. Einige Beispiele: Grass »Das Treffen in Telgte« (1979), »Kopfgeburten oder Die Deutschen sterben aus« (1980), Friederike Roth »Ritt auf die Wartburg«, Piwitt »Deutschland. Versuch einer Heimkehr« (1981), Peter Schneider »Der Mauerspringer« (1982), Morshäuser »Berliner Simulation«, Gaus »Wo Deutschland liegt«, Horst Krüger »Deutsche Träume« (1983), Syberberg »Der Wald steht schwarz und schweiget« (1984), Lattmann »Die Brüder«, Thorsten Becker »Die Bürgschaft«, Botho Strauß »Die Erinnerung an einen, der nur einen Tag zu Gast war« (1985), Falkner »Berlin — Eisenherzbriefe« (1986), Enzensberger »Ach Europa!«, Schädlich »Ostwestberlin«, Walser »Dorle und Wolf«, »Über Deutschland reden« (1987), Marianne Herzog »Suche«, Jürgen Becker »Gedicht von der wiedervereinigten Landschaft« (1988), Herta Müller »Reisende auf einem Bein«, Richard Wagner »Begrüßungsgeld« (1989), Loschütz »Flucht« (1990).

Politologen, die Mitte der achtziger Jahre die »jüngst rapide ansteigende (...) Zahl der Veröffentlichungen« untersuchten, kamen zu dem Ergebnis, daß die vielen Deutschland-Bücher, Essay-Bände und Anthologien »meistens belanglos« seien, denn: »Eine irgendwie geartete 'Aktualität' der deutschen Frage im Sinne einer realistischen Möglichkeit zur Wiedervereinigung ist nicht gegeben« (Bredow 1985, 136); für sie handelte es sich bloß um eine »literarisch(e) ... Renaissance«: »Die (Pseudo)Aktualität der deutschen Frage — ein publizistisches, kein politisches Phänomen« überschrieb Eckhard Jesse 1986 seinen Literaturbericht in »Neue politische Literatur«. Gerade gegen den 'Realismus' aber der Politologen und der Politiker, die von der Zweistaatlichkeit ausgingen, die Entspannungspolitik der sechziger und siebziger Jahre fortsetzen wollten und deshalb von Wiedervereinigung nur als 'Rhetorik' sprachen oder die 'deutsche Frage' für »nicht mehr offen« erklärten (wie 1985 Willy Brandt, Oskar Lafontaine und Hans Apel), wandten sich diejenigen Schriftsteller, die seit 1979 das Thema aktualisierten. Sie bildeten unter den westdeutschen Autoren eine wachsende Minderheit.

Obwohl die Häufigkeit von Anthologien zum Thema — seit Hans Christoph Buchs »Tintenfisch«-Band 1978: »Deutschland: Das Kind mit den zwei Köpfen« — unterstreicht, daß es weniger darauf ankam, was der einzelne sagte, als darauf, daß er überhaupt an diesem neuen Diskurs teilnahm, lassen sich drei Positionen unterscheiden, die in etwa mit den Fronten im in diesen Jahren von einer Dauerkrise geprägten VS übereinstimmen: Ich möchte sie die bundesrepublikanische, die kulturelle und die wiedervereinigungsnationalistische nennen. Prominente Sprecher im VS waren Engelmann, Grass und Walser. Gemeinsam war den beiden letzteren die spezifisch literarische, neu-subjektive Aufladung der Zweistaatlichkeit mit dem Problem der Identität. Machte Grass aus Deutschland als Kulturnation eine kulturelle Utopie, so verhüllte sich bei Walser der traditionelle »Wiedervereinigungsnationalismus« (Heß 1986, 38) in eine Absage an Wiedervereinigungsrhetorik: »Das Wort Wiedervereinigung ist ein Adenauer-Wort, das können wir vergessen« (Walser 1989, 110). Gerade diese Beteuerung des Nicht-Rhetorischen machte aber die neue Wiedervereinigungsrhetorik aus: Sie gab sich als authentisch, als subjektiv; Wiedervereinigung erschien nicht als eine offizielle politi-

sche Proklamation, sondern als eine ganz persönliche Frage der eigenen Identität, des Ausdrucks eines Gefühls, als »Geschichtsgefühl« (ebd., 92) und »Bedürfnis nach geschichtlicher Überwindung des Zustands Bundesrepublik« (ebd., 23).

Der 9. November fungierte als politischer Probestein auf die Ansichten von Deutschland, die zuvor im wesentlichen kulturell- utopisch vorgetragen worden waren. In den Zeitungen und Zeitschriften wurde dabei von Anfang an Martin Walser die Rolle des Propheten zugeschrieben, dessen Weissagungen in Erfüllung gegangen seien. Der Suhrkamp-Verlag druckte eine erweiterte Neuauflage von Walsers »Über Deutschland reden« mit einer Bauchbinde, die Fests FAZ zitierte: »Walser ist der einzige bedeutende Autor der Bundesrepublik, der die dramatische Gegenwärtigkeit der vielfach in die ungewisseste Zukunft verschobenen deutschen Frage auszusprechen wagte, bevor die politische Entwicklung sie bestätigte.« (FAZ, 6.11.1989) Und in einem Gespräch mit Günter Grass baute auch der Spiegel an diesem Bild von Walser mit, indem gefragt wurde: »Nur Ihr Kollege Martin Walser wird durch das Thema Deutschland um den Schlaf gebracht. (...) Wie kommt es eigentlich, daß den Intellektuellen in der Bundesrepublik so wenig zur deutschen Frage einfällt« (20.11.1989) Das kommende Polemikfeld wurde vom Spiegel dadurch konstruiert, daß Grass als Gegenfigur zu Walser aufgebaut wurde: »Das fehlende Interesse an Deutschlandpolitik ist natürlich kein gutes Vorzeichen für Ihre Kulturnation.«

Dieser Ausgrenzung fielen in der Aufmerksamkeit der Medien Positionen zum Opfer, die von vornherein keine Chance hatten, sich wirksam zu artikulieren, denn wenn Grass, der zusammen mit Walser die bunderepublikanische Identität in den achtziger Jahren problematisiert hatte, nun die »Gegenposition zu Walser« markierte (Volker Hage in Die Zeit, 9.3.1990), dann begann jenseits von Grass, d.h. bei der Selbstanerkennung der BRD, der 'lunatic fringe'. Die — den Fakten des literarischen Lebens vor dem 9. November widersprechende Erhebung von Walser zur Ausnahme und die Entgegensetzung von Walser und Grass, die jene Gemeinsamkeit tilgte, die durch die Ambivalenz des Konzepts Kulturnation bedingt war, schränkten den Spielraum der publizistischen Stellungnahmen der Literaten von vornherein ein.

Die hierarchische Polarisierung Walser-Grass trug zu einer fortschreitenden Verengung des Diskussionsfeldes bei; sichtbar wurde sie z.B. auf einer Diskussionsveranstaltung des eng mit dem Berliner VS verbundenen Literarischen Colloquiums, wo dessen Chef, Walter Höllerer, nun auch Grass außerhalb der Grenzen des Wiedervereinigungs-Diskurses ansiedelte: »Wir suchen eine Wiedervereinigung, die uns was bringt. Grass steht außerhalb des Vokabulars, in dem wir sind.« (FAZ, 27.2.1990)

Der angebliche Mangel an positiven Stellungnahmen zur Wiedervereinigung

In der scheinbar harmlosen Formel Höllerers von der »Wiedervereinigung, die uns was bringt«, meldete sich das Bild vom Dichter als Repräsentanten der Nation, das sich nicht erst aus den Reaktionen auf den 9. November kristallisierte, sondern das aus den Ereignissen seine politische Legitimation beziehen sollte: Dichter-Utopie sei geschichtliche Wirklichkeit geworden. Mit diesem Maßstab der Übereinstim-

mung zwischen Dichter und Volk wurden in der Folgezeit die publizistischen Stellungnahmen von Schriftstellern gemessen. Jede kritische Stimme konnte ins Abseits verwiesen oder zum Schweigen verurteilt werden. Schon im Dezember etwa war der Spiegel nicht mehr bereit, einen Artikel von Grass zu drucken, der das Konzept der Kulturnation in Richtung Zweistaatlichkeit vereindeutigte; nachdem Augstein dem Autor versprochen hatte, einen Brief abzudrucken, scheiterte dies an Grass' Weigerung, einen Satzteil zu streichen — womit ironischerweise Grass' Behauptung bewiesen wurde, daß »in Sachen Wiedervereinigung Spiegel, FAZ und Bild-Zeitung auf regierungsamtliche Linie, das heißt, in Einklang gebracht werden« (taz, 23.2.1990).

In den Intelligenzblättern FAZ, Spiegel und Merkur bildete sich eine gemeinsame Argumentationslinie heraus, die (fast) keine abweichenden Statements duldete. Sie gewann ihre Einheitlichkeit nicht nur personell durch die Literaten, die als legitime Sprecher der sich wiedervereinigenden Nation angesehen wurden, sondern auch durch ein Netz von Begriffen und Bildern, die benutzt werden mußten, wenn man die aktuellen Ereignisse deuten wollte. Die Reihe der infolge ihres früheren utopischen Einsatzes für Deutschland privilegierten Sprecher der Nation wurde durch einige wenige Autoren erweitert, die ihre Position wechselten: Zu Walser, Grass und Schneider traten im Merkur Dieter Wellershoff und in der FAZ Hans Magnus Enzensberger.

Drei Stadien der Deutung des 9. November lassen sich an Hand der Leitbegriffe und der ihnen zugeordneten Bilder unterscheiden: erstens das der von Natur und Geschichte, vom Volk »diktierten« Wiedervereinigung (bis zur Jahreswende 1989/90), zweitens das einer Utopie als Realität entgegengesetzten Nation (bis zum März 1990), drittens das der »Vergangenheitsbewältigung« (bis Juli 1990). Insbesondere in drei Metaphern wurden im ersten Stadium die Ereignisse seit dem 9.11.1989 zur Geschichte stilisiert, die auf das Ziel der Wiedervereinigung hin verlaufe: im »Zusammenwachsen dessen, was zusammengehört« (Willy Brandt in Die Zeit, 17.11.1989), im »Zuge der deutschen Einheit, der abgefahren ist« (vgl. Augstein/Grass 1990, 78-80; Grass 1990, 15-17; Richtlinien für ARD-Reporter, in: telegraph, Berlin 30.3.1990), und im unaufhaltsamen »Strom«.

Die Wiedervereinigung des Volkes erschien im ersten Stadium auch Schriftstellern als von Natur und Geschichte diktiert: Gegen die Künstlichkeit der Grenze zwischen zwei Staaten setzte Walser »die millionenfachen Verwandtschaftsbeziehungen« (Walser 1990, 123), den »Bruder, der erwischt wurde und auch für uns den Kopf hinhielt« (ebd., 116). Im Bild der Familie des Volkes wurden biologische Natur und Geschichte eins; Naturbilder machten die Geschichte zum übermächtig handelnden Subjekt.

Die Rezeption von Grass' Aufsatzband »Deutscher Lastenausgleich. Wider das dumpfe Einheitsgebot« bewies eindringlich die Wirksamkeit der nationalistischen Geschichtsmetaphorik: Wer vom »D-Zug« der »deutschen Einheit« beiseitestehend »zurückgelassen« werde, sollte dies »wenigstens schweigend tun« (FAZ, 4.1.1990); denn wer sich »gegen die (zeit-)geschichtlichen Erfahrungen« »stemmt« (Der Tagesspiegel, 8.4.1990), hole sich eine »blutige (...) Nase« (Rheinischer Merkur, 27.4.1990), werde »hinweggespült vom Volk«, und »deshalb gehe die Geschichte über ihn hinweg« (Die Welt, 26.4.1990).

Die Realität der Nation, aus der sich die Unvermeidlichkeit der Wiedervereinigung ergeben sollte, wurde im zweiten Stadium des öffentlichen Redens über den 9. November und seine Folgen gegen die Utopie ausgespielt. Als sich seit Mitte Dezember das neue Parteiensystem in der DDR zu formieren begann, wurde die Frage des Verhältnisses der beiden Staaten zugespitzt zum kategorischen Ausschluß der Möglichkeit, daß ein selbständiger Staat DDR als rot-grüner »Naturschutzpark« (Wellershoff 1990, 72) erhalten bleiben könnte. Dem Ausschluß der Denkbarkeit einer selbständigen Entwicklung einer sich von unten und oben reformierenden DDR-Gesellschaft diente die öffentliche Denunziation der Utopie.

Gegen den realen Demokratisierungsprozeß wurde in den Feuilletons der BRD der Vorwurf des Utopismus erhoben. Obwohl scheinbar — wie in Walsers Statement »Vom Stand der deutschen Dinge« (FAZ, 5.12.1989) — gegen die Zukunft die Gegenwart ausgespielt wurde, indem dem utopischen, sei es sozialistischen, sei es grün- alternativen Denken vorgeworfen wurde, die Gegenwart der Zukunft zu opfern, wurde tatsächlich nur eine andere Zukunft programmiert: Die BRD wurde als vorweggenommene Zukunft der DDR präsentiert. Die nach dem Erscheinen von Wellershoffs Aufsatz rasch — nicht zuletzt durch Karl Heinz Bohrer's Essays — popularisierte Metapher vom »Naturschutzpark« zielte auf das Einverständnis mit einem unvermeidlichen »Modernisierungsschub«: »Alles spricht dafür, daß es in fortgeschrittenen Industrieländern zur parlamentarischen Demokratie und der Verbindung von freier Wirtschaft und Sozialstaat nur Varianten, aber keine vernünftige und lebenswerte Alternative prinzipieller Art gibt.« (Wellershoff 1990, 72)

Enzensberger später — mit etwas müder Selbstironie als »Nachtrag zur Utopie« bezeichneter — Aufsatz »Gangarten« vom 19.5.1990 (in der FAZ als Vorabdruck aus dem Kursbuch) unterschied sich hinsichtlich des Anspruchs, das Volk und die Geschichte zu repräsentieren — wie seine Metapher von den erwachsen werden den Deutschen zeigt — nicht von dem Martin Walsers, es sei denn in der Zurückhaltung gegenüber einigen Metaphern und Begriffen der nationalistischen Tradition. Die ressentimentgeladene Häme gegenüber bestimmten Intellektuellen mit abweichenden Ansichten war bei Enzensberger ersetzt durch eine zynische Verleugnung der eigenen Intellektuellenrolle. Mit dem Verbot, Meinungen, Haltungen oder Verhalten des 'Volkes', das 'Geschichte' mache, zu kritisieren, landete Enzensberger bei einer Bestimmung der Rolle der Intellektuellen, die von dem neokonservativen US-amerikanischen Ideologen Irving Kristol prägnant formuliert worden ist: Die »Aufgabe des Intellektuellen« bestehe darin, dem »Volk zu erklären, warum es recht hat, und den Intellektuellen, warum sie sich irren« (zit. n. Heinrich/Naumann 1990, 267).

Über die Kritik an den linken und rechten Intellektuellen legitimierte Enzensberger indirekt die Politik der Bundesregierung als authentischen Ausdruck der Interessen des Volkes und appellierte direkt an die Intellektuellen, sich einverstanden zu erklären, einverstanden mit allem, was angeblich sowieso geschehe; wie inquisitorisch diese Forderung erhoben wurde, bewies der NDR-Moderator der Diskussion zwischen Grass und Augstein, indem er Grass nicht nur fragte: »Woher nehmen Sie eigentlich das Recht (...) zu sagen, liebe Bürger in der DDR und in der Bundesrepublik, stimmt nicht so ab, wie ihr wollt, sondern bleibt lieber in getrennten Staaten«, sondern gleich die Antwort gab, ohne daß im Februar 1990

irgendeine 'Abstimmung' stattgefunden hatte: »Ihre Argumentation könnte ja auch sehr elitär, vielleicht sogar undemokratisch wirken, nämlich vor dem Hintergrund, daß es offenbar in beiden Teilen Deutschlands große Mehrheiten für eine Wiedervereinigung in einem deutschen Staat gibt.« (Augstein/Grass, 75)

Uwe Timm hatte noch vor den Wahlen vom März eher beiläufig darauf verwiesen, »wie immer häufiger mit wissender Dreistigkeit die DDR mit dem Nazi-Deutschland gleichgesetzt wird« (Volkszeitung, 9.3.1990). Getragen wurde diese Gleichsetzung — die zentrale Begriff- und Bildlichkeit des dritten Stadiums — nicht nur vom Terminus Totalitarismus, sondern auch von der Metaphorik der »Stunde Null«, die die gegenwärtige und zukünftige Situation in der DDR mit der nach dem »Zusammenbruch« von 1945 identifizierte. So wurde die Geschichte der DDR total entwertet und zugleich die Geschichte der BRD zum Muster erhoben, dem die DDR nacheifern müsse. Eine ganze Reihe von populären Schlagworten der frühen westdeutschen Nachkriegszeit wurde wiederbelebt und gewissermaßen exportiert: »verlorene Jahre«, »Nachholbedarf«, »Normalisierung« (Gaus/Bredthauer 1990, 531-533), das wichtigste sicherlich »Vergangenheitsbewältigung«. Aus der Gleichsetzung von Faschismus und Sozialismus erklärte sich die Verschärfung des Tons in der Literaturkritik gegenüber DDR-Schriftstellern. Waren sie im November noch als Schrittmacher der Demokratie-Bewegung weithin — auch in der FAZ — gelobt worden, so wurden sie seit März zu Kandidaten einer »Entnazifizierung« (FAZ, 20.6.1990).

Wider Willen entlarvte allerdings der Leiter des Literaturblatts der FAZ die These des Herausgebers seiner Zeitung, Joachim Fest, vom in Ost und West einheitlichen Schweigen der Intellektuellen; Frank Schirrmacher stellte in »Die zweite Stunde Null« (FAZ, 18.6.1990) nicht nur klar, was bundesdeutsche Intellektuelle nicht sagen dürfen, wenn sie nicht für vom Leichengift angesteckt gelten wollen, das bestimmte DDR-Schriftsteller verbreiten, sondern er grenzte auch den Kreis der DDR-Autoren ein, die in der BRD als legitimierte Sprecher akzeptiert seien: Ausschließlich solche Schriftsteller aus der DDR sollten Anspruch auf öffentliches Gehör haben, die vor dem 9. November bereits in die BRD übersiedelt waren.¹

Die angebliche Einheitlichkeit der Reaktionen der Schriftsteller in BRD und DDR

Im Sinne des Ziels der nationalstaatlichen Einheit konnten nur diejenigen Autoren als legitime Sprecher gelten, die schon mit ihrer Übersiedlung individuell die BRD zur Norm des Wünschenswerten erhoben hatten, wie etwa Hans Joachim Schädlich in der FAZ: »Diejenigen, die von zu Hause fortgingen, blieben dennoch in Deutschland zu Haus.« (28.6.1990)

Als indirekte Argumente für die Wiedervereinigung steuerten DDR-Autoren vor allem zwei Thesen bei: einmal, daß der 9. November die Literatur in der DDR von ihrer früheren Funktion als Ersatz einer politischen Öffentlichkeit befreit und damit die »Reliterarisierung« als Abkehr von der Politik eingeleitet habe; und zum zweiten, daß die literarische Einheit der Kulturnation immer fortbestanden habe, es mithin nie eine DDR-Literatur gegeben habe. Der Wunsch, Elemente der literarischen Kultur der DDR in einem vereinten Deutschland zu bewahren, wurde

nicht nur politisch als Mangel an »Vergangenheitsbewältigung«, sondern auch ökonomisch als Versuch, Privilegien zu bewahren, denunziert. Der Ton moralischer Entrüstung, in dem sich ökonomische und politische Verdächtigung verbanden, widersprach dem Loblied, das ansonsten auf das materielle Interesse von DDR-Bürgern gesungen wurde. Nur wo das materielle Interesse, wie im Bild der Banane, eindeutig mit der Ideologie der sozialen Marktwirtschaft verknüpfbar war, wurde es von den Feuilletonisten der FAZ und der Zeit heilig gesprochen; wo sich das Interesse in Fragen nach der sozialen Sicherung — sei es sozialstaatlich oder gar sozialistische — äußerte, galt es als 'schmutzig', etwa in der Welt: »Die DDR-Schriftsteller werden lernen müssen, daß Freiheit den Verzicht auf staatliche Hofsänger-Privilegien bedeutet; wer eine Datscha will, muß sie sich in Zukunft auf dem Buchmarkt erarbeiten.« (12.5.1990)

Seit dem Wahlergebnis hat sich eine Interpretation des Gegensatzes von Fressen und Moral gerade unter der Wiedervereinigungspolitik kritisch gegenüberstehenden Autoren eingebürgert, die mir deren verkehrender Mystifikation aufzusitzen scheint, die in der BRD das Opfer und in der DDR den Eigennutz idealisiert; verdeckt wird eben durch die nationale Denkform, daß es in der BRD wie in der DDR einerseits Wiedervereinigungsgewinner, andererseits Wiedervereinigungsverlierer geben wird. Weil diese Gegensätze in beiden deutschen Staaten nicht mehr in den Kategorien von Klassen und sozialen Schichten gedacht werden dürfen, sondern national mystifiziert werden, kann es bei Peter Schneider heißen: »Im Westen gibt es keinen Grund dafür, die Vereinigung zu wollen. Das von Kohl ist kitschiger Nationalismus. Im Osten hingegen ist es anders. Es gibt wichtige wirtschaftliche Gründe, die Leute haben keine Lust, sich für ein drittes Experiment herzugeben, sie wollen ihren Anteil am Wohlstand, und das sofort.« (taz, 22.1.1990) »Nun (...) hätten die Leute eben das Geld gewählt. Im Ausland sehe man die Deutschen meist 'viel zu romantisch und unterstellt Gefühle, wo wir Deutschen nur noch rechnen'.« (FR, 21.3.1990) Die kritisch intendierte Stellungnahme von Grass unterscheidet sich nicht in der Beschreibung des scheinbaren Sachverhalts, sondern nur in dessen Bewertung: »Geld muß die fehlende, übergreifende Idee ersetzen. Harte Währung soll mangelnden Geist wettmachen.« (Die Zeit, 11.5.1990)

In der »Nationalisierung« des Zusammenhangs von Ideen und Interessen sehe ich die Antwort auf die eingangs gestellte Frage, was hinter dem — nach dem hier Dokumentierten wohl offensichtlich unzutreffenden — Gerede vom Schweigen der Intellektuellen steckt. Die kulturell-utopische Vorbereitung des »nationalen Aufbruchs«, die Dominanz positiver Stellungnahmen in den Intelligenzblättern und das Engagement ehemaliger DDR-Autoren für eine rein literarische Einheit der Nation werden selektiv vergessen, weil es noch abweichende Stimmen gibt. Hinter dem angeblichen Schweigen steckt, daß nicht ausschließlich das Gewünschte geredet wird. Der Topos vom Schweigen ist deshalb zu lesen als ein Versuch, zum Schweigen zu bringen. (Vgl. Deppe 1990) Durch die Ausschaltung abweichender Positionen aus dem, was als national gelten soll, wird gesichert, daß Interessen nur auf eine bestimmte Weise, mit bestimmten Deutungen verbunden artikuliert werden können. Vor allem die Interessen der Abhängigen können so den herrschenden untergeordnet werden, die sich in den dominieren-

den Ideen ausdrücken. Indem den Schriftstellern vorgeworfen wurde, bisher geschwiegen zu haben, wurde ihnen eine Aufgabe gestellt, die sie in der Zukunft zu erfüllen hätten: Sie sollten möglichst schnell etwas (angeblich) Versäumtes nachholen.

Was prompt geschehen ist: Folgt man nämlich den Spuren der dominanten Metaphorik über den 1. Juli 1990 hinaus, so stellt man fest, daß in den von Philosophen und literarischen Publizisten vorgelegten Essay-Bänden zur Wiedervereinigung eben jene Bilder herrschen, die sehr früh in publizistischen Beiträgen von Schriftstellern geprägt worden sind. Enzensbergers Metaphern regieren die Bücher von Klaus Hartung (»1989. Ortsbesichtigung nach einer Epochenwende«) und Peter (»Extreme Mittellage«) wie Michael Schneider (»Die abgetriebene Revolution«), Walsers Metaphern bestimmen den Essay Dieter Henrichs (»Eine Republik Deutschland«) mit, und Grass'sche Bildlichkeit findet sich bei Jürgen Habermas (»Die nachholende Revolution«) und Thomas Schmid (»Staatsbegräbnis. Von ziviler Gesellschaft«) wie Lothar Baier (»Volk ohne Zeit. Essay über das eilige Vaterland«). Dieser Verfestigung von literarisch konstruierter Bedeutung des Prozesses des Anschlusses der DDR an die BRD steht allerdings auf metaphorischem Feld eine radikale Umkehrung leitender Konzepte entgegen. Spätestens seit dem Frühjahr 1991 gibt es allgemeine Übereinstimmung darüber, daß es erstens keine kulturelle Einheit, sondern zwei Mentalitäten gebe, zweitens die Wiedervereinigung ein Experiment sei und drittens der Export von Experten in die ehemalige DDR der »Entstasifizierung« als »Vergangenheitsbewältigung« vorzuziehen. Dieser Umbau der tragenden Elemente der Konstruktion »Deutschland« konnte sich nicht zuletzt deshalb unbemerkt vollziehen, weil sich die Debatten in der literarischen Intelligenz neuen Gegenständen zuwandten: von Christa Wolfs »Was bleibt« über das proklamierte Ende der Nachkriegsliteratur der BRD bis zum Golfkrieg. Bei genauerem Hinsehen freilich zeigt sich, daß in allen drei Fällen nur die Konsequenzen aus den vorangegangenen Stadien der Deutung des 9. November gezogen wurden: es bleibe nichts von der Kultur der DDR, Gesellschaftskritik sei keine legitime Funktion von Literatur, zu bejahen sei der Krieg als Fortsetzung einer den Werten der liberal-kapitalistischen Gesellschaft verpflichteten Politik.

Der Prozeß der Wiedervereinigung verstärkte so die Dominanz der »Figur des positiven Intellektuellen« (Giesen/Leggewie 1991, 13), Resultat wie Voraussetzung eines »Lands ohne Opposition« (ebd., 26/27). Dabei fungieren die ihres angeblichen Schweigens wegen so gescholtenen Literaten dann gegenüber anderen Kategorien der Intelligenz schon wieder als Vorbilder, als Muster, denen sich entnehmen läßt, was z. B. Soziologen und Politologen reden sollen; Otto Kallscheuer etwa warf den »westdeutschen Sozialwissenschaften« vor, im »Jahre nach der Öffnung der Mauer« ihre »Aufgabe« »nicht wahrnehmen zu können oder zu wollen«: »Jedenfalls hatten sie die intellektuelle Wortführerschaft weitgehend abgegeben an andere Genres: an die Sozialphilosophie (Habermas, Henrich), an die Schriftsteller (Grass, Walsers), an politische und polemische Essayistik (Hartung, Bohrer) und — nicht zuletzt — an das Feuilleton.« (ebd., 134)

Anmerkung

1 Deutlich wurde dies bereits in den Antworten, die literarische Übersiedler am 6.10.1989 auf eine Umfrage der FAZ gaben: »Was erwarten Sie von Gorbatschows Besuch in der DDR?« Der Kontrast zwischen den Äußerungen von Wälsler oder Jens, die — bei allen Unterschieden im Ziel: Wiedervereinigung oder nicht — auf die Einleitung eines Reformprozesses in der DDR setzten, und den emotionalen Ausbrüchen Jurek Beckers, Günter Kunerts oder Reiner Kunzes, die die Unveränderlichkeit der gehafteten Zustände in der DDR festschrieben, verweist auf den Rechtfertigungsdruck, unter den die Reformbewegung die Übersiedler setzte. Gegen die Aussicht auf Veränderungen der politischen Strukturen, die zu diesem Zeitpunkt schon von den Demonstranten gefordert wurden, insistierten sie darauf, mit ihrer Entscheidung für die BRD recht gehabt zu haben, und erwarten deshalb »nichts Entscheidendes« (Kunze), »Nicht viel« (Becker) oder »nichts« (Kunert) (wie übrigens auch die zwar in der DDR lebenden, aber überwiegend im Westen publizierenden Rolf Schneider (»Nichts Nennenswertes«) und Lutz Rathenow (»Eigentlich (...) nichts.«)). Auf den ersten Blick könnte eine Liste derjenigen früheren oder damaligen DDR-Autoren, die in der FAZ und der Zeit ausführliche Stellungnahmen veröffentlichen durften, der Einschätzung widersprechen, daß sich die Übersiedler eine meinungsführende Rolle zuschrieben. Denn neben Wolf Biermann, Kunert, Erich Loest, Monika Maron und Hans Joachim Schädlich kamen auch Rolf Schneider, Helga Schubert, Helga Königsdorf, Günter de Bruyn, Fritz Rudolf Fries und Renate Feyl zu Wort. Doch die Artikel der in der DDR verbliebenen Autoren waren primär Polemiken gegen die Kritik, die von BRD-Schriftstellern an der Wiedervereinigung der Bundesregierung geübt wurde. Nicht alle DDR-Autoren gingen so weit wie Monika Maron, die zuerst in der taz, dann im Spiegel und schließlich im Rheinischen Merkur erklärte: »Ich habe mehr Angst vor Piwitt und Grass als vor Höpcke und Kant.« (2.3.1990)

Literaturverzeichnis

- Augstein, R., F. Grass, 1990: DEUTSCHLAND, einig Vaterland? Göttingen
- Bracher, K.D., 1986: Das Modewort Identität und die Deutsche Frage. In: FAZ, 9.8.
- Bredow, W. v., 1985: Deutschland — ein Provisorium. Berlin
- Deppe, F., 1990: Die Intellektuellen, das Volk und die Nation. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 35
- Gaus, G., K.D. Bredthauer, 1990: Von deutschem Jubel über die eigene Unzulänglichkeit. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 35
- Grass, G., 1990: Ein Schnäppchen namens DDR. Frankfurt/M.
- Giesen, B., C. Leggewie, 1991: Experiment Vereinigung. Ein sozialer Großversuch. Berlin
- Heinrich, A., K. Naumann, 1990: Die provisorische Republik. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 35
- Heß, J.C., 1986: Westdeutsche Suche nach nationaler Identität. In: Neue politische Literatur, Beiheft 3: Wolfgang Michalka (Hrsg.): Die Deutsche Frage in der Weltpolitik. Wiesbaden
- Koebner, T., 1989: Von der Schwierigkeit zu sagen, wer wir sind. Die Suche nach der nationalen Identität in der deutschen Literatur heute. In: Neue Rundschau 100, H. 1
- Korte, K.R., 1988: Deutschlandbilder — Akzentverlagerungen der deutschen Frage seit den siebziger Jahren. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 15.1.
- Kügler, H., 1990: Deutschlandbilder — Die Frage nach der nationalen Identität im Spiegel der deutschen Nachkriegsliteratur. In: Diskussion Deutsch 21, H. 114
- Peitsch, H., 1987: Die problematische Entdeckung nationaler Identität. Westdeutsche Literatur am Beginn der 80er Jahre. In: Diskussion Deutsch 18, H. 96
- Steinfeld, T., H. Suhr, 1989: Die Wiederkehr des Nationalen: Zur Diskussion um das deutschlandpolitische Engagement in der Gegenwartsliteratur. In: The German Quarterly 62
- Wälsler, M., 1989: Über Deutschland reden. Erw. Neuauflage Frankfurt/M.
- Wellershoff, D., 1990: Befreiung und Modernisierungsschub. Zur Revolution in der DDR, In Merkur 44, H1



Gen-Ideologie

Biologie und Biologismus
in den Sozialwissenschaften

Hg. von J. Heilmeier,
K. Mangold, A. Marvakis
und Th. Pfister

Argument-Sonderband AS 175
170 S., br., DM 18,50

Alle Macht den Genen?

Am Vormarsch solcher wissenschaftlichen Disziplinen wie Gentechnologie und Soziobiologie wird offenkundig, daß die Physik als Paradigma der Naturwissenschaften abgedankt hat. An ihre Stelle ist die Biologie getreten, und damit mehrten sich zugleich Bestrebungen, die Unterschiede zwischen Menschen und Menschengruppen auf ausschließlich biologische Faktoren zurückzuführen, ein Reduktionismus, der die Gefahr in sich birgt, rassistischen und sexistischen Positionen zu wissenschaftlicher Dignität zu verhelfen. Um dieses »biologistische Roll-Back« zu thematisieren, hat das *Plenum Kritische Psychologie* Tübingen im Sommersemester 1989 eine Veranstaltungsreihe mit dem Titel »Alle Macht den Genen? — Biologie und Biologismus in den Sozialwissenschaften« durchgeführt, deren Vorträge nun in diesem Sammelband diskutiert werden. Eine kritische Wendung gegen den biologischen Determinismus in Psychologie und Soziologie.

Aus dem Inhalt:

V. Schurig: Aspekte der Biologie als neuer Leitwissenschaft/R. Hohlfeld: Gegen den biologischen Determinismus/E. v. Kardorff: Biologismus und Organizismus in den Sozialwissenschaften/W. Jantzen: Behinderung, psychische Krankheit und Biologismus/G. Ulmann: Angeboren - Anerzogen? Antworten auf eine falsch gestellte Frage/U. Eser: Reproduktionsmedizin — Bevölkerungspolitik im Mutterleib/E. Wulff: Biologistischer Roll-Back in der Psychiatrie

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

David Tetzlaff

Teile und Herrsche

Popularkultur und kapitalistische Herrschaft*

Kritische Theorien von Kommunikation/Medien/Sprache/Ästhetik sind in diesem Jahrhundert fast immer der Auffassung gewesen, daß gesellschaftliche Macht durch Vereinheitlichung und Zentrierung wirkt, durch die Unterdrückung von Widersprüchen. Die Menschen werden dadurch unterdrückt, daß sie zusammengebracht werden, dadurch, daß sie dasselbe tun und denken. Die entscheidende analytische Kategorie ist die der »herrschenden Ideologie«. Die herrschenden Kräfte in der Gesellschaft sichern ihre Position (bewußt oder auch unbewußt) dadurch, daß sie diese Ideologie, die ihren Interessen dient, verbreiten und reproduzieren, sie als natürlich oder dem gesunden Menschenverstand entstammend verschleiern. In Opposition dazu treten TheoretikerInnen dann für gesellschaftliche und ästhetische Praxen der Negation, Differenz und Trennung ein. Selbst da, wo die kritischen Theorien sich auseinanderentwickelt haben und lebhafte Kontroversen stattfinden (siehe Grossberg 1984), behalten sie im Grunde doch die Konzeption von sozialer Herrschaft als Vereinheitlichung und von Befreiung als Fragmentierung dieser Einheit bei. Die extremste Version ist der Poststrukturalismus, der jegliche Einheit — im Gesellschaftlichen, im Diskurs, sogar im Subjekt — als den Ausdruck von Herrschaft verurteilt. Doch lassen sich diese Verknüpfungen zumindest bis zu jener Kritik an der Vereinheitlichung durch eine dominante Kultur zurückverfolgen, die von der Frankfurter Schule und den Theoretikern der Massengesellschaft formuliert wurde. Und sie sind so aktuell wie die *Resistance-through-reading*-Analysen von John Fiske (1986) und vielen anderen, die den Text der populären Kultur als den Versuch begreifen, Widersprüche im Einklang mit der herrschenden Ideologie aufzulösen. Aber das subkulturelle Publikum ist nach ihrer Auffassung widerständig, es schafft seine eigenen Bedeutungen, die notwendig widerständig sind, eben weil sie dem herrschenden Diskurs widersprechen. Ich halte dagegen die Gleichsetzung Einheit/Herrschaft für unangemessen, um die Beziehung zwischen der massenhaft produzierten Kultur und der Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung im Spätkapitalismus zu erklären. Statt dessen möchte ich behaupten, daß der Beitrag der Massenkultur zur Herrschaft sehr viel eher in der gesellschaftlichen und semiotischen Fragmentierung zu suchen ist.

Zu ähnlichen Schlüssen gelangt eine Gruppe von Theorien, die ich den »apokalyptischen Postmodernismus« nennen möchte, insbesondere die Arbeiten von Fredric Jameson und Jean Baudrillard. Sie legen nahe, daß die gegenwärtige Kultur durch eine semiotische Implosion und/oder Verflachung charakterisiert ist, die jeden aktiven Widerstand abschwächt. Jameson (1984) argumentiert, daß die herr-

* Vortrag auf der Konferenz »Kultur und Kommunikation« in Philadelphia, Oktober 1989. Eine erweiterte Fassung erschien in *Media Culture & Society*, Vol.13, No.1, London, im Januar 1991. Wir danken David Tetzlaff und den HerausgeberInnen der Zeitschrift für die Abdruckerlaubnis.

schende Kulturproduktionsweise zu einer flachen, gesichtslosen Nachahmung der Oberflächen vergangener Formen geworden ist. Geschichte wird ausradiert. Zeitstrukturen brechen zusammen, und da die Bedeutungsproduktion das Zeichen voraussetzt, um die Gegenwart mit der Vergangenheit und der Zukunft zu verbinden, zerbricht konsequenterweise auch die Verkettung von Bedeutetem. Die räumliche Ordnung weicht der rasenden Betriebsamkeit der heutigen Landschaft und der neuen Architektur. Das Subjekt kann sich in Zeit und Raum nicht mehr orten. Die kulturelle Aktivität wird als ein vom Zufall abhängiges, schizophrenes Eintauchen in die Zeichen und Bilder selbst rekonstituiert, wobei deren Referenten abgeschnitten sind.

»... der Zusammenbruch der Zeitordnung befreit diese Gegenwart plötzlich von allen Aktivitäten und Intentionen, die sie fokussieren und zu einem Raum für Praxis machen könnten.« (Jameson 1984, 73)

Jameson führt diese Effekte auf das ökonomische System zurück. Er nennt den Postmodernismus »die kulturelle Logik des Spätkapitalismus«. Die globale Ausbreitung und Durchdringung des multinationalen Kapitals in Verbindung mit seiner Verdrängung produktiver Technologien durch reproduktive (Medien, Computer, usw.) ist derart gründlich, daß keine geografische oder kritische Distanz mehr hergestellt werden kann. Die Desorientierung in der Kultur spiegelt unsere Unfähigkeit wider, uns auf die Machtzentren zu orientieren, die unser Leben beeinflussen.

Für Jean Baudrillard (vgl. z.B. 1978) ist das Reale von einem Hyperrealen ersetzt worden: einer Serie von Simulationen, von Modellen, die durch andere Modelle erzeugt werden, von Vorstellungen, die lediglich frühere Vorstellungen repräsentieren. Allgegenwärtige Medien liefern einen unaufhörlichen Strom von übergenaue Information. Das Individuum kann sich nicht verteidigen, die Grenzen der Subjektivität werden von den Medienriesen fortgerissen. Aber die Information kommuniziert nicht mehr, ihre Masse überwältigt ihre Bedeutung. Gegensätze zerfallen in formale und operationale Abstraktion und Äquivalenz. Die Faszination durch den Kode der Übertragung (den Signifikanten) ersetzt die Konstruktion von Bedeutung und zerstört damit die Kommunikation einer Mitteilung (des Signifikats), die der Kode hätte übermitteln können. Die Bedeutung implodiert, und damit implodiert auch das Gesellschaftliche. Das Individuum wird zum Schizo, zur bloßen Oberfläche oder zum Bildschirm, es spiegelt das Bild anderer Oberflächen, die die Mediennetze ausstrahlen, passiv wider.

Jameson und Baudrillard wollen ihren Analysen eine positive Wendung geben, indem sie — wie ich meine, ohne Erfolg — versuchen, in der postmodernen Öde progressive Aspekte auszumachen. Aber die apokalyptische Vision des Postmodernen legt nahe, daß die Medien und die kapitalistische Kultur allgemein Tendenzen aufweisen, die denjenigen, die ihnen gewöhnlich zugeschrieben wurden, gerade entgegengesetzt sind: sie tendieren zur Dekonstruktion von Bedeutung und kultureller Gemeinschaftlichkeit, und nicht zu ihrer Verschmelzung in einem einheitlichen herrschenden Modell.

Ideologie und Postmoderne als Herrschaftsformen

Gesellschaftliche Macht, die auf der Des-Orientierung gesellschaftlicher Beziehungen basiert — in der Form ihrer Verwirrung oder der Abkehr von ihnen —, weist einige Vorteile auf gegenüber einer Macht, die, wie von den Theorien der »herrschenden Ideologie« dargestellt, statt dessen auf der Orientierung von Beziehungen beruht. Die Ideologie ist nicht selbstverständlich, sie muß wie jedes bedeutungsvolle Zeichensystem entschlüsselt (dekodiert) werden. Folglich müssen ideologische Subjekte recht anspruchsvolle Fertigkeiten der Dekodierung besitzen. Sie müssen den Wunsch und die Fähigkeit haben, die rhetorische Konstruktion von Argumenten nachzuvollziehen, semiotische Verbindungen herzustellen, unter die Oberfläche von Zeichen zu schauen und hermeneutische Tiefe herzustellen. Um diese Fertigkeiten zu unterstützen, muß das herrschende System in seinen Subjekten gewisse Formen von Rationalität und kultureller Kompetenz fördern. Es muß ebenso eine gewisse Form von sozialer Kompetenz fördern, denn die Sprache der Ideologie ist notwendigerweise politisch. Die Ideologie setzt eine Aufgeschlossenheit für die gesellschaftlichen Angelegenheiten sowie ein gewisses Verständnis derselben voraus. Das heißt, daß ideologische Herrschaft problematisch ist, weil sie die Machtverhältnisse ansprechen muß, um sie aufrechtzuerhalten, und daß sie geistige und kulturelle Fähigkeiten fördern muß, die auch gegen sie gekehrt und zur Erzeugung von Analyse, Kritik und oppositionellen Strategien eingesetzt werden können. Um wirksam zu bleiben, muß ideologische Herrschaft den Einsatz ihrer Techniken streng überwachen, was schwierig ist. Eine Grundfunktion des öffentlichen Bildungs- und Erziehungswesens ist die Vorbereitung der Bevölkerung auf ideologische Herrschaft durch die Entwicklung der kulturellen Fähigkeiten, die nötig sind, um an der Ideologie teilzuhaben, dies aber bei gleichzeitiger Beschränkung und Orientierung auf die gewünschten Ziele. Zum Beweis, daß diese Funktion regelmäßig scheitert, brauchen wir nur an unsere eigene Kritik zu denken. Uns wurde erlaubt, kulturelle und intellektuelle Fähigkeiten zu entwickeln, in der Hoffnung, wir würden sie anwenden, um an den herrschenden ideologischen Systemen teilzuhaben. Statt dessen wenden wir sie — zumindest gelegentlich — gegen diese Systeme. Ideologische Herrschaft muß ständig mit dieser Gefahr rechnen.

Herrschaft durch postmoderne Fragmentierung ist dagegen weniger anfällig. Postmoderne Kultur erfordert nicht, daß Verbindungen zwischen dem Text und der Welt außerhalb der Medien hergestellt wird. Indem sie so in sich geschlossen ist, vermeidet sie die Frage der gesellschaftlichen Verhältnisse völlig. Ihre Sprache — sofern sie eine besitzt — ist unpolitisch. Wo die Subjekte sonst vielleicht versuchen würden, ihren Platz im gesellschaftlichen System zu verstehen, sind sie jetzt von flachen Bildfragmenten fasziniert. Die Werkzeuge der Rationalität sind weder gefragt, noch werden sie vom visuellen Spektakel gefördert. Wenn Kultur zu Schizophrenie und Faszination verkommt, werden widerständige Gruppen, denen es gelingt, im allgemeinen Brei postmoderner Fragmentierung feste Gestalt anzunehmen, nicht in der Lage sein, sich so auf das gesellschaftliche System zu beziehen, daß sie wirksam Widerstand leisten können.

Kapitalismus, Herrschaft und Geschichte

Ein Problem mit den Konzepten von Einheit als Herrschaft ist, daß sie nicht mit der historischen Entwicklung des Kapitalismus übereinstimmen, denn diese ist geprägt von einer kontinuierlichen Machtzentralisierung bei einer gleichzeitigen Dispersion von Machteffekten, der Diversifikation der Unternehmen und einer Überlagerung der Inhalte durch die Formen. Die parallelen Bewegungen der Konzentration und der Diversifikation sind nicht widersprüchlich. Im Gegenteil, die letzteren bieten die Grundlage, auf der die ersteren sich konstituieren.

Ein Beispiel dafür ist die Geschichte der amerikanischen Massenmedien. Anfang des 19. Jahrhunderts war der Journalismus von der Parteipresse dominiert. Es gab viele Zeitungen, alle waren gefüllt mit heiß umkämpften politischen Themen, alle richteten sich an besondere politische Fraktionen und hatten deshalb relativ beschränkte Auflagen. Als Ware spielten die Zeitungen in der Wirtschaft keine große Rolle. Sie wurden nicht von Kapitalisten produziert, um Profit zu akkumulieren, sondern von mittelständischen Kaufleuten, die sich durch die Patronage der vielfältigen politischen Interessen unterhielten, denen sie dienen.

Mit dem Aufkommen der Boulevardpresse wurde der Journalismus ins Zentrum der kapitalistischen Wirtschaft gerückt. Die Zeitungen boten nun die Möglichkeit, selbst bedeutenden Profit abzuwerfen. Die Kontrolle der Presse ging vom mittelständischen Unternehmer auf den Finanzkapitalisten über. Um Anziehungskraft auf die Massen auszuüben, rückte die Presse von der spezialisierten Politik der Parteiblätter ab. Sensationslüsterne Kriminalgeschichten ersetzten die politischen Themen. Die grafische Gestaltung spielte eine zunehmend bedeutende Rolle: wie ein Blatt aussah, war genauso wichtig wie sein Inhalt. Die größte Veränderung in der Zeitungsform, welche die Boulevardblätter erzwangen, war jedoch eine Explosion des inhaltlichen Spektrums. Die Boulevardpresse enthielt eine Reihe von Rubriken, die sich an unterschiedliche Bevölkerungsgruppen richteten — die religiöse Seite, die Frauenseite, die Sportseite. Der Inhalt weitete sich über verschiedene Aspekte von Nachrichten auf Comics, Horoskope, Ratgeberkolumnen und andere Unterhaltungsrubriken aus. Die Zentralisierung der Journalismusindustrie baute auf dieser Vielfalt auf. Die Massenblätter trieben die vielen Tendenzblätter in den Bankrott, und der Journalismus begann seinen unaufhaltsamen Gang zum Monopol. Im 20. Jahrhundert haben die Medienproduzenten die Vielfalt ihrer Produkte bewahrt und ausgebaut, während die Kontrolle über die Produktion sich zunehmend zentralisiert. Medienkonzerne fusionierten und riefen Kommunikationskonglomerate ins Leben; diese wurden ihrerseits von größeren Multis geschluckt, die von der gleichbleibend hohen Profitrate in der Kulturindustrie angezogen wurden.

Eine noch aussagekräftigere Geschichte, die darüber hinaus die Frage der Herrschaft direkt thematisiert, gibt uns Richard Edwards (1981) mit seiner Untersuchung der Veränderungen am kapitalistischen Arbeitsplatz. Edwards bestimmt Herrschaft am Arbeitsplatz als die Fähigkeit, gewünschtes Verhalten hervorzu- bringen, die Arbeitskraft wirksam in Lohnarbeit umzuwandeln. Der Unterneh- merkapitalismus des 19. Jahrhunderts war durch einfache Herrschaft charakteri- siert: durch die unmittelbar persönliche Autorität des Chefs. Die Firmen operier-

ten in verhältnismäßig kleinem Maßstab — lokal und auf eine Produktionsform beschränkt — und gehörten im allgemeinen einem einzelnen oder einer Familie. Der Kapitalist kannte alle seine Angestellten persönlich, und er kannte die Anforderungen ihrer Tätigkeiten. So konnte er ihre Arbeit direkt dirigieren. Ob sie dem Chef mit Verachtung oder Loyalität begegneten, alle ArbeiterInnen hatten eine bedeutungsvolle Beziehung zu ihm. Die Quelle von Autorität und Herrschaft war auch in den oft idiosynkratischen Befehlen des Chefs unmittelbar offensichtlich.

Die Kapitalexpansion stürzte diese Herrschaftsform in die Krise. Die Orte, an denen gearbeitet wurde, lagen mehr und mehr außerhalb des unmittelbaren Zugangs der Besitzer, der Chef kannte nicht mehr alle seine Angestellten, er konnte nicht mehr sehen, was sie taten. Darüber hinaus verlor er aufgrund der technischen Entwicklung und Spezialisierung die Kenntnis der Arbeitsprozesse, die unter seiner Verfügungsgewalt stattfanden. Zunächst reagierte das Kapital darauf mit der Einrichtung von, wie Edwards es nennt, hierarchischer Herrschaft, die sich am militärischen Modell der Kommandofolge orientierte. Darin wurde die Autorität an eine Reihe von Unterchefs delegiert. Jeder Vorarbeiter behielt eine persönliche Beziehung zu den ihm unterstehenden ArbeiterInnen, er übte das Recht auf Bestrafung, Belohnung und andere Arbeitsanweisungen auf die gleiche autokratische Manier wie der Chef aus. Das Wesen der hierarchischen Macht war »nackt und unmittelbar sichtbar«, und ohne die mildernden paternalistischen Effekte, die der persönliche Kontakt der ArbeiterInnen zum Big Boss gehabt hatte, legte sie die repressive Natur der kapitalistischen Verhältnisse bloß und lieferte einen natürlichen Angriffspunkt für Widerstand. Die großen Arbeitsniederlegungen um die Jahrhundertwende, vom Pullman-Streik zum Stahlarbeiterstreik, offenbarten das Versagen der hierarchischen Herrschaft: »Das System, das die Arbeiter unter Kontrolle halten sollte, wurde zu einer der Hauptbelastungen, die sie zum Zurückschlagen motivierte« (Edwards 1979, 65).

Der Kapitalismus begegnete diesen Fehlschlägen mit verschiedenen Experimenten, von Programmen der Arbeiterwohlfahrt bis hin zur wissenschaftlichen Betriebsführung. Obwohl diesen Experimenten im großen und ganzen kein Erfolg beschieden war, zeigten sie doch nützliche Techniken auf, die in späteren, verbesserten Herrschaftssystemen eingesetzt wurden. Die Sozialprogramme zeigten, daß es von Vorteil ist, in die umfassende Herrschaftsstruktur für die ArbeiterInnen kleinere Anreize einzubauen. Der Taylorismus zeigte die Vorteile der Trennung von Entwurf und Ausführung und fetischisierte die Arbeit, indem ihr Zweck aus dem Bereich der ArbeiterInnen gerückt und ihnen nur die leere Hülle ihrer formalen Anforderungen belassen wurde. Es zeigte sich, daß Beschwerdeverfahren die Vorrechte des Managements eher bestätigen als gefährden, und wenn die Beschwerden der ArbeiterInnen auf individueller Basis behandelt werden, können sie ihre Belange nicht kollektiv vorbringen.

Die erste erfolgreiche Alternative zur hierarchischen Herrschaft tauchte mit der Einführung der Fließbandproduktion auf. Diese Art von Herrschaft nennt Edwards »technische Herrschaft«. Die auszuführende Tätigkeit wird von der Position am Fließband bestimmt, und der/die ArbeiterIn muß sie jedesmal ausführen, wenn ein Produkt ankommt. Der Vorarbeiter überwacht die Arbeit, ist aber nicht persönlich verantwortlich für ihre Leitung. »Anstelle von Herrschaft, die vom

Chef über die ArbeiterInnen ausgeübt zu werden scheint, geht die Herrschaft nun von der viel unpersönlicheren 'Technik' aus« (120). Technische Herrschaft fesselt die ArbeiterInnen an ihren Arbeitsplatz, isoliert sie und macht sie unbeweglich. Zusätzlich zur Vereinzelung erzeugt sie auch eine bestimmte Form von Vereinheitlichung der Arbeitskräfte, indem sie diese »an gemeinsame Arbeitsgeschwindigkeiten und — Muster« fesselt, »die von der Produktionstechnik vorgegeben werden« (127).

Zwar löste die technische Herrschaft das Problem der Übersetzung von Arbeitskraft in Lohnarbeit auf der Ebene der einzelnen Tätigkeiten, sie verlagerte aber damit den Konflikt auf die Ebene der Gesamtfabrik. Daher haben die traditionellen Schlotindustrien, in denen technische Herrschaft praktiziert wird, Streiks und Bummelstreiks erlebt, die, auch wenn sie niemals so bedrohlich waren wie die großen Konflikte der Vergangenheit, ein schmerzhafter Dorn im Fleisch des Kapitals bleiben.

Darüber hinaus stellte sich technische Herrschaft als unpraktisch heraus, als die Wirtschaft unter der Ägide riesiger, diversifizierter Konzerne von der großangelegten Fabrikproduktion zu High-Tech- und Informationsprodukten übergang. Dies führte zur Entwicklung von »bürokratischer Herrschaft« (Edwards). Sie wird auf der Basis von individualisierten Arbeitsvorschriften und mit der »unpersönlichen Kraft« der Firmenpolitik ausgeübt, heutzutage die wichtigsten Mittel von Herrschaft am Arbeitsplatz. Die bürokratische Herrschaft integriert die Lehren, die aus früheren Herrschaftsformen und den von ihnen inspirierten Kämpfen gezogen wurden. Anstatt eine problematische Vereinheitlichung zu erzwingen, erzeugt sie eine Schichtung der Arbeitskräfte durch »sorgfältig formulierte Arbeitsplatzbeschreibungen, die jeden Tätigkeitsbereich als eine unverwechselbare Position definieren« (137). Die Trennung von Entwurf und Ausführung wird ohne die Disziplinierung durch das Fließband oder den Refa-Ingenieur aufrechterhalten. Die Arbeitskräfte arbeiten ohne direkte Überwachung. Die Regeln definieren die Aufgaben und stellen sicher, daß das erwünschte Ergebnis erzielt wird. Die formale Struktur von Regelungen und formulierter Politik rückt den Inhalt der Arbeit in den Hintergrund. Bürokratische Herrschaft versichert sich der Zustimmung zu ihren Regelungen in Form von Anreizen, »durch den Mechanismus der Belohnung von Verhalten, das für das Herrschaftssystem relevant ist, und nicht einfach für die Arbeit selbst« (148).

In dem Maße, wie persönliche Macht und technische Notwendigkeit entfallen, verschwinden die Produktionsverhältnisse in der Struktur der Firmenpolitik.

»Vor allem hat die bürokratische Herrschaft die Ausübung kapitalistischer Macht institutionalisiert, indem sie Macht so erscheinen läßt, als ob sie der formalen Struktur der Organisation selbst entspringt. Hierarchische Verhältnisse wurden von Beziehungen zwischen (unterschiedlich mit Macht ausgestatteten) Menschen in Beziehungen zwischen Inhabern von Arbeitsplätzen oder Arbeitsplätzen selbst umgewandelt, von spezifischen Menschen und konkreten Arbeitsaufgaben abstrahierend.« (145)

Die bürokratische Herrschaft hat die Arbeiteropposition nicht eliminiert, aber ihre Schichtenstruktur kanalisiert den Unmut auf der Ebene des Individuums oder kleiner Gruppen, die für die Firma kaum eine Bedrohung darstellen. Entsprechend

besteht für Edwards der Haupteffekt gegenwärtiger Herrschaftsstrategien in der Spaltung der Arbeiterklasse in voneinander abgegrenzte »Fraktionen«.

»Während seines ersten Jahrhunderts erbte und rekrutierte der amerikanische Kapitalismus äußerst heterogene Arbeitskräfte, er formte jedoch seine Lohnarbeiter zu einer zunehmend homogenen Klasse. Im 20. Jahrhundert zog das ökonomische System Gruppen an, die so heterogen waren wie zu Anfang, jedoch tendierte die kapitalistische Entwicklung dazu, die Unterschiede zwischen ihnen nicht zu verwischen, sondern zu institutionalisieren.« (163)

Edwards kommt zu dem Schluß, daß diese Unterschiede für das Kapital von Vorteil waren. »Die Unfähigkeit der Bewegungen der Arbeiterklasse, diese Spaltungen zu überwinden, hat alle Anstrengungen für ernstzunehmende Strukturreformen zum Mißerfolg verdammt.« (184)

Edwards' Analyse hat mehrere Implikationen für eine Medientheorie. Er zeigt, daß alle Versuche, eine gemeinsame Basis für die Ausübung von Herrschaft herzustellen, unweigerlich auch eine gemeinsame Widerstandsbasis eröffnen. Deshalb haben die Herrschenden allen Grund, ihren Untergebenen keine gemeinsame Basis zur Verfügung zu stellen, und tatsächlich war ihre Herrschaft immer erfolgreicher, wenn sie dies vermieden haben. Herrschaft ist auch wirksamer, wenn sie die Inhalte und den Zweck von Tätigkeiten verschleiert und statt dessen die formale Oberfläche hervorhebt, wenn sie beschränkte Formen von Autonomie erlaubt und beschränkte Belohnungen — Edwards spricht von »Bestechungen« — für diejenigen mit einbaut, die das erwünschte Verhalten an den Tag legen.

Bürokratische Kultur

Wenn der Kapitalismus in der Arbeitskultur keine Einheit und auch kein Verständnis der gesellschaftlichen Zusammenhänge mehr produziert, warum sollte er es dann in den Freizeitkulturen tun? Tatsächlich fügt sich die populäre Kultur perfekt in die umfassenden Entwicklungslinien von Herrschaft ein, indem sie die Vorteile der Fragmentierung und der Oberflächlichkeit schon lange vor ihrer Einführung am Arbeitsplatz zur Geltung gebracht hat. Nur gehen die Medientheorien leider immer noch von Herrschaftsmodellen aus, die der Kapitalismus längst über Bord geworfen hat. Zum Beispiel behaupten die TheoretikerInnen des widerständigen Lesens eine 'herrschende Ideologie', die sich eine simple Herrschaft als das von der Kulturproduktion Beabsichtigte vorstellt (z.B. Fiske 1986a, 1986b). Natürlich decken ihre ethnographischen Studien eine solche Bedeutungs-Vereinheitlichung innerhalb des Publikums nicht wirklich auf. Edwards würde ihnen zweifellos darin zustimmen, daß es eine solche Einheit unter den Untergebenen des Kapitals nicht gibt. Die Frage ist nur, ob dieser Tatbestand auf erfolgreiche lokale Widerstände deutet, oder vielmehr auf eine Fragmentierung in der Art und Weise, wie das Kapital seine Subjekte anspricht, also auf eine Reihe von sorgfältig formulierten kulturellen »Arbeitsplatzbeschreibungen«? Für die Frankfurter Kritik und die Apparat-Theorien in der Filmwissenschaft wirkt die Kultur als eine Form von technischer Herrschaft. Sie sehen darin ein Beispiel jener Ultra-Rationalisierung, die Habermas einmal als technologischen Faschismus bezeichnet hat. Die populäre Kultur hat aber nie mit der Einheitlichkeit einer Industriefabrik funktioniert, sie hat nie spezifische Tätigkeiten in einem durchregelten Zeitplan verlangt. Sie

offert immer eine Vielzahl von Texten und eine Vielzahl von Möglichkeiten, sie zu benutzen, und überläßt den LeserInnen den Zugriff.

Die populäre Kultur gewährt ihren TeilnehmerInnen immer eine Art von Belohnung. Die RezeptionstheoretikerInnen erkennen an, daß das populäre Vergnügen daran nicht unbedingt die Identifizierung mit einer widerspruchslosen paternalistischen Autorität impliziert. Da sie jedoch diese Autorität immer noch als Intention des Systems begreifen, behaupten sie, daß die Lust, die ihm entspringt, notwendigerweise widerständig sein muß. Aus der Perspektive der bürokratischen Herrschaft sind aber die textuellen Belohnungen nur die Bestechungen, die sicherstellen, daß die Untergeordneten sich an die Verhaltensziele des Systems halten, indem es ein geringes Maß an subjektiver Autonomie zuläßt.

Die Fragmentierung und der Formalismus bürokratischer Herrschaft findet ein kulturelles Äquivalent in der postmodernen populären Kultur. Die Arbeitsplatzbeschreibung bestimmt die Arbeit oberflächlich und formal und verlangt kein persönliches Engagement auf seiten der Angestellten oder Vorgesetzten. Die postmoderne Kultur ersetzt die Inhalte durch die flache Faszination von Formen, und ihre Konsumenten bleiben ebenfalls distanziert und unengagiert. Bürokratische Herrschaft ist Fetischisierung von Arbeit. Die Arbeitskraft findet, wie jede andere Ware, ihren Inhalt verschoben und ersetzt durch ihre Funktion im System. Ähnlich ist der Postmodernismus die Fetischisierung der Kultur. Bedeutung fällt dem Profitmotiv zum Opfer. Was bleibt, ist die Oberfläche.

Fred Pfeil (1985) hat die gesellschaftlichen Bedingungen, die der Förderung postmoderner Ästhetik bei der nach oben strebenden Nachkriegsgeneration (Baby-boomers) dienen — er spricht von der *Professional Managerial Class* (PMC)¹ — mit den Entwicklungen in der korporativen (*corporate*)² Gesellschaft im allgemeinen in Zusammenhang gebracht, und mit der bürokratischen Herrschaft im besonderen. In den 50er Jahren reagierte die korporative Macht auf die Wohnungsprobleme ihrer Angestellten mit einer Politik der Stadtrand-Entwicklung. Die Vervorstädterung fragmentierte traditionelle kulturelle Strukturen. »Die Herausnahme der Kleinfamilie aus ihrem Beziehungsnetz von Kiez und Verwandtschaft« (166) bereitete den Weg dafür, daß »das tägliche Lebens auf neuer, erweiterter Ebene zur Ware wurde (*commodification*)« (167). Die Stadtrandsiedlung enthielt keinen Ort für einen traditionellen öffentlichen Bereich, da dieser vom Markt bereits fragmentiert worden war. »Für die meisten von uns war das Fernsehen die gesamte Öffentlichkeit, über die wir verfügten« (271). Der zunehmende Einzug von Frauen in den Arbeitsmarkt und die Betonung von »wissenschaftlicher« Kindererziehung untergrub die Konstruktion von Geschlechteridentitäten, was wiederum zu »einer teilweisen Auflösung, De-Zentrierung und Abwertung des autonomen Ichs« (268) beitrug. Diese Entwicklungen sind die Quelle eines postmodernen Stils, der »den unablässigen Prozeß der Konstituierung, Fragmentierung und Auflösung des Selbst als Konsumenten und als Konsumgut (*consumers self*) in der Gewalt einer rücksichtslos eindringenden Welt von Produkten nachahmt« (278). Pfeil bezieht die postmoderne Aushöhlung von Bedeutung unmittelbar auf die Position der PMC in der bürokratischen Produktion.

»Abgeschnitten vom Ort und von der Erfahrung der materiellen Produktion, abgetrennt von der wirklichen systemischen Funktion der reproduktiven Funktionen, die wir ausüben, und aufgrund der mystifizierten Undurchsichtigkeit unserer eigenen beruflichen Kodes sieht das, was ringsum in unserm Leben in der Gestalt von VerwalterInnen, SozialarbeiterInnen, LehrerInnen usw. erscheint, wie ein Chaos von zufälligen Kodes aus, die wir zu handhaben und zu beobachten haben ... Ist Bedeutung in der allgemeinen Öffentlichkeit immer nur ein Trick oder eine leere Hülse und bezieht sie sich in der Berufswelt bestenfalls auf sich selbst, so beschäftigt sich die PMC auf dem kulturellen Terrain zum eigenen Vergnügen mit der Aushöhlung von Sinn, und alle Bezüge werden zu einem ästhetischen Prinzip.« (284f.)

Doch ist die postmoderne Implosion nicht die einzige kulturelle Spiegelung der bürokratischen »Logik« des Kapitals. Viele gegenwärtige populäre Texte sind eindeutig nicht postmodern, sondern artikulieren noch sinnhaft Ideologien. Das heißt aber nicht, daß sie dem Einfluß des Spätkapitalismus entgangen wären. Eher ist die Ideologie dem korporativen Weg in die Schichtung, Spezialisierung und in die individualisierte Ansprache gefolgt.

Die Herrschaftsmatrix

Der Kapitalismus ist nicht für jeden Aspekt oder jeden einzelnen Fall von Herrschaft in kapitalistischen Gesellschaften verantwortlich. Patriarchat und Rassismus existierten lange bevor der Kapitalismus auf die geschichtliche Bühne trat. Zusätzlich zu diesen Manifestationen unterdrückender Kräfte gibt es in der Gesellschaft eine Reihe von lokalen Autoritätsformen auf unterschiedlichen Ebenen, in der Familie und anderen persönlichen Beziehungen, in geographischen und ethnischen Gemeinschaften, in klassenspezifischen Normen usw. Diese anderen Machtzentren sind gewöhnlich auf irgendeine Art mit dem Kapital verbunden, lassen sich jedoch nicht auf dieses zurückführen.

Das Geniale am Kapitalismus ist die Einfachheit seines Motivs. Solange Profit akkumuliert und maximiert wird, sind andere Überlegungen sekundär. Dieser Umstand macht das Kapital sehr flexibel, es kann Gelegenheitsbündnisse mit anderen Machtzentren eingehen. Wie in der Politik bedeutet die Existenz solcher Bündnisse weder, daß die involvierten Parteien miteinander übereinstimmen, noch bedeutet es, daß sie ihre eigenen Ansprüche auf dem Territorium der anderen völlig unterdrücken.

Die Schwächung bestimmter Herrschaftsformen muß nicht auf eine Befreiung hindeuten. Die Ablösung einer Herrschaftsform ist möglicherweise ihre Usurpation durch eine ebenso verabscheuungswürdige andere. Der kulturelle Konservatismus, die von der religiösen amerikanischen Rechten so sehr geliebte traditionelle autoritäre Familie, ist dem Kapitalismus all die Jahre freundschaftlich verbunden gewesen, und umgekehrt. Da es jedoch zunehmend profitabel wird, Frauen an den Lohnarbeitsplatz zu bringen (für nur 60 % der Kosten gleichwertiger Männerarbeit), ist es sinnvoll, ihnen Abtreibungen zu erlauben, damit sie dort auch bleiben. Mutti wird sowieso nicht in der Küche stehen und den nahrhaften Apfelkuchen backen.³ Da die Wirtschaft — zunehmend ausgerichtet auf die Produktion von Information und Unterhaltung — ungeheure Profite in der pompösen, sinnlichen, hedonistischen und nihilistischen Popkultur (Schlitzerfilme von Freddy Krueger, Wachsplatten von Prince) findet, sind Kinder und Jugendliche

mit dem langweiligen gesunden Kuchen ohnehin nicht mehr zufriedenzustellen. Somit werden die Standards und Praxen des kulturellen Konservatismus von seinem ehemaligen Verbündeten usurpiert. Noch legen die PolitikerInnen für die alten Werte Lippenbekenntnisse ab, tun aber nichts mehr für sie. Die geringen Zensurmaßnahmen gegen die Geißeln Sex und Gewalt sind ausschließlich symbolischer Art (im Gegensatz zur Zensur gegenüber der politischen Opposition, die ihre Zähne durchaus noch hat). Trotz eines beachtlichen Presserummels und trotz des Auftritts verschiedener Gattinnen einflußreicher Senatoren auf seiten der Anklage hatte die Kampagne des *Parents Music Resource Center* gegen Schmutz und Schund in der Popmusik keinerlei Wirkung auf die Industrie, außer daß sie die Popularität von stigmatisierten Gruppen wie Slayer, Megadeth und Motley Crue möglicherweise gesteigert hat. Bei dem zu diesem Thema abgehaltenen Senatshearing schlossen sich die Gesetzgeber jeder Verdammung des Sex-Drugs-Rock'n'Roll mit dem gleichzeitigen Gelöbnis an, daß sie nicht die Absicht hätten, das Recht auf freie Meinungsäußerung und das freie Unternehmertum gesetzlich anzutasten. Wenn Werte mit Dollars kämpfen, darf man jedesmal auf das Geld setzen.

Im allgemeinen werden die verschiedenen Formen alliierter gesellschaftlicher Macht in eine Hierarchie verhandelt, in der das Kapital ganz oben steht. In jedem Einzelfall können aber die Positionen in dieser Hierarchie umverteilt werden. Wenn das Kapital auch bei den wesentlichen Konflikten dominiert, so dominiert im Hause von Jerry Falwell⁴ doch zweifellos der kulturelle Konservatismus. Wir erkennen also an verschiedenen gesellschaftlichen Orten unterschiedliche Manifestationen von Herrschaft.

Wir können eine kulturelle Praxis als widerständig bestimmen, wenn sie gegen eine primäre Machtform an der Stelle opponiert, wo sie auftaucht. Opposition ist also jeweils kontextabhängig. Der Besuch eines George-Michael-Konzerts ist zum Beispiel in Santiago oppositionell, in Minneapolis konformistisch und in Moskau (wo die Gesellschaft mittlerweile zwischen repressivem Staatssozialismus und ziellosem neokapitalistischen Konsumismus zu schwanken scheint) absolut zweideutig. Solche Zuordnungen wären aber trotzdem zu einfach und außerdem irreführend. Opposition ist, nicht nur im Blick auf einen je spezifischen Text, sondern auch hinsichtlich des spezifischen Ortes, wo er gelesen wird, keine universale Kategorie. Die Orte sind komplexe Kreuzungen unterschiedlicher und oft widersprüchlicher Herrschaftskräfte, von denen einige lokal operieren, andere global und wieder andere irgendwo dazwischen.

Es ist möglich, auf der lokalen Ebene zu opponieren, ohne daß dies in globaler Hinsicht widerständig wäre. Kinder können der Autorität ihrer Eltern Widerstand leisten, ohne dabei die Macht der patriarchalen Familie allgemein in Frage zu stellen. Der Widerstand gegen eine globale Form von Herrschaft kann durchaus eine andere Form unterstützen. So zeigt Barbara Ehrenreich (1983), wie der männliche Widerstand gegen die bourgeoise Familie in den 50er Jahren sowohl das Patriarchat wie die narzißtische Konsumkultur nährte, wie er aber gleichzeitig auch ein »Schlag gegen das System gesellschaftlicher Herrschaft war, das Männer zu unkritischen und gehorsamen Angestellten machte«. Der Widerstand gegen die lokale kapitalistische Macht am Arbeitsplatz unterstützt somit indirekt nicht nur die Aus-

beutung von Frauen, sondern auch den allgemeineren kapitalistischen Drang nach Konsumtion. Die komplexen Durchkreuzungen von Herrschaft erschweren es den Subjekten, genau zu bestimmen, welche Herrschaftskräfte auf sie einwirken und welche Kräfte für welche spezifischen Unterordnungen verantwortlich sind. Diese Verwirrung ist eine der Arten und Weisen, wie die Bündnisse des Kapitals mit anderen Herrschaftsformen diesem zugute kommen. Es sitzt so weit über seinen Kohorten, daß seine Rolle selten wahrgenommen wird, und es gibt genug Sündenböcke, die die Schuld auf sich nehmen müssen. Die Bündnisse dienen dem Kapital aber auch auf andere Weise. Die Verquickung mit verschiedenen lokalen Herrschaftsformen hilft dem Kapitalismus, seinen Diskurs zu zersplittern, differenzierte ideologische »Arbeitsplatzbeschreibungen« zu schaffen und damit ein kulturelles Äquivalent zur Schichtung in der bürokratischen Herrschaft zu institutionalisieren.

Der Kapitalismus offeriert verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen unterschiedliche kulturelle Rollen, mit denen sie spielen können, und dazu passende Mythen oder kulturelle Vergnügungen. Er präsentiert heute sowenig wie jemals in der Vergangenheit eine einheitliche herrschende Ideologie. Er erzählt an verschiedenen Orten verschiedene Geschichten. Präsidentschaftskandidaten stellen verschiedenen WählerInnen häufig widersprüchliche Positionen vor. Im Nordosten war Bush für Umweltschutz, in Texas für die Engergieindustrie. In Mississippi rasselte Dukakis mit dem Säbel, in Oregon war er Pazifist. Diese Aussagen sind übertriebene Spiegelungen einer allgemeineren Bedingung. Die kapitalistische Kultur bietet allen Fraktionen nach Rasse, Klasse, ethnischer Zugehörigkeit, religiöser Überzeugung, geographischer Lage usw. unterschiedliche Diskurse an. Das heißt nicht, daß der Kapitalismus diese Trennungen oder ihre Diskurse geschaffen hat. Wenn diese Untergruppen ihre Identität durch Kultur ausdrücken wollen, kommt der Kapitalismus ihnen nur zu gern entgegen, solange er diese Identitäten mit seinen ökonomischen Grundbedürfnissen in Übereinstimmung bringen kann.

Über Kampf und soziale Systeme

Die britischen Cultural Studies feiern die Opposition in der populären Kultur. Sie gehen davon aus, daß das System sowohl in der Subjektivität wie im Verhalten die vollkommene Kontrolle über die Untergeordneten erfordert. Da die Herrschenden gern den Großen Bruder spielen würden, wird jeder soziale und kulturelle Kampf begrüßt. Wenn wir jedoch das Orwellsche Bild durch das Modell einer fragmentierten und vielgesichtigen Herrschaft ersetzen, wird der Kampf problematisch, und sein befreiender Wert läßt sich nicht mehr automatisch annehmen.

Edwards zeigt, daß es am Arbeitsplatz immer Kampf gibt; die Arbeit ist immer ein umkämpftes Terrain. Erfolgreiche Herrschaft resultiert nach seiner Auffassung daher, daß der Kampf in nicht-bedrohliche Bahnen gelenkt wird. Tatsächlich habe der Kampf der Arbeiter zur Entwicklung von effektiveren Herrschaftssystemen beigetragen, indem er auf die Schwachstellen der früheren Modelle hinwies und Bereiche verriet, in denen es möglich war, die Wünsche von ArbeiterInnen bei minimalen Reibungsverlusten für Produktion und Herrschaft zu vereinnahmen.

Dies gilt auch für die kulturellen Kämpfe außerhalb des Arbeitsplatzes. Der Kapitalismus verkraftet jene Kämpfe, die sich nicht gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse der Profitakkumulation richten, mit Leichtigkeit. Es kann sie sogar ermutigen, da sie die Aufmerksamkeit und Energie von der herrschenden ökonomischen Struktur und ihren Effekten weglenken. Indem es diese Kämpfe zuläßt, gewährt das Kapital seinen Subjekten obendrein eine Art von Belohnung oder Bestechung in Form von beschränkter Autonomie. Wenn wir uns in verschiedenen lokalen Protestformen engagieren, sind wir mit unserer gesellschaftlichen Position zufriedener. Wenn ein kultureller Kampf populäre Diskurse hervorbringt, die die Position des Kapitals in Frage stellen könnten, wird es auf seine Schwachstellen aufmerksam und kann das nächste Ziel für eine Vereinnahmung identifizieren (obwohl die treibende Kraft hinter der Vereinnahmung gewöhnlich eher der Versuch ist, Märkte für neue kulturelle Produkte auszubeuten, als daß es sich um eine politische Intention à la Machiavelli handeln würde). Langfristig kann es sein, daß unsere Kämpfe lediglich ein Teil des Herrschaftsrituals sind. Sie geben uns die Chance, am Sport der Selbstbestimmung teilzunehmen. Deshalb treten wir immer wieder zu den Spielen an, obwohl sie abgekartet sind und wir jedes Mal verlieren.

Wenn der Kampf immer existiert und wenn das Kapital ihn nie ganz ausrotten kann, ist es nichts besonderes, ihn ausfindig zu machen. Herrschaft verlangt nicht die Abwesenheit von Kampf oder Unterschieden, sie braucht lediglich eine ungleiche Verteilung der Macht, die den vorherbestimmten Ausgang von Wirkungslosigkeit oder Irrelevanz gewährleistet. Wir müssen die Auswirkungen spezifischer Kämpfe untersuchen und dürfen sie nur daran messen, wieweit sie die Basis gesellschaftlicher Herrschaft tatsächlich bedrohen.

Teile und Herrsche

Obwohl es scheint, als würden die Faszination und Implosion, die sich in den Visionen des Apokalyptischen Postmodernismus präsentieren, in bestimmten Bereichen oder zu bestimmten Zeiten wirksam sein, gibt es augenscheinlich auch Subkulturen, die sich durch reiche Bedeutungsstrukturen definieren. Die Postmoderne schwächt zwar die Formierung aktiver, lokaler Kollektivität, aber es existieren dennoch Kollektive, und manche verwenden in ihrer Kultur (stilistisch) postmoderne Texte, in die sie ein gewisses Maß an Bedeutung hineinlegen (wie widerständig der Text einer solchen Behandlung gegenüber sonst auch sein mag). Trotzdem liegen Oberflächlichkeit und Distanz genügend auf der Hand, um deutlich zu machen, daß die subkulturelle Lektüretheorie nicht als eine allgemeine Erklärung für das Funktionieren der populären Kultur herangezogen werden darf.

Widersprechen sich diese Tendenzen? Ich meine nicht. Das Projekt des Kapitalismus ist materiell. Er strebt Profitmaximierung an. Die Bedürfnisse des Kapitalismus hinsichtlich gesellschaftlicher Macht sind ebenfalls explizit materiell — nämlich sicherzustellen, daß die Menschen weiter arbeiten, konsumieren und das System nicht wirksam bekämpfen. Dazu ist jede Kombination von Ideologien oder Anti-Ideologien recht. Es liegt im Interesse des Kapitals, daß jede potentielle Bedrohung lokal und isoliert bleibt, unterhalb der globalen multinationalen Ebene, auf der das Kapital operiert. Insofern liegt es im Interesse des Kapitals,

seine Subjekte so zersplittert wie möglich zu halten. Indem es jede Herausforderung vermeidet, ist es auch im Interesse des Kapitals, das Desinteresse am Wesen gesellschaftlicher Verhältnisse zu fördern und das Funktionieren des Gesellschaftssystem so undurchsichtig wie möglich zu belassen. In dem Maße, wie ein kulturelles System dies bewirken kann und dabei noch zu Produktion und Konsumtion motiviert, dient es der Erhaltung kapitalistischer Herrschaft.

Ich fürchte, die Produkte der heutigen Kulturindustrie entsprechen diesem Rezept nur allzugenau und resultieren in einem relativ konsistenten »Teile und Herrsche«-Effekt in Form von mindestens zwei grundlegenden Mechanismen.

Der erste ist die gesellschaftliche Zersplitterung durch ideologische Vielfalt. Die Menschen und ihre Zeichensysteme werden voneinander getrennt. Das Gesellschaftliche — Arbeit, Konsumtion, Gemeinschaft — hat hier eine Bedeutung, dort eine andere. Diese Bedeutungen — manche sind lustvoll, andere bitter — dienen in gewisser Weise dazu, die Menschen ihre Rolle in der Wirtschaft spielen zu lassen (zumindest dürfen sie sie nicht daran hindern). Kultur bringt Bedeutung hervor, sogar politische Bedeutung, aber diese Bedeutung ist nicht von einer Lese-Position auf eine andere übertragbar. Die Subjekte des Kapitals, durch andere Trennlinien voneinander abgespalten, agieren hinsichtlich der Herrschaftsverhältnisse des Kapitals gegensätzlich (soweit sie überhaupt agieren). Die Stämme des Kapitals werden ausgesandt von den Antennentürmen von Babel und sprechen die verschiedensten Sprachen. Und so werden sie daran gehindert, die Herstellung von Strukturen zu koordinieren, die den Herrn aller Dinge bedrohen könnten.

Um zu erfassen, wie der Mechanismus intern funktioniert, bedarf es einer einfachen (aber entscheidenden) Modifikation an den Hegemonietheorien, wie sie Gitlin (1987) darstellt: Hegemonie ist Herrschaft aufgrund von Zustimmung. Sie ist Zusammenarbeit von Herrschenden und Beherrschten. Sie übt keinen Zwang aus: sie »überzeugt, beschwätzt, belohnt, züchtigt« (241). Sie ist »die Orchestrierung der Willen der Untergeordneten in Harmonie mit der etablierten Herrschaftsordnung« (242). Herrschaft kann nur durch Orchestrierung gesichert werden, denn diese Willen können nicht gefesselt oder ausgelöscht werden. Das hegemoniale System läßt Raum für ihren Ausdruck. In der populären Kultur als einem Ort hegemonialer Praxen gilt deshalb folgendes:

»Die Gruppen können ihren Charakter kundtun, ... ihre Identität festigen, und — auf symbolischer Ebene — ihre intimsten Hoffnungen, Ängste und Konflikte austragen. Der Genius der Kulturindustrie, wenn das die richtige Bezeichnung ist, liegt in ihrer Fähigkeit, populäre Hoffnungen, Ängste und Konflikte aufzugreifen und sie in einer Weise anzusprechen, die populäre Werte in eine Terminologie assimilieren, die mit der hegemonialen Ideologie vereinbar ist.« (243)

Das klingt soweit ganz gut, bis zu dem Punkt, wo wir wieder bei der »herrschenden Ideologie« landen. Populäre Werte werden eben nicht in eine bestimmte Rechtfertigung dieser Verhältnisse assimiliert, sondern in viele verschiedene Arten von Rechtfertigung. Zustimmung wird ohne Konsens strukturiert. Sie findet an jedem subkulturellen Ort unterschiedliche konzeptuelle Grundlagen vor. Eine ganze Schar von hegemonialen Ideologien überredet verschiedene Gruppen mit unterschiedlichen Belohnungen, schafft Gelegenheiten zu unterschiedlichen Identifikationen.

Der zweite Mechanismus ist die gesellschaftliche Zersplitterung durch semiotische Implosion. Hier werden Zeichensysteme selbst von ihren sozialen Bedeutungen abgespalten. Der nicht-übertragbare Sinn der ersten Strategie wird einfach durch Un-Sinn ersetzt, die »Faszination« der Massen von Baudrillard. Dies ist offensichtlich die neueste Masche der kulturellen Methoden im Rahmen kapitalistischer Herrschaft. Zugegeben, Desorientierung und pompöse Oberflächlichkeit sind nichts neues. Es gibt sie seit dem Aufkommen der Moderne, und sie haben sich spätestens mit dem Werk von Walter Benjamin ihren Weg in die marxistische Kulturtheorie gebahnt. Im Zusammenhang von Herrschaft konnten sie aber erst dann mehr als nur eine Nebenrolle spielen, als bestimmte technische Entwicklungen aufkamen, vor allem die billige Miniaturelektronik, die es den Medien erlaubte, ihre allgegenwärtige Präsenz in allen Ecken und Winkeln des Alltags zu etablieren. Der Postmodernismus der Oberflächlichkeit und der implodierenden Zeichen, den Jameson und Baudrillard beschreiben, ist weniger ein Charakteristikum von Texten als vielmehr eine Sensibilität, eine bestimmte Art des Sehens. Diese Sensibilität scheint mit jeder Generation zu wachsen. Hinsichtlich der Nachkriegsgeneration, die jetzt mittleren Alters ist, stimme ich Pfeil dahingehend zu, daß die postmoderne Kultur bei den gebildeten Akademikern zu finden ist. Lawrence Grossberg (1988) hat wiederum auch recht, wenn er meint, daß die postmoderne Sensibilität eine bei jüngeren Leuten sehr viel verbreitetere Erfahrungsweise ist. Ich halte es aber für eine fragwürdige Annahme, daß jemand — und sei es ein MTV-Süchtiger⁵ — - ständig wie ein postmoderner Schizo lebt. Solange Faszination gerade diejenigen kulturellen Räume füllt, in denen sonst ein sinnvolles Verstehen der ökonomischen Zusammenhänge seinen Platz hätte, solange ist das Kapital gut bedient. Und selbst wenn diese Verschiebung bei manchen nicht ständig und bei anderen überhaupt nicht stattfindet, so gibt es immer noch den Mechanismus Nummer eins. Opposition ist nie mit der einen oder der anderen Form kultureller Herrschaft allein konfrontiert; sie wird in die Zange genommen.

Die übergreifende systemische Funktion populärer Kultur im Kapitalismus ist es, die Subjekte des Kapitals mit ihrer Position in der Ökonomie auszusöhnen. Sie bringt sie nicht dazu, die Herrschaft zu lieben, vielleicht noch nicht einmal dazu, sie zu leugnen. Sie stellt aber genügend Belohnungen in Form von Vergnügen, Flucht oder Identifikation und ausreichend Gelegenheiten zu beschränkter Autonomie durch kanalisierten oder richtungslosen Widerstand zur Verfügung, damit die Unterordnung erträglich wird und wir zum Zwecke einer beschränkten Entlastung immer wieder auf die Kulturindustrie zurückkommen. Die erschöpfte Distanzierung und der Rückzug in oberflächliche Vergnügungen ist eine Form der Versöhnung, der Kampf ohne wirkliche Veränderung eine weitere. Die Subjekte teilen die Verantwortung für die Entwicklung dieser Positionen mit der Kulturindustrie. Wir sind aktiv, nicht passiv in unserer populären Kultur. Es fragt sich aber, zu was unser Handeln geführt hat.

Aus dem Amerikanischen von Claudia Gdaniec

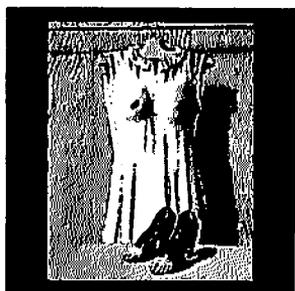
Anmerkungen der Übersetzerin

- 1 Zum kulturtheoretischen Gebrauch dieser Kategorie vgl. im letzten Heft den Beitrag von Susan Willis: »Die Erdbeben- Ausrüstung. Zur Politik des Trivialen«, Argument 189, 735-759, bes. 742f.
- 2 Das amerikanische »corporate« läßt sich nicht ohne weiteres übersetzen. Es bezieht sich auf die Macht großer Konzerne, auf die interne Struktur und die dazugehörige Kultur, aber auch auf die Ideologien, die sie nach außen vertreten.
- 3 Apfelkuchen ist einer der sprichwörtlichen Werte der US- Gesellschaft
- 4 Jerry Falwell ist der Anführer einer rechtsradikalen christlich- fundamentalistischen Bewegung, die neben Fernsehstationen auch eine eigene Universität besitzt.
- 5 MTV (= Music Television) ist ein Kabel-Unterhaltungssender, der am Tag 24 Stunden Popmusik sendet. Die Übertragungen sind keine Sendungen im traditionellen Sinne, sondern Aneinanderreihungen von Videoclips.

Literaturverzeichnis

- Baudrillard, Jean, 1978: Agonie des Realen. West-Berlin
- Edwards, Richard, 1979: Contested Terrain. New York (dt: Herrschaft im modernen Produktionsprozeß. Frankfurt/M., New York 1981)
- Ehrenreich, Barbara, 1983: The Hearts of Men. New York
- Fiske, John, 1986a: Television; Polysemy and Popularity. In: Critical Studies in Mass Communication vol.3, 391-408
- ders., 1986b: Television and Popular Culture: Reflections on British and Australian Cultural Practice. In: Critical Studies in Mass Communication vol.3, 200-216
- Gitlin, Todd, 1987: Television's Screens: Hegemony in Transition. In: D.Lazere (ed.): American Media and Mass Culture: Left Perspectives. Berkeley
- Grossberg, Lawrence, 1984: Strategies of Marxist Cultural Interpretation. In: Critical Studies in Mass Communication vol.1, 392-421
- Jameson, Fredric, 1984: Postmodernism, or the Cultural Logic of Late Capitalism. In: New Left Review 146 (dt: Postmoderne — Zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus. In: A.Huysen/K.Scherpe (Hrsg.): Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Reinbek 1986)
- Pfeil, Fred, 1985: Makin' Flippy-Floppy: Postmodernism and the Baby-Boom PMC. In: M.Davis u.a. (eds.): The Year Left. New York

Frauenformen



FRIGGA HAUG (HG.)
**SEXUALISIERUNG
DER KÖRPER**

FRAUENFORMEN

In der Reihe *Frauenformen* wird nach der sozialwissenschaftlichen Methode der *Erinnerungsarbeit* untersucht, wie Frauen sich in unseren Verhältnissen vergesellschaften. Die beiden Worte *Frauen* und *Formen* wurden zu einem Begriff zusammengesetzt, der auf die fertigen Formen verweist, welche die einzelnen Individuen in jeder Epoche vorfinden und in die hinein sie ihre Persönlichkeiten entfalten können und müssen. Damit sind die eigenen Aktivitäten ebenso in die Untersuchungen einbezogen wie die Bedingungen, die die einzelnen ergreifen: *Formierung* ebenso wie *Selbstformung*. Die Reihe *Frauenformen* umfasst mittlerweile 6 Bände.

Frigga Haug (Hg.):

Erziehung zur Weiblichkeit

AS 45, 208 S. DM 18,50 (15,50 f. Studierende)
Vollständig überarbeitete und aktualisierte Neuauflage

Alltagsgeschichten und Entwurf einer Theorie weiblicher Sozialisation. Das Buch mit dem (nicht nur) die Opfer-Täter-Debatte begann.

Sexualisierung der Körper

AS 90, 208 S. DM 18,50 (15,50 f. Studierende)

»Ein ungemein kluger und nachdenklich machender Bericht über den kollektiven Versuch, die weibliche Sexualität historisch und gesellschaftspolitisch zu definieren.« (Psychologie heute)

F. Haug/K. Hauser (Hg.):

Subjekt Frau

Kritische Psychologie der Frauen 1
AS 117, 192 S. DM 18,50 (15,50 f. Studierende)

Frauen müssen die Familie stürzen, um ihre Persönlichkeit durchzusetzen.

Der Widerspenstigen Lähmung

Kritische Psychologie der Frauen 2
AS 130, 176 S. DM 18,50 (15,50 f. Studierende)

Untersucht wird, wie Frauen ihren Protest gegen Eltern, Schule, Freunde und schließlich gegen sich selbst richten.

Küche und Staat

AS 180, 166 S. DM 18,50 (15,50 f. Studierende)

Wie werden Frauen »politisch« und was hindert sie daran?

Die andere Angst

AS 184, ca. 286 S. DM 18,50

Frauen schreiben über Angsterfahrungen, diskutieren Theorien der Angst und formulieren den Vorschein auf eine andere Welt, die für Frauen bewohnbar wäre.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Kongreßberichte

Toward a Civil Society: Common Dilemmas and Common Perspectives of the European and American Left

Konferenz der Friedrich-Ebert-Stiftung in Washington, D.C., 12. bis 15. September 1991

Das Thema dieser internationalen Konferenz und die »atlantische« Zusammensetzung der dreiundvierzig ReferentInnen (auffallend leider die Unterrepräsentanz von Frauen) waren eine zeitgerechte Wahl. Zum einen bedarf das vielerorts zitierte Konzept »Zivilgesellschaft« genauerer Erörterung, zum anderen scheint es gerade heute angesagt, Linke aus verschiedenen Regionen der westlichen kapitalistischen Metropolen über ihre schwierige neue Situation, ihre Probleme und Chancen, diskutieren zu lassen. Die sechs Themenbereiche (European Socialism and American Social Reform, The Communitarian Approach, The Concept of Civil Society, Social Justice: Theory and Practice, Economic Policy, the Role of the State and The Internationalization of Politics and Economics and the Challenge of Nationalism, Immigration, Ethnic and Minority Conflict) konnten jeweils nur andiskutiert werden.

Im Blick auf die Wandlungsprozesse der zurückliegenden Monate wurde von US-amerikanischer Seite auf zahlreiche Probleme im Lande verwiesen: ökonomische Rezession und Wettbewerbsdefizite, mangelnder Sozialstaat, Wahlenthaltung und Frustration sozialer Bewegungen. Gleichzeitig wurden jedoch Potentiale für progressive Aktivitäten benannt: so fehle nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und anderer real-sozialistischer Staaten (inkl. WVO und RGW) den Konservativen im Westen ein adäquates Feindbild, die Stärke des politischen Gegners solle also nicht überschätzt werden (*Ann Lewis*), die Rechte sei nicht kohärent und hätte zunehmend Integrationsschwierigkeiten (*Amítai Etzioni*). Die Ära Reagan (und Thatcher) sei passé, selbst in den USA seien Tendenzen für einen Wechsel der konservativen Politik zu keynesianischen Instrumentarien und stärkerem Staatsinterventionismus erkennbar (*Dieter Detke*). Die internationale Konkurrenz, insbesondere von seiten Japans, zwingt zu Modernisierungen. Ökonomie wurde als der Hauptfaktor für Veränderungen der sozialen Systeme benannt (*Norman Birnbaum* und *Jean Elshain*). Konsens bestand in der zentralen Bedeutung von »Demokratisierung« für künftige linke Politik, wofür ja auch das Konzept der Zivilgesellschaft stehe. *Chantal Mouffe* schlug vor, auf den Begriff »Sozialismus« zugunsten z.B. von »Radikaldemokratie« zu verzichten, wenn dies (in besonders anti-kommunistischen Ländern wie den USA) dem eigentlichen Ziel einer umfassenden Demokratisierung aller Lebensbereiche, vor allem der Ökonomie, diene. Damit würden die traditionellen Konzepte von Revolution und Diktatur des Proletariats endgültig obsolet (*J. Santamaria Ossorio*). Die Linke müsse darüberhinaus aber ihre eigenen Erfolge sehen (*Ann Lewis* und *Alan Wolfe*) und selbstbewußt die vielfältigen Aufgaben angehen. Ein grundlegendes Defizit der Linken bestehe darin, daß die Industriestaaten zwar zunehmend internationalisiert würden, nicht aber die Linksparteien und Gewerkschaften (*P. Glotz*) — dies lasse sich an der Binnenmarktintegration der EG und der Freihandelsdiskussion in Nordamerika und Mexiko aufzeigen. Deutlich wurde wieder eine gewisse »Vorbildfunktion« west- und nord-europäischer sozialdemokratischer und sozialistischer Politikerfolge (so z.B. der linke parteiunabhängige Kongreßabgeordnete *Bernard Sanders*).

Überall existieren gemischte Ökonomien, »reine Modelle« seien in der Realität nicht auffindbar; relevant sei lediglich das »Mischungsverhältnis«. *O. Kallscheuer* definierte die Aufgabe von Linken als Gegensteuern gegen Dominanzen jeglicher singulärer sozia-

ler Rationalität (Ökonomie, Politik, Wissenschaft, Religion, u.ä.); heute sei dies — mit A. Gorz — die Schaffung von »social limits to imperialism of the economy«. Die Linke müsse diesbezüglich auf Pluralismus und Balance achten, also durchaus auch eine denkbare Dominanz von Politik gegenüber der Ökonomie verhindern. Die zunehmende Fragmentierung von Gesellschaft und Atomisierung von Individuen (*Kallscheuer und Pinkard*) bedürfe eines Pluralismus und erfordere von Linken, die von der Rechten ideologisch besetzten Bereiche wie Familie, Moral, öffentliche Sicherheit (nur Polizei?), Nationalität und Citizenship ernst zu nehmen (*A. Erzioni*). Diese Zusammenhänge wurden von »Communitarians« thematisiert, einer in der US-Linken starken Strömung. Verwiesen wurde diesbezüglich auch auf die Bürgerbewegungen in Mittel- und Osteuropa (*Philip Selznick*). In der lebendigen Diskussion solcher »mikrosozialen« Thesen wurde vor allem die mangelnde Berücksichtigung von Rahmenbedingungen wie Ökonomie, Politik und Staat kritisiert (*E. Altvater, J. Strasser*).

In einem der Hauptreferate skizzierte *Michael Walzer* sein Konzept von »Civil Society« als »setting of settings«, in welchem durch den Staat (mittels Gewalt, Regeln, Staatsknete, etc.) das plurale Nebeneinander verschiedener Ideologien des Sozialen (community, cooperative economy, market, heritage) möglich ist. Also auch hier ein Mix unterschiedlicher Logiken, die innerhalb der sich entwickelnden Zivilgesellschaft existieren und je spezifische Relevanzen haben, die durch diverse Netzwerke (»associational networks«) konstituiert werden. Dies Projekt mache drei Elemente erforderlich: »(1) to decentralize the state, so that there are more opportunities for citizens to take responsibility for (some of) its activities; (2) to socialize the economy so that there is a greater diversity of market agents, communal as well as private; and (3) to pluralize and domesticate nationalism, on the religious model, so that there are different ways to realize and sustain historical identities.« (zit. nach *Dissent*, Spring 1991, 303) Als unzureichend wurde diese Skizze von marxistischer Seite aus ergänzt bzw. kritisiert hinsichtlich der Staatsfrage und der Tatsache, daß Marx eine umfassendere Gesellschaftstheorie geliefert habe (*Kai Nielsen, Terry Nardin* und *Norman Levine*). Eine weiterführende, differenzierte Abgrenzung des Begriffs Zivilgesellschaft gegenüber Staat einerseits und Ökonomie andererseits versuchte *Jean Cohen*, die damit ein Fünfer-Modell kreierte: State — Political Society — Civil Society — Economic Society — Economy. Darauf bezieht sie vier Politikformen (politics of Identity, of Influence, of Inclusion, of Reform).

Eine relativ starke Bedeutung des Staates für die Wirtschaftspolitik sei selbst für die USA seit 1945 und den sechziger Jahren zu konstatieren. Wichtig sei nun der Trend, durch GATT-Politik des Laissez Faire die »mixed economies« zu unterminieren (*Robert Kuttner*). Gemäß einer neuen Studie über politische Partizipation in den USA seien alle Partizipationsformen zurückgegangen außer den Spendenaufkommen; die Aktivierung und Einbeziehung breiterer Bevölkerungskreise in die Politik sei daher für die Linke von fundamentaler Wichtigkeit (»politics of inclusion«). *Jeff Faux* wies auf die Grenzen des »transfer-welfare state« hin und forderte eine Verbindung von Gerechtigkeit und Wachstum — das genau könne durch eine Verbindung von fiskalisch Konservativen und sozial Liberalen (d.h. der Politik der demokratischen Partei der USA) nicht erreicht werden. Neben einer Kritik des Neoliberalismus plädierte *Altvater* für die komplementäre Nutzung sozialer Allokationsinstrumentarien: Markt (»first hand« — in Anlehnung an A. Smiths Begriff der »invisible hand«), Staat (»second hand«) und nicht-marktförmige ökonomische Netzwerke (»third hand«). Besonders von *Charles Sabel* wurde die Trennung von Politik und Ökonomie (auch in der Konferenz) kritisiert und deren neue Verbindung eingefor-

dert. Der frühere Erfolg sozialdemokratischer Politik, die sich derzeit in einer strukturellen Krise befinde, sei hauptsächlich auf »ideas and visions that matched the conception of the people« zurückzuführen (*Michael Piore*). Für künftige Erfolge der Linken müßten wieder die Identitätsstrukturen und Bedürfnisse der Menschen mit den ökonomisch-technologischen Potentialen (ist z.B. »flexible specialization« und »associational socialism« vereinbar? fragte *Jean Cohen*) verbunden werden, soziale und nicht-individualistische Strukturen würden dafür benötigt (dies zeige sich nun auch in den fünf neuen Ländern der Bundesrepublik). *Eric Hobsbawm* nannte für den Bereich der Internationalisierung drei Aspekte der »New World Disorder«: Internationalisierung der Wirtschaft, Ghettoisierung (z.B. in Städten) und globale Massenmigration. Drei Auswege seien aus dieser Problemkonstellation möglich: entweder Abschottung und »Barrikadenbau« durch den reichen Norden/Westen, oder neue Dimensionen von Apartheid ebendort, oder aber eine umfassende Transformation. Auch andere ReferentInnen verwiesen auf die Komplexität und Dynamik von Nationalismus, Ethnie, Kultur und Religion. Der häufig beschworene Begriff »Multikultur« (*Mitchell Cohen*) blieb eher abstrakt, und auch das Konzept »Citizenship« (*Chantal Mouffe*) konnte nur grob umrissen werden.

Zwar wurde insgesamt deutlich, daß all diese analytischen Ansätze und Aspekte irgendwie aufeinander beziehungbar sind, doch wurde ein ernsthafter Integrationsversuch leider nicht unternommen. Es scheint, als würden frühere Themenbereiche der Linken (z.B. Alltagspraxis, Ideologie, Kultur, lokale Politik) noch einmal aufgearbeitet und neu zusammengesetzt. Allerdings sind im Konzept der »Civil Society« einige zentrale gesellschaftliche Rahmenaspekte nicht ausreichend und systematisch berücksichtigt: z.B. die Ökonomie, Staatsfunktionen, Medien, internationale Beziehungen. Damit werden dynamische Faktoren nicht reflektiert, die für die Verfaßtheit und Wandlung von Zivilgesellschaften konstitutiv sind. Gelegentlich kam während der Referate der Gedanke auf, daß sich einige Leute um zentrale Fragen nach Demokratisierung der Wirtschaft und des Staates herumdrücken, weil die Linke derzeit nicht gerade besonders stark und einflußreich scheint. Die Motivation, hier und heute (also in einer Zeit, in der zahlreiche Regionen in kapitalistische Wirtschaftszusammenhänge integriert werden und gleichzeitig eine Krise des Fordismus konstaterbar ist) lieber über zivilgesellschaftliche Themen zu sprechen, wäre dann ein Zurückweichen vor dem derzeitigen Terraingewinn rechter Ideologie in öffentlichen Diskursen und ein Rückzug in Gefilde, die Intellektuellen einen angenehmeren Spielplatz bieten. Verwunderlich war, daß z.B. Gramscis Arbeiten in diesem Feld nicht berücksichtigt wurden; einige inhaltliche Mängel der Konferenz wären damit womöglich überwindbar gewesen. Trotzdem beinhaltet die konzentriertere Auseinandersetzung mit Zivilgesellschaft in emanzipatorischer Absicht das Potential, dortige Zusammenhänge für progressive Praxis zu nutzen und eine Demokratisierung aller Lebensbereiche (also auch: Arbeit) zu forcieren. Gesellschaftliche Phänomene wie Nationalismus, Multikultur, Individualisierung und Religion ließen sich damit besser als soziale Zusammenhänge verstehen. Fazit: die Tagung war sehr fruchtbar und informativ. Es wäre wünschenswert, über diese für progressive Politik fundamentalen Themen über den Atlantik hinweg künftig kleinere, eingegrenztere Veranstaltungen zur Vertiefung durchzuführen. Edgar Göll (Berlin)

Zur Ideologie der Vergeblichkeit

W.F. HAUG

UND DIE
KONSTRUKTION
DES ABSURDEN

ARGUMENT

Wolfgang Fritz Haug

Jean-Paul Sartre und die Konstruktion des Absurden

3., veränderte Auflage

196 S., Ln., DM 28,—

»Die geistige Situation der Zeit an der Schwelle zum dritten Jahrtausend ist durch ungeheure Enttäuschungen gezeichnet. Die Hoffnung scheint zerbrochen, die Verantwortung machtlos. Die beherrschende Figur des Negativen ist die Apokalypse, welche die für sich selbst ungestaltbar gebliebene Weltgesellschaft sich zu bereiten scheint. Die Titanic wird zum Narrenschiff des reichen Drittels der Menschheit.« (Aus der Notiz zur dritten Auflage)

Vor diesem Hintergrund wächst der 1966 in erster, 1976 in zweiter Auflage erschienenen Schrift von W.F. Haug ungeahnte neue Aktualität zu. Zwar scheint der Existentialismus heute passé und Sartres Leben interessanter als sein Werk. Dennoch steht die postmoderne Beliebtheit der Ideologie der Vergeblichkeit näher als der oberflächliche Blick eingestehen möchte. Heute wie damals geht es darum, der Enthistorisierung und Ontologisierung von Bewußtsein und Denken entgegenzuwirken und die konkreten gesellschaftlichen Momente zu bestimmen, in denen die Philosophie sich, als Täuschung und Ent-Täuschung gleichermaßen entfaltet. Haugs Buch ist auf der Höhe der Zeit, weil es, im souveränen Umgang mit dem Material, bestätigt, was der Frankfurter Philosoph Alfred Schmidt anlässlich der Erstausgabe schrieb: »Ein für die Analyse des modernen Bewußtseins wichtiges Buch.«

Über den Autor:

W.F. Haug (geb. 1936), seit 1959 (Mit) Herausgeber der Zeitschrift *Das Argument*, Professor für Philosophie an der FU Berlin, ist Autor zahlreicher Bücher und Aufsätze zu marxistischen und ideologietheoretischen Themen und von bedeutenden Publikationen zur Zeitgeschichte. Zuletzt erschien *Versuch, beim täglichen Verlieren des Bodens unter den Füßen neuen Halt zu gewinnen. Das Perestrojka-Journal*. (Argument-Verlag 1990).

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Besprechungen

Philosophie

Nagl-Docekal, Herta, und Herlinde Pauer-Studer: Denken der Geschlechterdifferenz. Neue Fragen und Perspektiven der feministischen Theorie. Wiener Frauenverlag, Wien 1990 (240 S., br., 34,- DM)

Es ist das Verdienst feministischer Theorie, die Analysekategorie »Geschlecht« als neues Paradigma entdeckt und in den philosophischen Diskurs eingebracht zu haben. Diese grundsätzliche Situierung des Begriffs »Geschlecht« unterscheidet sich erheblich von der bisherigen Weise, die Geschlechterfrage zwar thematisch zu exponieren, aber nicht gleichsam als Frage aller Fragen, der jedes Thema sich stellen muß. Aus der Grundsätzlichkeit, mit der feministische Philosophie den Begriff annimmt, leitet sich die Forderung ab, die traditionelle Philosophie hinsichtlich ihrer Entstehungsbedingungen und ihres Verwertungszusammenhangs neu zu reflektieren. Diese kritische Rezeption bildet eine Säule des höchst anspruchsvollen Projekts feministischen Philosophierens, dessen Zielsetzung in aller Kürze wie folgt umrissen werden könnte: Analyse patriarchaler Denkweisen mitsamt ihrem Potential an Vorurteilsstrukturen und Offenlegung der androzentrischen Perspektive.

Die vorliegende Dokumentation eines Wiener Symposions enthält acht Vorträge von Philosophinnen und Geisteswissenschaftlerinnen aus sechs Ländern. In ihrer Einleitung verweisen die beiden Herausgeberinnen auf die ideologiekritische Orientierung, die die einzelnen Beiträge, trotz aller Unterschiedlichkeit der Positionen, miteinander verbindet: »An der Philosophie sollte in paradigmatischer Weise sichtbar werden, daß Denkmuster der männlichen, i.e. patriarchalischen Alltagswelt den wissenschaftlichen Diskurs vielfach bestimmen, insbesondere auch in latenter Form, so daß sich die beanspruchte Geschlechtsneutralität respektive Allgemeingültigkeit wissenschaftlicher Aussagen nicht selten als falscher Schein erweist.« (7)

Seyla Benhabib versucht eine Einordnung der bisherigen feministischen Auseinandersetzung mit der klassischen Philosophie, die mir besonders wichtig erscheint, weil sie den eigenen Standort selbstkritisch reflektiert. Was für jede geistige Standortbestimmung gilt, gilt selbstverständlich ebenso für feministische Theorie, und zwar, daß sie gegen Verblendung nicht per se gefeit sein kann. Benhabib typisiert verschiedene Rezeptionsweisen, deren angepaßteste Form sie die »Lehre des lieben Vaters« nennt. Diese untersucht die Texte auf Spuren der Einsicht in die Gleichheit und Würde der Frauen und hält die Ideale der Aufklärung durchaus mit den Ansprüchen der Frauenemanzipation für vereinbar. Eine andere Form der Klassiker-Rezeption nennt Benhabib den »Aufschrei der rebellischen Tochter«. Diese orientiert sich an Lacans Bestimmung der Sprache als symbolisches Universum unter dem Gesetz des Vaters und führt die feministische Philosophie an die Ränder des logozentrischen Denkens. Ein weiterer Rezeptions-Ansatz, den übrigens die meisten der Beiträge favorisieren und dem auch sie sich anschließt, heißt »Kritik an der Macht«. Benhabib geht davon aus, daß die Geistesgeschichte den Diskurs der Sieger kodifiziert und die anderen Standpunkte, vor deren Horizont er sich entfalten konnte, im Vergessen versinken. Mit dieser Voraussetzung beleuchtet sie das Bild der Frau und der Familie in der politischen Philosophie Hegels und versucht die Geschichte derer zurückzugewinnen, die die Dialektik übergangen hat.

Ebenfalls mit der erkenntniskritischen Intention eines herrschafts- und politikkritischen Zugangs argumentiert *Christine Kuhlke*. In der Kritischen Theorie sieht sie

zwar die Voraussetzungen gegeben, die Hierarchie der Geschlechter vor dem Hintergrund sozialer Macht und Herrschaft zu denken, doch bleiben sie durch das androzentrisch verblendete Patriarchatskonzept ihrer Vertreter unrealisiert. Auch Frauen sind vor solcher Verblendung nicht gefeit, kritisiert Kuhlke weiter und zitiert die Schriftstellerin Irmtraud Morgner, die in ihrem Hexenroman die Verstrickung auf die treffliche Formel bringt: »Die Frauen leben nicht nur im Patriarchat, es lebt auch in ihnen.« — Um diesem Zirkel zu entgehen, wurde in der feministischen Theorie bisweilen die Notwendigkeit einer spezifischen Moral vertreten, die die Umstände weiblicher Existenz und Handlungsweisen berücksichtigt. *Alison Jaggar* erläutert die Thesen feministischer Ethik und referiert den aktuellen Diskussionsstand, wie er sich in den USA darstellt. — Die Leugnung weiblicher Subjektivität in den Theorien zwei der prominentesten Vertreter der Wiener Jahrhundertwende, Weininger und Freud, spürt *Ingvild Birkhan* nach, während in den anderen Vorträgen geradezu die Suche nach weiblicher Subjektivität aufgenommen wird. So *Diana Cool*, die sich mit der feministischen Definition des Subjekts in den poststrukturalistischen Schriften Julia Kristevas auseinandersetzt, und *Astrid Deuber-Mankowsky*, Mitherausgeberin der Zeitschrift »Die Philosophin«, die die französische Radikalfeministin Claire Démar, welche dem Kreis der St. Simonisten angehörte, vorstellt und kritisiert. Mit ihren Ausführungen über weibliche Renitenz verbindet *Pia Jauch* ein amüsant zu lesendes Plädoyer für feministische Kritik und gegen dogmatische Erstarrung im akademischen Denkgebäude. Sie findet literatur- und philosophiegeschichtliche Beispiele für das Widerstandspotential weiblicher Subjektivität, gleichsam Antizipationen und Ergänzungen neu-feministischer Kritik.

Daß Geschlechterverhältnisse Machtverhältnisse sind, hatte schon die Wienerin Rosa Mayreder gedacht, eine feministischer Theoretikerin der Jahrhundertwende, deren Rezeption und Gedenken die Organisatorinnen des Symposions vermissen lassen. Denn es gibt nicht viele Ahn-Frauen, die der Vereinnahmung durch den männlichen Diskurs widerstanden haben und auf die sich theoretisch berufen läßt. Verständlicher Wunsch der Herausgeberinnen ist der Anschluß an die internationale Debatte, dessen Realisation jedoch nicht mit dem Ignorieren des Nahen oder mit dem Abdruck unübersetzt gebliebener Vorträge in englischer Sprache gewährleistet ist. Dieser von den Herausgeberinnen nicht einmal begründete Sachverhalt schmälert den Wert des ansonsten höchst interessanten Buches. Es markiert eindrucksvoll einen der zweifellos brisantesten Brennpunkte gegenwärtigen philosophischen Denkens.

Ursula Menzer (Hamburg)

Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.): Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1991 (344 S., br., 48,- DM)

Endlich — so läßt der Titel von Nunner-Winklers neuem Buch hoffen — hat es jemand unternommen, die bisher nur verstreut vorliegenden Beiträge zur Debatte um Carol Gilligans These einer weiblichen Moral zusammenzutragen. Bereits 1982 hat Gilligan in ihrem Buch »Die andere Stimme« auf der Grundlage eigener empirischer Untersuchungen zu zeigen versucht, daß es nicht nur *eine* — universalistische —, sondern *zwei* — geschlechtsspezifische — Moralen gibt, die gleichberechtigt nebeneinander stehen: Eine männliche Moral der Gerechtigkeit und eine eigenständige weibliche Moral der Fürsorge (*care*). In der bis heute andauernden Kontroverse vertritt jedoch nicht nur Nunner-Winkler den Standpunkt, daß Gilligans Thesen »differenzierungsbedürftig« sind (21). In ihrem neuen Buch unternimmt sie deshalb den Versuch, »die tatsächliche Komplexität der von Gilligan aufgeworfenen Probleme« im Hinblick auf die

»Art der moralischen Orientierung« und die »Einflussfaktoren im Erwerbsprozeß« sichtbar zu machen (17).

Das Buch beginnt mit zwei etwas in der Luft hängenden Beiträgen von Beryl Lief Benderly und Judith Butler zum Einfluß von Biologie und Sozialisation auf die Geschlechterbildung. Ein schwieriges Thema, das in dieser Kürze nicht sorgfältig genug behandelt werden kann. Der eigentliche Hauptteil ist zweigeteilt: Im ersten Teil setzen sich fünf Beiträge mit der empirischen Gültigkeit von Gilligans Thesen auseinander. Ideenreiche Ausführungen weist dabei vor allem der Beitrag von Rainer Döbert auf. Es folgen zehn Aufsätze zur philosophischen Kontroverse um weibliche Moral. Neben klassischen Texten von Immanuel Kant und Hans Jonas finden sich u.a. Beiträge von Jürgen Habermas und George Sher, aber auch von Peter Singer und Stuart Hampshire. Die Auswahl der Aufsätze ist in mehrfacher Hinsicht wenig überzeugend: Kein einziger der insgesamt 19 Texte (11 von ihnen erstmals in deutscher Übersetzung) ist ein Originalbeitrag. Zudem sind mehrere derart aus längeren Abhandlungen herausgerissen, daß sie in sich nicht mehr schlüssig sind (u.a. Hans Jonas, David Heyd). Vor allem aber stellt Nunner-Winkler den Disput um Gilligan äußerst einseitig dar, obwohl sie selbst schreibt: »Ziel der Auswahl der Beiträge war es, die Spannweite unterschiedlicher ethiktheoretischer Positionen und empirischer Forschungen zu dokumentieren.« (17) Im gesamten Buch bezieht sich jedoch einzig Sandra Harding positiv auf Gilligan, sonst erfährt sie nur Kritik. Und dennoch formuliert Nunner-Winkler fast schon entschuldigend, daß ihre Auswahl »zum Teil vielleicht auch unveröhnbare« (17) Positionen berge — ein Satz, den man sich angesichts des Titels ihres Buches auf der Zunge zergehen lassen sollte!

Unerklärlich wird die Konzeption der »weiblichen Moral« darüber hinaus aus folgendem Grunde: Mehr als die Hälfte der Beiträge insbesondere des philosophischen Teils bezieht sich überhaupt nicht auf Gilligan, zum Teil noch nicht einmal auf die Problematik geschlechtsspezifischer Moral (was u.a. daran liegt, daß sie vor Gilligans »anderer Stimme« verfaßt wurden). Sie behandeln statt dessen allgemeine ethiktheoretische Probleme (Ausnahmen von der Regel, Anwendungsprobleme, Kontextsensitivität etc.). Derartige Fragen stellen sich ohne Zweifel auch im Hinblick auf die Begründung einer weiblichen Moral, hier ist ihre Erörterung jedoch fehl am Platz, sofern sie nicht speziell unter diesem Gesichtspunkt erfolgt. Im Verlauf der Diskussion um Gilligans »andere Stimme« sind entsprechende Beiträge durchaus entstanden, punktuelle Lücken hätten zudem durch neue Abhandlungen geschlossen werden können. Zumindest aber hätten die hier ausgewählten Aufsätze in vergleichenden Diskussionen gegeneinander gestellt und im Hinblick auf die Problematik geschlechtsspezifischer Moral weitergeführt werden müssen.

Die Auswahl der Beiträge verwundert schließlich in einer dritten Hinsicht: Das Faszinierende an der Kontroverse um weibliche Moral ist gerade, daß sie zwar durch Gilligans Ansatz ausgelöst, deren ethiktheoretischer Rahmen aber sehr bald auch überschritten wurde. Die Diskussion verlief m.E. dort besonders fruchtbar, wo Gilligans Thesen vor allem als Auslöser für weiterführende emanzipations- oder sozialisationstheoretische Überlegungen oder auch politisch orientierte Diskussionen genommen wurden. Leider wird dieser Teil der Auseinandersetzung von Nunner-Winkler lediglich in einer Fußnote abgehandelt, wodurch ihr Reiz ein gutes Stück verloren geht.

Letztendlich entsteht der Eindruck, Nunner-Winkler sei mehr an einer — vor allem empirisch argumentierenden — Widerlegung der These der weiblichen Moral gelegen denn an der Darstellung dieser überaus spannenden Kontroverse. Dadurch werden weder die Möglichkeiten und Implikationen der These genutzt noch wird jenen, die auf Grund des Titels auf einen ersten Überblick über fast zehn Jahre konstruktiven

Streit hoffen, der Zugang erleichtert. Auch den mit der Diskussion bereits Vertrauten wird wenig Neues geboten. So weist Nunner-Winkler zwar darauf hin, daß Gilligan ihre Thesen in jüngster Zeit differenziert und insbesondere die strikte Geschlechterbindung der zwei Moralien überdacht habe. Sie wählt auch einen neueren Aufsatz von Gilligan, der diese Entwicklung andeutet, muß aber selbst zugeben, daß »dieser Differenzierung nicht explizit Rechnung« getragen wird (23). Vor diesem Hintergrund wird auch klar, warum Beiträge, die die Diskussion als solche weiterführen, vergeblich gesucht werden müssen.

Zusammenfassend kann also nur festgestellt werden, daß Nunner-Winkler zwar das Verdienst zukommt, einige Texte zur Debatte um weibliche Moral erstmals in deutscher Sprache vorgelegt zu haben. Ihre Zusammenstellung wird jedoch weder dem eigenen Anspruch gerecht, »Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik« in ihrer Spannweite zu dokumentieren, noch gelingt es die »tatsächliche Komplexität« der Thesen Gilligans sichtbar zu machen. Ihre Textauswahl ist somit vor allem Fundament und Anregung für den Einstieg in die weitere Debatte um weibliche Moral.

Florian Fischer (Aachen)

Die Untersuchung erfolgt von zwei Seiten: zum einen wird in theoretisch-philosophischer Absicht nach der Denkmöglichkeit (Widerspruchsfreiheit) zweier gleich ursprünglicher Moralorientierungen (»männliche« Gerechtigkeitsmoral und »weibliche« Fürsorgemoral) gefragt — zum anderen wird von Seiten der Erfahrungswissenschaften die deskriptive These unterschiedlicher Moralorientierungen überprüft und gegebenenfalls auf Unterschiede im Erwerbsprozeß zurückgeführt.

Einleitend stellt die Herausgeberin Gilligans »Konstruktion geschlechtsspezifischer Moralorientierungen« in systematisch-konzeptualisierter Form vor, was Gilligan selbst nicht explizit getan hat. Demnach hat die These einer geschlechtsbedingten Affinität (Vorliebe) für entweder die Gerechtigkeits- oder die Fürsorgeorientierung zwei Implikationen: »zum einen ist unterstellt, vorfindliche moralische Orientierungen ließen sich auf eine Zweiertypologie reduzieren, wobei Rigidität und Gerechtigkeitsorientierung bzw. Flexibilität und Fürsorglichkeitsorientierung jeweils eine unauflöslche Verbindung eingegangen sind. Zum anderen muß angenommen werden, daß es einen universellen Entwicklungsmechanismus gibt, der die Verknüpfung von Geschlechtszugehörigkeit und Moralorientierung erklärt.« Das Ergebnis der hier dokumentierten Diskussion nimmt Nunner-Winkler in ihrer Einleitung vorweg. »Gilligans These von den 'zwei Moralien' stelle eine doppelte Reduktion dar: Eine Reduktion im Hinblick auf die Vielfalt moralischer Orientierungen und eine Reduktion im Hinblick auf die Vielfalt möglicher Faktoren, die im Prozeß des Erwerbs einer moralischen Orientierung eine Rolle spielen.« Ob nachweislich gelebte oder rein theoretisch konzeptualisierte Moralorientierungen — die inhaltliche und formale Bestimmung beider Entwürfe läßt sich demnach ebensowenig auf eine Zweiertypologie reduzieren wie sich der Erwerb moralischer Orientierungen auf universelle Erklärungsmuster (wie z.B. das Geschlecht) zurückführen läßt.

Eingeleitet werden die beiden Hauptteile durch zwei Aufsätze, von denen einer aus biologischer Perspektive (*B.L. Benderly*) und der andere aus soziologischer Perspektive (*J. Butler*) die Bedeutung von männlich bzw. weiblich zu bestimmen bemüht ist. Die Beiträge des folgenden ersten Hauptteils diskutieren die empirische Grundlage. Dabei geht es um die Beantwortung der Frage, ob sich in der moralischen Argumentation Geschlechtsunterschiede nachweisen und wenn ja, wie sie sich erklären lassen. Eröffnet wird dieser Teil durch einen Beitrag von *C. Gilligan*, in dem sie ihre These von den zwei Moralien mit Blick auf ihre inhaltliche Unterschiedenheit (Gerechtigkeit

& Fürsorge) erneut erhärtet und mit Blick auf die Kopplung von Geschlecht und Moral entschärft. Der »empirische Zusammenhang« stellt sich so dar, daß Männer faktisch »häufiger« die Gerechtigkeitsperspektive einnehmen, wohingegen Frauen die Fürsorgeperspektive bevorzugen. Es folgen zwei Beiträge (*D. Nails* und *L. J. Walker*), in denen Gilligan eine einseitig hypothesenbestätigende Materialauswahl nachgewiesen und die These von der Geschlechtsgebundenheit der Moral auf der Grundlage eigener Interviewauswertungen zurückgewiesen wird. Mehr auf die inhaltliche Problemstellung bezogen sind die beiden Beiträge von *G. Nunner-Winkler* und *R. Döbert*, die übereinstimmend feststellen, daß die der weiblichen Moral zugesprochene (formale) Kontextsensitivität weniger vom Geschlecht abhängt als vielmehr von der persönlichen Betroffenheit und daß die (inhaltliche) Orientierung an Bedürfnissen und Verantwortlichkeiten ebenfalls nicht geschlechtsgebunden ist, sondern abhängt von »Rollendefinitionen und subkulturellen Normierungen«, die nicht notwendig, aber kontingent geschlechtsorientiert sein können. Der erste Hauptteil endet mit einem Artikel von *S. Harding*, der Unterschiede im Erwerbsprozeß moralischer Orientierungen auf Macht bzw. Ohnmachtpositionen in Herrschaftsstrukturen (die nicht notwendig an das Geschlecht gebunden sind) zurückführt.

Der eher philosophisch orientierte zweite Teil des Buches wird durch einen Beitrag von *G. Sher* eingeleitet, der Parallelen zwischen der Kontroverse »Gerechtigkeit vs. Fürsorge« und der tradierten Kontroverse zwischen dem Typus einer deontologischen und dem einer teleologischen Ethik aufzeigt. In einem ersten Unterkapitel zur Frage der Vereinbarkeit beider Orientierungen folgen Beiträge von *W.K. Frankena*, *J. Habermas* und *H. Jonas*, die in dem Punkt übereinstimmen, daß sich beide Orientierungen nicht gegenseitig ausschließen, wovon Gilligan ausgeht, sondern sich ergänzen. Kontrovers bleibt die Anwendungsseite, die von *P. Singer*, *D. Heyd*, *Th. E. Hill* und *Chr. Hoff Sommers* diskutiert wird. Die Beiträge differieren in der Beurteilung des Grads der Verbindlichkeit positiver Pflichten. Das Spektrum der Meinungen reicht von Heyds Modell einer Minimalmoral, derzufolge positive Pflichten überhaupt nicht verbindlich sein können, bis hin zum Singerschen Rigorismus, demzufolge die Nichteinhaltung positiver Pflichten der Hilfeleistung genauso unverantwortlich sein kann wie die Nichtbefolgung negativer Pflichten, d.h. die aktive Schädigung anderer. Der zweite Hauptteil endet mit drei unterschiedlichen Stellungnahmen zur formalen Bestimmung von Moral. Die Toleranzbreite hinsichtlich der Zulässigkeit von Ausnahmen reicht vom generellen Verbot von Ausnahmen (*I. Kant*) über die Spezifizierung der Umstände (*B. Gert*) bis hin zur Ablehnung generell verbindlicher Verpflichtungen (*S. Hampshire*).

Die Zusammenstellung der Beiträge ist orientiert an dem von Kittay/Meyers (1987) hrsg. Sammelband »Women and moral theory« und entlang Nunner-Winklers Deutung der Fürsorge als Moralverständnis, welches »positive Pflichten extensiv interpretiert«. Eben deshalb und aufgrund von Nunner-Winklers systematischer Strukturierung der Debatte empfiehlt sich die Lektüre, die allerdings nicht leicht ist.

Eva-Maria Schwickert (Berlin)

Bockel, Rolf von: Philosophin einer »neuen Ethik«: Helene Stöcker (1869-1943). Bormann & von Bockel, Hamburg 1991 (91 S., br., 19,80 DM)

Von Bockels Erkenntnisinteresse konzentriert sich mehr auf Stöckers Wirken als auf ihr persönliches Leben. Wer sich besonders für letzteres interessiert, dem sei die Lektüre der ebenfalls 1991 erschienenen Biographie von Christel Wickert im Bonner Dietz-Verlag empfohlen.

»Die 'neue' Ethik war im eigentlichen Sinne kein Programm mit festen Vorstellungen

gen darüber, wie das Miteinanderleben der Menschen, besonders in sexuellen Partnerbeziehungen, zu regeln sei«, sondern mehr eine »auf den Menschen und sein selbstbestimmtes Handeln« hin orientierte »Utopie«. Konzeptionell verband Stöcker — Nietzsche folgend — ihre Kritik an der wilhelminischen Doppelmoral mit einer von der Romantik geprägten Utopie eines »neuen Menschen« mit »ausgeprägter Liebesfähigkeit«. »Natürliche sexuelle Beziehungen« so Stöcker 1905, sind erst dann realisierbar, wenn »ein würdiges Verhältnis zwischen Frau und Mann« entstehen kann, was sowohl die »pekuniäre Unabhängigkeit« als auch die »intellektuelle Schulung« der Frau voraussetzt. Wegen der sich ständig »verändernden Einsichten in die Entwicklung des Menschen«, in die »Zusammenhänge zwischen geistigen und wirtschaftlichen Faktoren« forderte Stöcker die »Mithilfe der Wissenschaften, um zu einer neuen Ethik zu gelangen«. Unkonventionell ist Stöckers Ethik, soweit sie mit traditionellen Wertorientierungen des 19. Jahrhunderts bricht. So tritt sie z.B. schon 1893 für eine umfassende Reform der herrschenden »Sexualmoral« ein, für die Straffreiheit der Abtreibung, die gesetzliche Anerkennung der Ehe ohne Trauschein (sie selbst lebte 26 Jahre unverheiratet mit einem Rechtsanwalt zusammen) sowie ab 1899 für das Frauenwahlrecht, Schulen für Mädchen und vieles mehr. Dieses mehr frauenpolitische Engagement wandelt sich mit der Erfahrung des Ersten Weltkriegs in ein eher friedenspolitisches. In pazifistischen Organisationen tritt sie z.B. für die Abschaffung der Reichswehr, die Verweigerung des Kriegsdienstes und für Formen des gewaltfreien Widerstandes (Gandhi) bis hin zu Massenboykott und Generalstreik ein. Am »radikalen« Pazifismus hielt sie auch in der NS-Zeit fest. Mit dem Argument, »nicht das *Recht*, sondern das *Leben* müsse im Mittelpunkt einer internationalen Rechtsordnung stehen«, forderte sie »grundsätzlich die Ächtung jeder Form von Krieg«, womit sie harsche Kritik auf sich zog. Denn auch Teile der Friedensbewegung verlangten angesichts der Bedrohung des Friedens durch den Nazismus die militärische Einkreisung Deutschlands.

Die »neue Ethik« wird im Rahmen der Biographie Stöckers chronologisch entfaltet. Diese Methode macht die Wechselwirkung zwischen theoretischen Überlegungen und der eigenen Lebenserfahrung deutlich. Ihre Vorstellung von Ethik entwickelt Stöcker in Auseinandersetzung mit ihrem religiös geprägten Elternhaus, der rechtlichen Ungleichbehandlung als Frau (der Eintritt in die Universität wurde ihr noch 1894 verwehrt, politische Rechte für Frauen gab es nicht) und der leidvollen Erfahrung des Krieges. Parteipolitisch hat sich Stöcker nie gebunden. Nach der Bewilligung der Kriegskredite durch die SPD im August 1914 wechselte ihre Sympathie in Richtung USPD. Allerdings kritisierte sie deren Billigung revolutionärer Gewalt, was sie neben grundsätzlicher Kritik am historischen Materialismus und obwohl sie sich selbst gern als »ethische Sozialistin« bezeichnete, in ein distanziertes Verhältnis auch zur KPD und zu einer Haltung der »kritischen Sympathie« für die Entwicklung in der Sowjetunion« brachte. Als Frauenrechtlerin und Pazifistin gehört Helene Stöcker zu denjenigen »Köpfen« unseres Jahrhunderts, deren Denken auch heute noch kaum an Aktualität verloren hat.

Eva-Maria Schwickert (Berlin)

Walter Benjamin 1892-1940. Katalog zur Ausstellung des Theodor W. Adorno Archivs Frankfurt am Main in Verbindung mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar. Bearbeitet von Rolf Tiedemann, Christoph Gödde und Henri Lonitz. Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar 1990 (359 S., br. 32,- DM) (zit. A)

Brodersen, Momme: Spinne im eigenen Netz. Walter Benjamin — Leben und Werk. Elster Verlag, Bühl-Moos 1990 (348 S., Ln., 58,- DM) (zit. B)

Benjamin-Zitate zieren heute graue »Flugis« aus der »Autonomen«-Szene ebenso wie Hochglanzdrucke der Verwalter der Offizialgeschichte. Den einen legitimiert er *ihren* Ausnahmezustand, das »brennende Auto« und die »Barrikade«, die anderen beschlagnahmen ihn für ihre Geschichte vom Standpunkt der Sieger. Die vorliegenden Publikationen vermeiden Musealisierung ebenso wie unvermittelte Aktualisierung. Sie präsentieren eine Biographie, die die Gegenwart zwar nicht in eine kritische Lage zu bringen vermag — darin befindet sie sich bereits —, aber auch nicht an jener Form der Erinnerung teilnimmt, die Vergessen organisiert. Benjamin fügt sich nicht ohne Gewalt der Tradierung als deutsches Kulturgut und der Einschreibung in die akademische Fachgeschichte. Und ihn in jenen marxistisch-leninistischen Kanon aufzunehmen, mit dem es jetzt zu Ende ist, wurde erst gar nicht versucht.

Brodersens bibliophiler, mit Porträtfotografien, Handschriften, Umschlaggrafiken, zeitgeschichtlichen Dokumenten u.a. reich bebildeter Band versucht die biographischen Entstehungszusammenhänge der Werke zu verdeutlichen, die selbst nur durch knappste Referate repräsentiert werden. Folgende Zäsuren, in denen jeweils Lebens- und Theoriegeschichtliches zusammenfällt, seien hervorgehoben: der Erste Weltkrieg: Bruch mit seinem Lehrer Gustav Wyneken, der 1914 eine Lobrede auf den Krieg gehalten hatte (B 83f; vgl. A 46f), Beginn eigenständiger theoretischer Arbeit (mit Kommentaren zu Hölderlin-Gedichten; B 85); Bekanntschaft mit Asja Lacis und erste Einsicht in die »Aktualität eines radikalen Kommunismus«, Scheitern der Habilitationspläne (1924/25), Ehescheidung und Intensivierung der marxistischen Arbeiten (1929/30), Beginn des Exils und Wiederaufnahme der Arbeit am Passagenwerk (1933/34), die Thesen *Über den Begriff der Geschichte*, Flucht und Selbstmord (1940).

Der Ausstellungskatalog durchbricht die Chronologie von Leben und Werk, die er um ein Kapitel über die »beginnende Nachgeschichte« (Kap.XV; Adorno, Scholem, Misac) erweitert, durch systematische Gruppenbildungen. Den zahlreichen »Freunden« (IV und VIII) stehen »drei Frauen« gegenüber (VII): die Schriftstellerin Dora Polack, Benjamins Frau, die dem George-Kreis nahestehende Bildhauerin Julia Cohn und die bolschewistische Theaterregisseurin Asja Lacis. Jeweils ein Kapitel widmet sich der Übersetzertätigkeit (VI), den Reisen (IX), der Beziehung zum Institut für Sozialforschung (XIII), deren ganze Problematik — im Unterschied zu Brodersen — allerdings übergangen wird. Dazu thematische Vertiefungen zu Benjamins Beschäftigung mit Kafka (XI) und — von Brodersen ausgespart — zum Passagenwerk (XII). Der Anhang bringt Gedichte auf Benjamin (u.a. von Anders, Brecht und Hanna Arendt) und einen Artikel von Charles S. Costa von 1979 »Zwischen Nazis und Franquisten«, der »etwas vom Atmosphärischen jener späten Septembertage des Jahres 1940 in Port-Bou«, als sich Benjamin auf der Flucht das Leben nahm, vermitteln soll (A 349). Daß der Katalog nicht, wie die »normale« Biographie, auf Narration angewiesen ist, sondern immer wieder neu ansetzen kann, verleiht ihm eine gewisse Leichtigkeit und Transparenz. Eine Zeitafel mit den wichtigsten politischen und biobibliographischen Daten, wie bei Brodersen, wäre hilfreich gewesen.

Brodersen gelingt es, insbesondere den frühen Benjamin, sein Engagement in der Jugendbewegung und seine Studienjahre (1912-1919) mit der entscheidenden Zäsur des Ersten Weltkriegs plastisch werden zu lassen, während der Katalog mehr Gewicht auf den späten, »materialistischen« Benjamin legt. Standpunkt und Perspektive gewinnen sie jedoch in der jeweils anderen Phase. Für Tiedemann u.a. ist es die »Erfahrung geistiger Autonomie« des Wyneken-Anhängers, für dessen intellektuelle Entwicklung die

»Unbedingtheit« des Geistes bestimmend wurde (A 36). Brodersen dagegen kritisiert den »gesellschaftspolitischen Idealismus« (B 51) des jungen, geistesaristokratischen Benjamin. Ihm zeigt er sich, z.B. im Tagebuch seiner ersten Italienreise, als »ein ziemlich verwöhnter, reaktionärer, bornierter, sehr *deutscher* junger Mann« (B 46). Noch Benjamins erste Versuche, die deutsche und europäische Nachkriegssituation zu begreifen, vermitteln Brodersen den Eindruck, »hier gebe jemand Beobachtungen ... zum besten, die aus der Belegung seiner Villa im Grunewald gemacht wurden« (B 120). »Einsichten in die Ursachen des sozialen Elends stellen sich ihm erst allmählich ein, vor allem auch auf dem Hintergrund der eigenen Lebenssituation.« (B 46) Brodersen versucht Benjamin zu entmystifizieren. Er läßt auch »gewisse negative Charakterzüge« (B 108) sichtbar werden und streut gelegentlich Kritik ein (z.B. an Benjamins »Schweigen« im Krieg, B 101, an der Übersetzungstheorie, B 125), der sich Tiedemann u.a. völlig enthalten. Bei beiden vermißt man jedoch eine Reflexion über Möglichkeiten und Grenzen ihres Genres. Wie sind Lebens-, Werk- und Zeitgeschichte in ihrem Zusammenhang überhaupt darstellbar? Was heißt es eigentlich, eine Biographie zu »vergegenwärtigen«? Verlangte dies nicht, daß die Darstellung auf Distanz geht und sich vergewissert, daß sie es mit einer mehrstelligen Relation von Epochen zu tun hat: Benjamin als für uns historischer Gegenstand mit seinen historischen Gegenständen und *unserem heutigen Interesse* daran. Benjamin sozusagen als unseren Baudelaire nehmen, nur dann kann, wie er es gefordert hat, die historische Darstellung zur »Selbsterkenntnis« der eigenen Epoche der Darstellenden beitragen. Und heiße das nicht, gerade die problematischen Punkte, die theoretischen »Spannungen« (mit Benjamin zu sprechen), zum Ausgang auch für die biographische Konstruktion zu machen? Etwa Benjamins Kritik der akademischen Wissenschaft und Philosophie, seine Nähe und Distanz zur Konservativen Revolution, das Verhältnis des esoterischen, theologischen zum politischen, marxistischen Benjamin. Nicht daß die Beantwortung dieser Fragen zu verlangen wäre, aber sie könnten die Gesichtspunkte auch der biographischen Physiognomie bilden, die beide Bücher zeichnen, und ihr schärfere Konturen verleihen.

Auch ist das gelieferte Material nicht immer ausreichend. Weder Tiedemann u.a. noch Brodersen thematisieren etwa Benjamins Verhältnis zu Carl Schmitt. Brodersen streift immerhin die Problematik von Benjamins Beziehung zu Stefan George und der George-Schule, der er sich in »gewisser Weise« (B 139) zugehörig verstand und deren »Faszination er sich nie völlig zu entziehen vermochte, deren Gefährlichkeit ihm aber mit dem Fortgang der historischen Ereignisse immer deutlicher werden sollte« (B 127). Hier hätte man sich eine kurze Skizze der epochalen Konstellation gewünscht, die den gemeinsamen Hintergrund sowohl für Benjamin wie auch für die philosophischen und literarischen Repräsentanten der konservativen Revolutionäre: Weltkrieg, russische Revolution, Krise der bürgerlichen Hegemonie und krisenhafte Demokratie, Faschismus, Stalinismus. Alles dies wird natürlich erwähnt, nicht aber nach der *theoretischen Verarbeitung* und den Auswirkungen für die *Theorieform* gefragt. Immerhin spricht Brodersen davon, daß die Erfahrung des Krieges Benjamin zu einer »Politisierung« (B 197) genötigt hat und ihn über die »gesellschaftliche Stellung, Bedeutung und Aufgabe des Intellektuellen« (B 197) nachdenken ließ — und zwar auf dem Niveau des damaligen kulturellen High-Tech. Diese Reflexion auf die Produktionsverhältnisse und Produktivkräfte ist ein Differenzpunkt zur konservativen »Kulturkritik« und führte Benjamin zu neuen Formen der theoretischen Produktionsweise, die sie — im Unterschied zu den konservativen Revolutionären — für Herrschaft dysfunktional machen sollten. So plump diese Unterscheidung sein mag, sie ist es, die das Verhältnis von links und rechts auch in der Theorie *asymmetrisch* macht. Schließlich ging es Benjamin darum, neue Begriffe einzuführen, die »für die Zwecke des Faschismus vollkom-

men unbrauchbar« sind (VII, 350), was letztlich verlangte, am »Abbau der philosophischen Terminologie« (Briefe 726) zu arbeiten, die Philosophie-Form des abstrakten Wissens zu verlassen, statt ihre ideologische Macht zu restituieren. (Notiz am Rande: 1930 plante Benjamin eine »Lesegemeinschaft unter Führung von Brecht und mir« mit dem Ziel, »den Heidegger zu zertrümmern«, A 192; Briefe 514). Es genügt also nicht, bloß den anti-systematischen Charakter von Benjamins Denken, seine »offene Form«, die für Brodersen Benjamins Begriff der »Porosität« »verbirgt« (B 159), sondern dessen Mehrfachartikulation herauszustellen: seine Verarbeitung der Modernisierungskrisen in der Opposition zum Faschismus und der Positionierung im Marxismus.

Damit ist natürlich das Verhältnis von theologischem und historisch-materialistischem Moment angesprochen. Beide Bücher kommen nicht über z.T. widersprüchliche Andeutungen hinaus. Ähnlich Scholem, der bei Benjamin nur eine Annäherung an die kommunistische »Phraseologie« sehen konnte (Briefe, 526), handelt es sich für Brodersen lediglich um eine Frage der »Terminologie« (B 197). Den früheren Anschauungen werde marxistisches Vokabular »übergestülpt« (B 204). An anderer Stelle dagegen spricht er, nun mit Benjamins eigenen Worten, vom Versuch, »extreme Positionen miteinander zu verknüpfen« (B 204), dann wieder ist von einer »Absage an die metaphysischen Grundlagen seines Denkens« (B 156) und vom »unwiderruflichen Bruch mit der bis dahin geübten Esoterik« (B 156) die Rede. Bei aller Widersprüchlichkeit ist die Empfehlung Brodersens deutlich: es soll nicht von der »marxistischen Wende« Benjamins gesprochen werden (ebd.).

Tatsächlich hielt Benjamin noch als Marxist am »theologischen Sinn« seiner Forschung fest. Doch gerade dieser führte »wissenschaftlich und menschlich« zur »*haltung des Materialisten*« (Briefe 524) — und zur Kritik des »Vulgärmarxismus«, des Marxismus als »Bekenntnis« (wofür u.a. Bucharins 'ABC' stand). Weder Brodersen noch Tiedemann u.a. machen sich diese Differenzierung zunutze.

Benjamin hat hinsichtlich der Spannung zwischen »metaphysischer Grundrichtung« (Briefe 523; A 195) und »Betrachtungsweise des dialektischem Materialismus« (ebd.) von den »zwei Enden« eines »Bogens«, mit denen er es »zugleich« zu tun habe, »nämlich dem politischen und dem mystischen« (A 238; Briefwechsel Scholem, 177) gesprochen. Es hilft nicht, dieses Bild zum x-ten Mal zu zitieren. Was ist die spezifische Leistung dieses Bogens, welcher Pfeil kann damit abgeschossen werden, worauf zielt und was trifft er? Diese Frage nach den theoretischen Innovationen und Interventionen Benjamins bleibt ungestellt — vielleicht, weil sie auf ein schwieriges und hoffnungslos inaktuelles Terrain führt: Benjamins *metaphysischen Marxismus*. Nur wenn diese Artikulation historisch genommen wird, kann sie wirklich ihre »Aktualität« entfalten. »Es heißt, das Problem nur anders wenden, wenn man die Frage aufwirft, was Baudelaire nötigte, der radikalen Absage an die Herrschenden eine radikal-theologische Form zu geben.« (I 525) Thomas Weber (Berlin)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Choluj, Bozena: Deutsche Schriftsteller im Banne der Novemberrevolution 1918. Bernhard Kellermann, Lion Feuchtwanger, Ernst Toller, Erich Mühsam, Franz Jung. Deutscher Universitäts-Verlag, Wiesbaden 1991 (226 S., br., 44,- DM)

»Sekundärliteratur«, also eine aus vier, fünf Werken der schönen Literatur »herausgelesene« neue Darstellung ist offenbar so ernstzunehmen und lohnend wie die Fragestellung, unter die sie ihre primären Werke rückt. Diese selbst mögen so heterogen

sein wie in der schroffen Politisierung der Literatur 1919 bis 23 unvermeidlich, sie mögen so vergessen sein (und es trotz der »Rettungs«-Bestrebungen vermutlich bleiben) wie Feuchtwangers früher »Dramatischer Roman« und Mühsams Drama »Judas«: Interessant wird die Arbeit durch die historischen und theoretischen Linien, die sie selbst hineinträgt, mehr jedenfalls als durch die Funde, die sie in diesen Werken macht.

Die Dissertation der Warschauer Germanistin Chojuj zielt auf einen weiten und sehr signifikanten Zusammenhang, der von der Geschichte gegeben und doch in der Geschichte nie richtig verwirklicht war: die theoretischen und in drei Fällen auch tentativ-praktischen Vorstellungen dieser Intellektuellen von der Revolution. Sie formuliert ein großes Problem, das die Gedanken bereits vor der Formung zu Werken betrifft und sich dann in den literarischen Konstellationen niederschlägt: Wie konnte die von Intellektuellen (obzwar noch ganz anderen als diesen) ausgearbeitete Konzeption einer »Revolution« praktische Wirksamkeit erlangen, wozu ein anderer Einsatz als der von Intellektuellen gehört (hätte)? Aus der Phase vor ihren fünf männlichen Autoren und deren unterschiedlich weit tragendem politischen Denken schaut Rosa Luxemburgs und danach Hannah Arendts Revolutionskonzept hervor. In deren Licht stellt Chojuj eine klare These auf: Sowohl die Liberalen und Humanisten wie die zum Anarchismus neigenden Sozialisten (und Toller als der hierfür wichtigste Zeuge gewissermaßen zwischen ihnen) wurden durch die Beobachtung der stattfindenden Revolution und durch ihre strategisch-literarischen Antworten auf sie dazu gebracht, eine wirkliche Umwälzung der Gesellschaft immer weniger in der gewaltsamen Veränderung der Machtverhältnisse und immer stärker in der Umorganisation der gesellschaftlichen Beziehungen zu suchen. Die These wird mit klarem Bewußtsein der Verantwortung sowohl vor der behandelten historischen Epoche mit ihren unvermeidlichen Härten wie vor den behandelten Autoren und ihren so ungleich gewichtigen Werken entwickelt. Sie wird in prägnanten, ökonomisch dosierten Interpretationen entfaltet, mit einer Fülle von ebenfalls gut gerafften Informationen zur politischen Theorie, zum Stand und zur damaligen theoretischen Diskussion des Klassenverhältnisses, des Kultur- und Literaturpotentials, der Geschlechterbeziehungen und der Verantwortlichkeit von Individuen untermauert. Die Arbeit ist dabei in vorzüglichem Deutsch mit minimalen Fehlern geschrieben, und in der Weiträumigkeit ihrer Anlage, in der Nüchternheit der Durchführung läßt sich in etwa der Doktorvater dieser Arbeit, Karol Sauerland, ahnen.

So guten, praktischen und tatsächlich ergiebigen »Gebrauch« Chojuj von der Literatur macht, an manchen Stellen wünscht man sich doch die Werke als Fiktionen genauer gewürdigt. Ist Feuchtwangers »Thomas Wendt« schon ein echter Roman vom »Typ Feuchtwanger« mit seinen verrucht-faszinierenden Umschlägen der entgegengesetzten Motivierungen ineinander, oder durch welche Schwächen oder Längen ist er es nicht, oder nicht ganz? Wenn am Schluß Arendts Theorie noch wie zu Beginn als der »klarere« Ausdruck des Problems gilt: War dann der Durchgang durch die fünf Temperamente und ihre Brechung der zeitgenössischen Wirklichkeit nur eine Verunklarung, die schließlich säuberlich wieder abgezogen werden kann? Der interessanteste der fünf Autoren ist sichtlich Jung, dessen psychoanalytischer und schroff selbstkritischer Revolutionsbegriff, dessen Suche nach einer neuen Strategie für das zwangsläufig nicht solidarische Proletariat hier in einen wichtigen, die Brisanz erhellenden Rahmen gestellt wird. Lassen sich aber seine theoretische wie praktische Sprunghaftigkeit, seine wilden Aktionen, seine politischen Abenteuer reduzieren auf Fragen seiner Anschauung und Partezugehörigkeit? Ist seine dialogische und soziale Philosophie in ihrer Radikalität erfaßt, wenn seine Unleidlichkeit gegenüber allen Freunden und Mitstreitern, auf die er zugleich leidenschaftlich angewiesen war, nicht ebenso ernstge-

nommen wird? Jede zielstrebig argumentierende Arbeit ist natürlich durch einen Autor wie Jung überfordert. Um so dankenswerter, daß Chohuj nicht vor ihm zurückgeschreckt ist. Noch schärfer und provozierender aber hätte der neue, einer nicht zu berechnenden gesellschaftlichen Praxis ausgelieferte Revolutionsbegriff werden können, wenn sie hier weniger geschichtsphilosophisch zielbewußt verfahren wäre und den ganzen Skandal eines zutiefst unordentlichen Revolutionärs hätte wirken lassen.

Gerhard Bauer (Berlin)

Hotho-Jackson, Sabine: Zwischen Tradition und Moderne. Geschichte bei Virginia Woolf. Carl Winter Universitätsverlag, Heidelberg 1990
(X, 390 S., br., 148,- DM, Ln., 175,- DM)

Die Autorin geht in einem zweisträngigen Zugriff von einem »produktiven Dualismus« (5) von Traditionalität und Modernität im Romanwerk einerseits und Woolfs »Suche nach einem affirmativen Orientierungsprinzip« (13) in der Geschichte andererseits aus, von der die Tagebücher zeugen. Die damit getroffene Vorentscheidung, Werk und Leben als gleichartige Größen zu thematisieren, Essays, Tagebücher und Romane auf eine Stufe zu stellen, paßt zwar zu Hotho-Jacksons Vertrauen auf referenzarme Begriffe wie »historical sense« (11) oder »Substanz der Geschichte« (108), führt aber zur Vernachlässigung der philologischen Grundregel, Konzepte in einem Text zunächst als immanente, je spezifisch gefüllte zu untersuchen. Am Kreuzungspunkt der beiden Stränge formuliert Hotho-Jackson als ihr Thema die Untersuchung des Zusammenhangs von Geschichte als »Text« und als »Seinskategorie« (10); es wird näher bestimmt als die Suche nach der Widerspiegelung des »spezifischen Standorts« Woolfs in ihrem »Geschichtsdenken« (13). Die »doppelte Bedingtheit« dieses Standorts durch die »Individualität des Betrachters« und die »Historizität seines Standpunktes« (12) sei Woolf dabei bewußt. Mit dieser Unterscheidung wird die Geschichtlichkeit der Individualität ausgeblendet und die »Konservativität« eingeführt, die Hotho-Jackson im Werk Woolfs zeigen will, und die sie mit »Traditionalität« (13) gleichsetzt, ohne auf die zeitgenössische Konjunktur konservativ-revolutionären Denkens zu achten. Die mangelnde konzeptionelle Integration der Frage, »ob und inwieweit (Woolf) auch über Geschichte als ästhetisches Medium, über die Vermittlungsprobleme der Geschichte nachdenkt« (14), wird im Fortgang der Arbeit nicht überwunden, wiewohl sie von der Sache her an vorderste Stelle gehört hätte. Neben den Essays stellt Hotho-Jackson *Between the Acts* und *Orlando* wegen ihrer Zugehörigkeit zum Genre »Historischer Roman« in den Mittelpunkt der Untersuchung. Damit werden Texte wie *To the Lighthouse* ausgelassen, die, nicht zuletzt ihrer radikalen Artikulation des Verlusts jeden »Sinnzusammenhang[s] in der Zeit« (9) wegen, den von Hotho-Jackson in Frage gestellten Ruf Woolfs als Protagonistin der literarischen Moderne begründet haben.

Das »viktorianische Erbe« (35) Woolfs sucht Hotho-Jackson in der Ähnlichkeit ihres intellektuellen Habitus mit dem ihres Vaters Sir Leslie Stephen als viktorianischem Intellektuellen und in ihren Essays. Dabei führt sie eine plausible Unterscheidung von Woolf als *common reader*, deren gleichnamige Sammlungen literaturkritischer Arbeiten weitgehend dem 19. Jahrhundert verpflichtet sind, und von Woolf als experimenteller Romanautorin ein (95). Scheint Hotho-Jackson sich damit die Möglichkeit zu eröffnen, die verschiedenen Textsorten differenzierender zu behandeln, so bleibt die Unterscheidung ungenutzt, wenn der von Woolf gelegentlich geäußerten »Scheu vor dem offenen Traditionsbruch« mehr Gewicht gegeben wird als dem offenen Traditionsbruch ihrer Romane (104). Dennoch wird einiges von Woolfs Versuchen deutlich, das Unvollendete aufzugreifen, von dem die Siegesgeschichten des Historismus nie berichten: Sie setzt auf die »unterschwellig wahrnehmbare Wirkmächtigkeit« (140) der

»Geschichte der Anonymen, Obskuren, Spurenlosen, der Frauen vor allem« (119), die das Vergessen bevorzugt trifft. Das richtig gesehene Spannungsverhältnis zwischen der Vorstellung einer »äußeren«, evolutionären Zeit und der diese aufspriegenden Ästhetik der Epiphanie, das zum thematischen Zentrum einer Untersuchung von Woolfs Geschichtsverständnis hätte werden können, wird lediglich in einer Fußnote angesprochen: »(S)o sehr sie sich gegen eine Mechanisierung der Zeit sperrt, fällt diese, wird sie zur — englischen — historischen Zeit, für (Woolf) nahezu automatisch in ein angestammtes Epochenraster.« (130) In diesem Abschnitt wird das Fehlen eines einheitlichen theoretischen Bezugsrahmens besonders schmerzlich spürbar, von dem aus Hotho-Jackson auf die Texte blicken müßte, und den keine noch so fleißige Aufarbeitung zeitgenössischer Historiographie-Debatten und biographischer Indizien ersetzen kann.

Die von Hotho-Jackson festgehaltene Tatsache, daß Woolf ihr Projekt eines *Common History book* nie verwirklicht hat (56), hätte ihr die Frage vor Augen führen können, ob Woolfs Notate und satirische Skizzen so ungebrochen »Überlegungen zur Geschichtsschreibung« (59) genannt werden können. Was bei den Essays noch weniger ins Gewicht fällt, gerät in den je über 100 Seiten langen Romaninterpretationen zur stellenweise rohen Mißachtung der Texte, deren Ironie einen Umkehrschluß auf angebliche Positionen der Autorin gerade nicht zuläßt. Früh wird *Orlando*, obwohl als Parodie der biographischen Form erkannt, auf einen destillierbaren Beitrag zur Poetik des Genres verpflichtet: Woolf »verdeutlicht ein Bewußtsein von den Problemen der Gattung schlechthin — weshalb sie auch deren Verdienste impliziert« (181). Weil Woolf in *Between the Acts* zwei Romanfiguren die Isolation und Entfremdung des Lebens in der Moderne durchleben läßt, wird ihr das »Bedürfnis, sich einer geschichtlichen Ganzheit zu versichern«, unterstellt: »An Isa und Giles läßt sich das sozusagen *ex negativo* ablesen.« (351)

So zeigt — wenngleich unbeabsichtigt — das Buch vor allem, wie wenig traditionell auch diese Texte Woolfs sind. Die eingangs geäußerte Vermutung, die Sichtweise von Woolf als »ausschließlich moderne(r) Autorin« sei der Projektion vorgängiger Erwartungen geschuldet (16), fällt auf Hotho-Jackson zurück: Ihr mangelhaftes Verständnis der Moderne führt zu der am Material nicht zu haltenden These. Gerade weil das Buch viele Wege nicht zu Ende geht, die es einschlägt, erwirbt es sich jedoch das Verdienst, eine faszinierende Gedankenwelt vorzuführen und zur Erforschung auszuschreiben.

Joachim Eggers (Berlin)

Kempf, Thomas: Aufklärung als Disziplinierung. Studien zum Diskurs des Wissens in Intelligenzblättern und gelehrten Beilagen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Iudicium Verlag, München 1991 (268 S., br., 78,- DM)

Textgrundlage der Untersuchung sind die mehr als 100 regional verbreiteten Periodika, Intelligenzblätter genannt, samt ihren »Gelehrten Beilagen«, in denen während der deutschen Aufklärung Mitteilungen der Obrigkeit, private Annoncen, Leserbriefe und -anfragen ebenso wie populärwissenschaftliche Abhandlungen versammelt wurden (im Überblick 90-117). Die zentrale These Kempfs ist, daß diese Periodika als »publizistische Dependance« (17) der im 18. Jahrhundert florierenden »Polizeiwissenschaft«, der akademischen Reflexion auf die Verbindung der Interessen von Staat und Gesellschaft in allen Lebensbereichen, anzusehen seien: Die Pointe dieser interpretativen Verbindung von Zeitschrift und Wissenschaft liegt darin, daß die Vermittlung von Wissen in jener zwar aufklärende Funktion im Sinne von Bildungsvermittlung besitzt, gleichermaßen jedoch Machtausübung in Form von Disziplinierung darstellt. Der Autor stellt dies am anschaulichsten an Hand eines Aufsatzes von Lichtenberg in den

Göttingischen Anzeigen dar (150-179): Forsch tritt der Gelehrte — sich in den Diskurs der »polizeilichen Rede« (71) stellend — einem Gerücht entgegen, demzufolge ein Komet in kurzem auf die Erde herunterstürzen und dieselbe zerstören werde; Lichtenberg, so zeigt Kempf, breitet nicht nur »wissenschaftliche« Kenntnisse aus, er tritt zugleich energisch allem undisziplinierten Verhalten wie Panikreaktionen o.ä. entgegen.

Sowohl die Intelligenzblätter als auch die Polizeiwissenschaft sind als Sonderphänomene der deutschen Aufklärung zu betrachten (39f.). Grundlegende Arbeiten zur Aufklärungsbewegung wie die von Habermas und Koselleck haben sich weitgehend auf englisches und französisches Quellenmaterial gestützt, sind aber von einer strukturellen Identität der Vorgänge in Deutschland mit denen in England und Frankreich ausgegangen (39). Kempf lehnt auf Grund der nationalen Spezifik seines Gegenstandes jene Arbeiten als theoretische Ausgangsbasis ab, ohne jedoch die Resultate seiner Untersuchung explizit mit denen von Habermas und Koselleck zu kontrastieren. Er wählt statt dessen als methodische Grundlage für seine Untersuchung die von Foucault in der *Archäologie des Wissens* entwickelte Diskursanalyse. Allerdings lassen sich in Kempfs Arbeit einige problematische Konsequenzen der Anwendung dieses Verfahrens nicht übersehen: Er beschränkt sich auf eine relativ kleine Textbasis ohne die Auswahlkriterien anzugeben. Damit wird die Allgemeingültigkeit der Aussagen zweifelhaft. Theoretisch stellt der Autor zwar den Anspruch darzustellen, »welchen Spielraum die vorgeprägten Subjektpositionen den sprechenden Individuen überlassen« (142), praktisch gelingt es ihm aber nur, indem er in einem programmatischen Aufsatz Lichtenbergs drei Okkurrenzen von »ich« der Diskursanalyse unterzieht, »das entindividualisierte Sprechen« (135) nachzuweisen, ohne dessen »Spielraum« tatsächlich zu bestimmen. Negativ anzumerken ist auch die in der Beweisführung gelegentlich auftretende Vermengung diskursanalytischer Argumente mit solchen völlig anderer Ebenen: Kempf beklagt zwar (mit Recht) die allgemein am Autor/Werk-Paradigma orientierte Lichtenberg-Forschung (140 ff.), im Rahmen seiner Ausführungen zu Justi bedient er sich jedoch selbst einer biographischen Argumentation (121f.).

Der Band hat trotz dieser Bedenken sein großes Verdienst in der Erkundung eines von der Forschung fast völlig unbeachteten Textkorpus von hohem literar- und sozial-historischem Interesse, in dem »die Basis der Aufklärungsgesellschaft ihre Öffentlichkeit« (91) findet. Neben interessanten Einzelergebnissen zu Lichtenberg, der im Zentrum der Arbeit steht, dokumentiert das Buch das überraschende Engagement vieler bekannter Gestalten der Aufklärung — z.B. Sonnenfels und Jung, genannt Stilling — für die Polizeiwissenschaft und die Intelligenzblätter. Deshalb ist es umso beklagenswerter, daß kein Namensregister eingerichtet wurde. Ralf Georg Bogner (Wien)

Ebrecht, Angelika, Regina Nörtemann und Herta Schwarz (Hrsg.): Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays. J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1990 (326 S., Ln., 68,- DM)

Dieser vorbildliche Sammelband, der Quellendokumentation und literaturhistorische Analyse vereint, entstand im Rahmen eines Projekts der Frauenforschung am Fachbereich Germanistik der FU Berlin unter Leitung von Anke Bennholdt-Thomsen. Die »(in ungewöhnlichem Maße) gemeinsame Arbeit« (3) zeigt sich nicht nur an der langen Dankesliste, sondern auch an der Kohärenz der verschiedenen Teile des Bandes, die einen Eindruck vom kollektiven Diskussionszusammenhang vermittelt. Eng verzahnt sind die den 32 Texten aus dem Zeitraum 1725-1816 vorangestellten Kommentare, die erläuternden Anmerkungen und die drei abschließenden Essays, die die Geschichte des Briefes und seiner Theorie vom 18. bis ins 20. Jahrhundert führen.

Befürchtungen, die die Genrebezeichnung »Essay« auslösen könnte, werden durch die Solidität der drei Untersuchungen zerstreut, in denen die Gesichtspunkte expliziert werden, die die Auswahl aus dem großen Korpus der Briefliteratur systematisch geleitet haben. Drei miteinander zusammenhängende Aspekte bilden das kategoriale Raster der Interpretationen wie der Kommentare: die Frage nach der Literarizität des Briefes und seiner Kanonisierung, die nach seiner sozialen und psychischen Funktion und die nach dem Geschlechterverhältnis. Die Verwendung der Begriffsoppositionen — Peripherie oder Zentrum des Kanons, Privatheit und Öffentlichkeit, weiblich und männlich — folgt (im einzelnen nicht unkritisch) Anregungen, die Jurij Tynjanov, Jürgen Habermas und Silvia Bovenschen gegeben haben. Es entsteht trotz des Vorbehalts der Verfasserinnen doch so etwas wie eine Literaturgeschichte des Briefs (214).

In einer »Dialektik des Ausschlusses«, die im Brief Weiblichkeit und Natürlichkeit identifizierte (222f.), wurde der Brief im 18. Jahrhundert erst literaturfähig; es folgte die romantische Ästhetisierung, die das als essayistisch begriffene Konstruktionsprinzip über die Gattungsgrenzen hinaus verallgemeinerte, ohne dabei die Polarisierung der Geschlechtscharaktere zu überwinden (235f.). Gegen die seit dem späten 19. Jahrhundert verbreitete Auffassung, der Brief sei von anderen Kommunikationsmedien zum Anachronismus verurteilt worden, werden Argumente für einen »neuerlichen Funktionsgewinn« (248) geltend gemacht, nicht nur im Zeichen der lebensphilosophischen Wiederentdeckung der natürlichen Weiblichkeit des 18. Jahrhunderts, sondern allgemein als ein Schutz des Privaten (243). Die Problematik, Krisensymptom und Selbststretungsversuch zugleich zu sein, zeige sich in einer gattungsmäßigen Annäherung an Tagebuch und Autobiographie.

Die Aufsätze überzeugen, weil sie auf der historischen Variabilität der Funktionen des Briefes bestehen; problematisch hingegen kann die implizite traditionsbildende Kanonisierung erscheinen, die angesichts der Frage deutlich wird, welche Momente des dokumentierten Materials von den Essays ausgeblendet werden. Gerade weil das Verhältnis des Briefs zu anderen Gattungen zentral behandelt wird, fällt auf, daß Reisebeschreibung und Biographie nie erwähnt werden. Dabei spielt die konkrete Verbindung des Briefs zu diesen beiden Genres in brieftheoretischen Texten von Frauen eine entscheidende Rolle. Dorothee Henriette von Runkels Vorbericht zu ihrer »Sammlung freundschaftlicher Originalbriefe« (1777) weist auf die zwei Traditionslinien hin: Zum einen legte sie »Wert auf die Veröffentlichung von Briefen als in sich geschlossenen Formen und als Lebenszeugnisse einer berühmten Persönlichkeit« (137), zum anderen beklagte sie, daß die »Freiheit«, »die der Franzos (...) genießt«, »bei uns viel eingeschränkter ist; so, daß die gegenseitige Mitteilung politischer Neuigkeiten und Beurtheilungen, wo nicht die Feder, doch die Presse scheuen muß« (138). Auf Reise und politischen Brief (als KorrespondentInnenbericht) weisen positiv oder negativ, direkt oder indirekt auch Meier/Lange (37), Knoblauch (174), F. Schlegel (180), Jacobi (205) und Müller (208) hin; die Unterordnung des Einzelbriefs unter ein Lebensganzes im Sinne seiner »innere(n) Geschichte« (194) vertritt am massivsten Körte.

Die Ausblendung der genannten Gattungen erklärt wohl auch die für die 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts konstatierte Lücke: Politische Reisebriefe und auf Briefedition gegründete Biographien wären vielleicht doch von der Brieftheorie einzubeziehen — ganz abgesehen von den wesentlich auf Biographien gegründeten Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts. Streiten ließe sich über die Auswahl der Texte: Ob etwa Gellerts mittlerweile leicht zugängliche Texte so breit dokumentiert werden mußten, ob die Riedel zugeschriebene Rezension nicht hätte gekürzt werden können. Dafür hätte man gerne Texte in der Sammlung gesehen wie die brieftheoretisch so wichtige Johannes Müller-Rezension von Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling oder einen

Brief aus Forsters »Parisischen Umrissen«. Von diesen führt nicht nur eine Linie zu Börnes, Heines und Bettina von Arnims Nutzung des Briefs als »publizistische(r) Präsentationsform« (175) in der Zeit der »Lücke«, sondern sie müssen auch als Brieftheorie gelten, wenn das Gewicht berücksichtigt wird, das in ihnen der autopoetologischen Reflexion über Adressat, Schreibart und öffentlichen Gegenstand zukommt. Das Argument, es handle sich nicht um 'authentische' Briefe, kann kaum gelten, akzeptieren die Herausgeberinnen doch den Brief als »Einkleidung« (III, 177) im Falle von drei Moralischen Wochenschriften, einer literarisch-kulturellen und einer Frauenzeitschrift wie auch der Herderschen »Humanitätsbriefe«. Warum ausgerechnet die politische Zeitschrift ausklammern?
Helmut Peitsch (Swansea)

Fohrmann, Jürgen, und Wilhelm Voßkamp (Hrsg.): Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft. Wilhelm Fink Verlag, München 1991 (240 S., br., 54,- DM)

»Freilich wird bei der Armuth unserer Studentenwelt das Studium der deutschen Sprache und Literatur immer nur die Lieblings-Beschäftigung Weniger, Wohlhabender bleiben, da es außerhalb des Kreises der Brodwissenschaften liegt.« Aus dem marginalen Status seines Faches zog Gustav Freytag 1840 als junger Breslauer Privatdozent die Konsequenz eines ebenso listigen wie unnachgiebigen Werbens um die rare studentische Klientel und erkannte, »daß wir armen Germanisten aus unseren Büchern und Heften einen Trichter bauen und wie Ameisenlöwen lauern müssen, bis irgend ein Zuhörer in unsern Kreis hineinfällt. Dafür aber halten wir ihn auch fest.« (zit. n. 193)

Soll und Haben der Germanistik verzeichnet dieser Band bei der Inventur ihrer vorinstitutionellen Frühphase, am Übergang vom universalistisch orientierten Gelehrtentum zu einer disziplinären Gemeinschaft — und fordert dazu heraus, die Bilanzprüfung bis hin zur hier vertretenen Gegenwart fortzuschreiben. Etwas Unseriös-Instabiles haftete, auch nach dem Selbstverständnis seiner Lehrenden, dem Leistungsangebot des Faches an, dessen »unsichere Disziplinarität« (Nikolaus Wegmann, 113) schon der bis heute schwankende Gebrauch der Begriffe Germanistik, Deutsche Philologie bzw. Literaturwissenschaft anzeigt. Freytags Klage, so Uwe Meves, war durchaus »charakteristisch für die allgemeine Situation bis zur Mitte der 60er Jahre« (192) des 19. Jahrhunderts, als mit der Beteiligung von Hochschulgermanisten an den »Wissenschaftlichen Prüfungskommissionen« sich die 'Lieblings-Beschäftigung' in prüfungsrelevantes Wissen für Lehramtskandidaten verwandelte, was sich umgehend in steigenden Hörerzahlen bemerkbar machte. Geblieben ist, trotz der immensen Zahl derer, die auf Germanistik »hineinfällt«, das prekäre, unabschließbar klärungsbedürftige Verhältnis der Disziplin zu ihrer sozialen Relevanz.

Die theoretisch-methodologische Selbstverständigung über Einheit und Grundlagen des Faches war in seiner Geschichte nie unabhängig vom Ringen um seine Durchsetzung, um akademische Institutionalisierung und politisch-gesellschaftlichen Prestigezuwachs. Die Verzahnung beider Ebenen im Etablierungsprozeß der Disziplin und Institution Germanistik zu verfolgen, hat sich das von den Herausgebern geleitete Forschungsprojekt zur »Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft« in seiner (nach dem DVJs-Sonderheft 1987) zweiten Sammelpublikation vorgenommen. Die plakative Allianz der Leitbegriffe »Wissenschaft« und »Nation« steht dabei metonymisch für eine, in der Streubreite der 14 Beiträge durchaus nicht dominant gesetzte, Thematisierung der nationalideologischen Komponente dieser 'deutschen Wissenschaft'. Die kritische Aufarbeitung des »Sündenfalls« (Walter Rudolf Leonhardt) der Germanistik im NS-Staat, in der Zunft selbst seit Ende der 60er Jahre etwa durch Karl Otto Conrady und Eberhard Lämmert betrieben, hat eine Wissenschaftsgeschichte jenseits ideenge-

schichtlicher und personenorientierter Darstellungen allererst eröffnet. Von ideologiekritisch gezogenen Kontinuitätslinien einer »ab ovo auffindbaren national-konservativen« (8) Ausrichtung der Germanistik, wie sie zu Beginn der 70er Jahre vorgebracht wurden, grenzen sich die Herausgeber freilich ab mit ihrem Versuch einer »mehrsträngigen« Fachgeschichte, in welcher — die Form des Sammelbandes zur Methode erhebend — die »Komplexität der unterschiedlichen Teilgebiete« durch eine »angestrebte Vielzahl von Blickrichtungen« (27) erfaßt werden soll.

Der Band kann damit in zweifacher Hinsicht als repräsentativ für den Diskussionsstand gelten: Auf der 'Soll'-Seite ist die verstärkte Hinwendung zur Geschichte der Disziplin Symptom ihrer Disjunktur, »läßt die befürchtete Zukunftslosigkeit ihres (stellenlosen) Nachwuchses Zuflucht in der Selbsthistorisierung suchen« (59), wie Hinrich C. Seeba vermerkt. Zugleich erscheint die Fachhistorie als ultima ratio auswegloser Methodendebatten und posttheoretischer Ratlosigkeit — eine, so Wegmann, selbst schon historische Antwort auf Aporien der philologischen Selbstreflexion: »Wer also wissen will, was das Fach ausmacht, ist auf die Rekonstruktion der eigenen Vergangenheit angewiesen.« (114) Gewiß, Tradition schafft Fakten, — aber: Welche Zusammenhänge auf diesem Rückweg hergestellt, welche Traditionslinien in den Blick genommen werden und welcher »Ursprung« (Ulrich Wyss, 73) der erzählten Fachgeschichte vorausgesetzt wird, entscheidet jeweils neu über Sinn und Einheit des Gegenstandes. Auch für die hier skizzierten »Entstehungsgeschichte(n)« der Germanistik gilt diese Problematisierung historischer Sinnstiftungen, die Jürgen Fohrmann an den Ordnungsvorgaben nationaler Literaturgeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert unternimmt.

Dem Forschungsprojekt gelang es, auf der 'Haben'-Seite, Rekonstruktionsvorschläge und Thematisierungsweisen unterschiedlichster Richtungen zu versammeln, deren Synopse in einer späteren »Gesamtdarstellung« (16) die Herausgeber ankündigen; zahlreiche Beiträger allerdings sind, was die Aktualität dieses Zwischenstandsberichts erheblich schmälert, inzwischen mit der Darstellung 'ihrer' Fachgeschichte in extenso hervorgetreten. So hat Klaus Weimar, der hier nur die Kurzfassung eines zudem vorab schon veröffentlichten Kapitels zum hermeneutischen Paradigma der »rationalen Rekonstruktion« (201) beisteuerte, in seiner *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft* (München 1989) »die Komponenten der heutigen deutschen Literaturwissenschaft zusammengestellt« und bis zu ihrem ersten Auftreten zurückverfolgt (Weimar 1989, 9). Einheitlichkeit stiftet in dieser Genealogie eines Bündels heterogener Methoden und Wissensformen ihr gemeinsamer Bezug auf deutschsprachiges Textmaterial. Die von Weimar gewählte Perspektive zeigt, ähnlich auch Rainer Rosenbergs *Geschichte der Literaturgeschichtsschreibung (Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik Berlin/DDR 1981)*, daß zentrale Bestandteile gegenwärtiger germanistischer Praxis: poetologisch-ästhetische, interpretatorische und literaturgeschichtliche Fragestellungen ihre Vorläufer in fremden Disziplinen haben, während die Konsolidierung der Germanistik als Wissenschaft auf eine dominierende Rolle der Philologie hinauslief. Die Beiträge von Ulrich Hunger, Rainer Kolk und Jan-Dirk Müller folgen dieser zweiten Spur und damit dem Selbstverständnis der Hochschulgermanistik des 19. Jahrhunderts, die ihre Wissenschaftsstandards als philologische artikulierte und auf den Feldern der Textkritik und Editionstechnik Methoden weiterentwickelte, die von der bereits etablierten Altphilologie entlehnt worden waren. Der sich zur Textphilologie spezialisierenden Literaturwissenschaft eines Karl Lachmann oder Moriz Haupt kam dabei die ästhetisch-interpretatorische Kompetenz abhanden, in zeitgenössische Literaturproduktion zu intervenieren. Anstelle der Personalunion von Produktion und Kritik trat mit der Arbeitsteilung zwischen Dichtung und Wissenschaft die Selbstbe-

schränkung letzterer auf Texte des »deutschen Altertums«, die es möglichst keusch, von subjektiven Kommentierungen und erläuternden Informationen ungetrübt, der Fachleserschaft zu präsentieren galt (Wyss).

Die wissenschafts- und gesellschaftspolitische Brisanz dieser nach 1800 wachsenden Beschäftigung mit Literatur und Geschichte des Mittelalters wird deutlich, wenn — wie in Hungers Aufsatz in dem DVJs-Sonderheft — die auf diesen Gegenstandsbezug gerichteten konkurrierenden Interessen und Methoden sortiert, auseinandergelagt werden. Die erfolgreiche philologische »Disziplinierung« des mediävistischen Interesses erreicht wissenschaftliche Reputation, indem sie sich von ihren materialen Grundlagen löst, der dilettantisch-zufälligen Sammlertätigkeit »von noch ungedruckten Denkmälern altdeutscher Sprache« (90) einerseits und der romantisch-poetischen Aufbereitung mittelalterlicher Dichtung durch Tieck, Görres und Uhland andererseits. Mit der Absage an die literaturpädagogischen Absichten dieser Vertreter von Volkspoesie und Mythenforschung habe, so das hier gezeichnete Bild, die deutsche Philologie an Publikumswirksamkeit verloren, sich aber auch von den nationalpolitischen Zielsetzungen weitgehend befreien können, die etwa bei der Einrichtung der ersten, noch außerordentlichen Professur für Friedrich Heinrich von der Hagen 1810 in Berlin unverkennbar im Vordergrund gestanden hatten. Dieser hatte sich 1807 mit der ersten neudeutschen Ausgabe des *Nibelungenliedes* um das nationale Selbstbewußtsein des besiegten und aufgelösten Reiches verdient gemacht; »es scheint, als suche man in der Vergangenheit und Dichtung, was in der Gegenwart schmerzlich untergeht« (von der Hagen, zit. n. 59). Am prononciertesten arbeitet der Beitrag Seebas diese für den Einsatz des Faches nach 1806 weiterwirkende Ausgangskonstellation einer wechselseitigen Abstützung der Konzepte Wissenschaft und Nation heraus, indem er zeigt, wie die germanistische Kanonisierung kriegstauglicher »Nationalbücher« sich ihre Traditionslinien schuf — auf die »Feld- und Zeltausgabe« des *Nibelungenliedes* 1815 folgte 100 Jahre später der Tornister mit Hölderlins *Hyperion* (57f.). Seebas Betonung dieser ideologiegeschichtlichen Hypothek des Faches wird in der Einleitung dezent relativiert: »Trotz aller nationalen Emphase«, resümieren die Herausgeber, »blieb die Deutsche Philologie also eine weitgehend esoterische Gemeinde« (13). Mehr als ein Haarriß im konzeptionellen Gerüst des Bandes: Die konzessive Formulierung erweckt den Eindruck, die philologische Etablierung der Germanisten habe zu ihrem nationalen Pathos letztlich doch im Widerspruch gestanden und sei, da esoterisch, für die Konstruktion des Nationalen folgenlos geblieben. Dann freilich hätte die Devise lauten müssen: Wissenschaft oder Nation. Alexander Honold (Berlin)

Zima, Peter V.: Literarische Ästhetik. Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Francke Verlag (UTB 1590), Tübingen 1991 (439 S., br., 34,80 DM)

Dem Autor geht es nicht nur um die Darstellung der Entwicklung der Literaturwissenschaft, »sondern auch darum, ihre philosophischen und ästhetischen Grundlagen zu rekonstruieren« (IX). Er sieht die immanente Beschreibung der fachinternen Methoden- und Theoriediskussionen durch ein philosophisches Dilemma strukturiert, das grundlegend sein soll für die Historiographie und Methodologie der Literaturwissenschaft von Croce bis Derrida: »die Spannung zwischen kantianischer Skepsis und hegelianischem Erkenntnisanspruch« (367). Der Versuch, die Literaturwissenschaft im Rahmen einer »immanenten philosophischen Logik« (X) zu rekonstruieren, folgt einer Auffassung, die ihr Philosophieverständnis über die Applikation linguistischer Theoreme gewinnt. Die Differenz Kant-Hegel wird interpretiert anhand der von Hjelmslev innerhalb der Glossematik getroffenen Unterscheidung von Ausdrucks- und Inhaltsebene (5ff.). Hegels Ästhetik, die mit der Inhaltsebene identifiziert wird,

erscheint als der theoretische Typus gnoseologischer Literaturtheorien, für die das Kunstwerk sich als »auflösbar im begrifflichen Denken« (3) erweist. Kant sei dagegen ein Ästhetiker der Ausdrucksebene, der die Differenz zwischen Literatur und Theorie verteidigt.

Diesem erkenntnistheoretischen Raster werden eine Reihe von Merkmalen beigeordnet, die die Klassifikation der Literaturtheorien ermöglichen. Auf der Seite hegelianischer Literaturtheorien finden sich Merkmale wie die Apologetik der Übersetzbarkeit von Sprachen (79), die Mystifikation des Allgemeinen und des Identischen (151), die Monosemie und Heteronomie in der Kunstauffassung (15ff.), ein ästhetischer Logozentrismus (147) und die ästhetische Norm der »harmonischen Totalität« (74). Die Position Kants wird dagegen mit Polysemie, Autonomie und der Unübersetzbarkeit der Sprachen identifiziert. Mittels dieses Schemas gelingt es, die russischen Formalisten, Croce, New Criticism, M. Bense, die Rezeptionsästhetiker Iser und Jauf sowie R. Ingarden dem kantianischen Typus zuzuordnen. Hegel wirkt dagegen in der Literaturwissenschaft fort bei Lukács, Goldmann, den Theoretikern des sozialistischen Realismus, den marxistisch orientierten Rezeptionstheoretikern der ehemaligen DDR und auch in der Semiotik von Greimas. Für die Rekonstruktion der literaturwissenschaftlichen Ansätze der Dekonstruktivisten (Derrida, Paul de Man, G.H. Hartman) erweitert Zima sein duales Schema durch einen literaturwissenschaftlichen Typus, der sich an Nietzsche orientiert (41ff.). Neben die Monosemie Hegels und die Polysemie Kants tritt die Dissemination Derridas, durch deren Streuung der Bedeutungen die Sprache im Irrationalen verschwindet (336ff.).

Der Autor selbst identifiziert sich vor allem mit der Position Adornos (die er im letzten Kapitel reformuliert und sozialwissenschaftlich ergänzt), den er einem junghegelianischen Typus (Bachtin, Benjamin) zuordnet. Hierunter faßt er eine Kritik an Hegels herrschaftskonformer Logozentrik und Monosemie, bei Beibehaltung der Dialektik als Ambivalenz, ohne die die Widersprüche aufhebende Synthesis (131f.). Zima strebt ein »Oszillieren einer kritischen Literaturwissenschaft zwischen Kants erkenntnistheoretischer Skepsis und Hegels noetischem Absolutheitsanspruch« (367) an.

Zimas Darstellung der Methodengeschichte der Literaturwissenschaft erscheint äußerst problematisch. Die Analyse der immanenten Entwicklung der Literaturwissenschaft wird zu schnell übersprungen durch die wissenschaftsphilosophische Schematisierung. Hieraus resultiert auch die oft recht simplifizierende Auffassung der einzelnen Literaturtheorien. So wird Lukács' späte Ästhetik auf eine Theorie der sinnlichen Erkenntnismodi reduziert und die »Anthropomorphisierung«, die Lukács als ein Prinzip allgemeinsten menschlicher Operationen Kunst, Alltag, Religion und Magie zuordnet, schlicht mit dem Gegenstandsbezug (Charaktere, Handlungen) der Literatur identifiziert (72f.). Die Vermischung von Philosophie, Ästhetik, Linguistik und Literaturwissenschaft führt zu einem Eklektizismus, der sich letztlich nicht geniert, die philosophische Aporie zwischen Kant und Hegel in einem »Oszillieren« zu überwinden. So bleibt der an Fragen der philosophischen Ästhetik interessierte Leser ebenso wie der, der sich über die Geschichte literaturwissenschaftlicher Methoden informieren möchte, unbefriedigt.

Thorsten Themann (Bremen)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Sennett, Richard: Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds.
S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1991 (342 S., Ln., 39,80 DM)

Wie viele amerikanische Wissenschaftler ist Richard Sennett ein Gelehrter, der sich bewußt an ein Publikum wendet. Er prägt Topoi, die sich nicht so leicht vergessen lassen. Die »Tyrannei der Intimität« diene als rhetorische Vielzweckwaffe, wenn es galt, Frauen- und Männergruppen, »Beziehungskisten« oder die Politik der Subjektivität nach den ermüdenden Endlosdebatten der siebziger Jahre zu kritisieren. Daß sich Sennett, abgesehen von einigen Reflexionen zum politischen Charisma und zur medialen Präsentation von Politik, auf die Lebensformen in London und Paris im 18. und 19. Jahrhundert konzentriert hatte, spielte keine große Rolle.

Es ist zu befürchten, daß auch sein neues Buch dieser verkürzten bzw. verkürzenden Rezeption verfällt. Aus »The Conscience of the Eye. The Design and Social Life of Cities« wurde im Deutschen ein Titel zum Gefallen multikulturell gesonnener Käuferinnen und Käufer. Differenz ist immerhin das kurrente Zauberwort kulturpolitischer Diskussionen. Die Stadt als Mosaik, deren fragmentarischer Charakter beschworen wird, die Koexistenz des Verschiedenen als Passepartout für Stadtsoziologen, politische Worte zum Sonntag und wohlmeinende Menschen schlechthin. Sennetts Titel hingegen trifft Intention wie Verfahren besser: das Buch ist der spannende Versuch, den Wandel von Großstadterfahrungen zu verstehen und zu veranschaulichen. Disparate Wahrnehmungsmodi werden von Sennett ineinander geblendet; Flaneure begegnen gehetzten Börsenmaklern oder dropouts. Von der Perzeption der Stadt in der Antike schlägt er einen Bogen zur Überwältigung durch bzw. Hingabe an die Vervielfachung von Unterschieden in den Metropolen der Gegenwart. Während die Gebäude und Plätze der Polis Wertvorstellungen verkörperten, finden sich in London oder New York schwerlich Orte, die beispielsweise Reue oder Scham empfinden lassen. Urbane Orte werden sicher nicht im Hinblick auf die Beförderung demokratischen Bewußtseins konzipiert. »Als Stoff für die Kultur sind die Steine der modernen Stadt von den Planern und Architekten, wie es scheint, schlecht gesetzt, denn das Einkaufszentrum, der Parkplatz, der Aufzug im Apartmenthaus verraten in ihrer Form nichts von der Komplexität möglichen Lebens in ihnen.« (1)

Anregend ist Sennetts stark von Siegfried Kracauer inspirierter theoretischer Wagemut. Es gelingt ihm scheinbar spielerisch, historische und geschichtsphilosophische Assoziationen mit Eindrücken urbanen Alltagslebens zu verknüpfen. Dabei gelangt er auf oft erstaunlichen Umwegen zu einem folgenreichen Schluß: Es gibt eine fast unüberbrückbare Spaltung zwischen innerer, subjektiver Erfahrung und der äußeren Erfahrung des materiellen Lebens, etwa der öffentlichen Räume zur Inszenierung von Konsum. Dies mündet nach Sennett in die Einebnung von Differenzen, es bedeutet Trivialisierung und Beliebigkeit.

Die »Tyrannei der Intimität« scheint ersetzt durch die Angst, sich »preiszugeben«, sich als Individuum Andersheit auszusetzen. »Deshalb schaffen wir in der städtischen Sphäre nichtssagende, neutralisierende Räume, Räume, die die Bedrohung durch sozialen Kontakt ausschalten: Straßenfronten aus Spiegelglas, Autobahnen, die arme Viertel vom Rest der Stadt abtrennen, Siedlungen, die nur als Schlafstädte taugen.« (13) Den Quellen dieser Kontaktangst spürt Sennett bei den Griechen wie in der christlichen und jüdischen Religion nach; der Denunziation der Außenwelt korrespondiert die Überhöhung der Innenwelt durch die protestantische Ethik. Dem Terror der letzteren entging, so scheint es, die große Stadt, Babylon, Sodom und Gomorrah, New York. Kracauer entdeckte davon etwas in Berlin, Benjamin in Paris. Sennett lebt, lehrt und

geht in New York, genauer: er flaniert durch die Straßen Manhattans. Wie einst Baudelaire in Paris, so riecht, hört, sieht und fühlt er in seiner Stadt morgens, mittags, abends und nachts »etwas Überraschendes und Anregendes, Provokationen eines Andersseins« (166).

Sennetts Manhattan ähnelt dem Woody Allans; Crack-Babies, Obdachlose, Junkies sind weit weg, eine Stadt zum Genießen. »New York könnte die ideale Stadt für die Preisgabe an die Außenwelt sein. New York regt die Einbildungskraft an, weil es die Stadt der Unterschiede par excellence ist, eine Stadt, die ihre Bewohner auf der ganzen Welt gesammelt hat.« (168) Differenzen werden in diesem Moloch aus protzendem Reichtum und erbärmlicher Armut nicht abgeschliffen, erträglich werden sie allein durch Gleichgültigkeit. »Das Auge nimmt Unterschiede wahr, auf die es mit Gleichgültigkeit reagiert.« (169) Was kümmern den New Yorker die Probleme des Dealers oder die Obsessionen der Einsamen.

»Civitas« ist ein Feuerwerk aus impressionistischen Gedankenblitzen und stadtsoziologisch reflektierter Kulturgeschichte im Interesse einer humanen Stadtarchitektur. Offenheit, Toleranz und Vieldeutigkeit aber werden amerikanisch bestimmt: leben und leben lassen. Der blinde Fleck des Buches sind die sozialen Antagonismen der Großstadt, die als unausweichlich hingenommen werden. Sennetts Deutung von Urbanität bleibt gesellschaftstheoretisch defizitär, die Stadt als Fragment erscheint als ultima ratio gesellschaftlichen Lebens. Felix Semmelroth (Frankfurt/M.)

Köck, Christoph: Sehnsucht Abenteuer. Auf den Spuren der Erlebnisgesellschaft. Transit Buchverlag, Berlin 1990 (175 S., Abb., br., 38,- DM)

Im Untertitel bezieht Köck sich auf die »Erlebnisgesellschaft«, in der (als ein Aspekt der Prosperität) nichtarbeitsbezogene Werte und Lebensstile (vgl. 162) an Gewicht gewinnen. Die darin favorisierten »Erlebnisse« sind weitgehend an materielle Strukturen, an den Konsum von Waren und Dienstleistungen gebunden. Wenn man den Unterschied begreifen und die Formationsspezifik der Marktgesellschaft erkennen will, dann vergleiche man dies mit der Erlebniswelt des wohlhabenden Müßiggängers im »Kamasutra«, die auf unterschiedlichste Sinnesempfindungen orientiert ist. Aus der Freizeitgesellschaft entwickelt sich die »Erlebnisgesellschaft« (71f.), Werbung prägt die Erlebnisvorstellungen (80). Die Inszenierungen des Erlebnisses, verbunden mit regulierten Grenzübertritten (69, 71), Übergangsriten und Vorbereitungsritualen (106), findet im Freilichtmuseum, im Freizeitpark, im »Center Parc« (78), beim Camping statt. Köck nennt als kulturelle Grundlage des Erlebnishungers die Sehnsucht nach unzerstörter Erlebniswelt, die mit der »Verunsicherung gegenüber den Grundwerten der bürgerlichen Gesellschaft« (62) zusammenhängt. »Abenteuer« ist die »zeitlich begrenzte, bewußte oder unbewußte Abweichung von kulturellen Wertvorstellungen und gültigen kulturellen Mustern« (16); es ist die temporäre Flucht und kulturelle Utopie, kontrastierend mit diszipliniertem und normgerechtem Verhalten in Europa (8). Köck arbeitet historische Dimensionen des Abenteuers heraus: Schon bei der »Verhofung« des Adels, der Zivilisierung des Adelslebens (23) gab es kompensatorischen Ersatz, z.B. in den Festen und im Karneval. Zu den bürgerlichen kontrollierten Erlebniswelten (29) gehört die Exotik, die Kultivierung der braunen Haut (32). Das Abenteuer wird auf die Jugendphase des Lebenslaufes konzentriert (37).

Im zentralen Teil seiner Studie analysiert Köck vor allem die Motive der Träger des Abenteuer-Tourismus (10), und zwar mit Hilfe von Intensivinterviews und narrativen Interviews mit 23 Abenteuerreisenden zwischen 24 und 76 Jahren, zwei Drittel männlichen Geschlechts. Sie kommen aus dem bürgerlichen Dienstleistungsmilieu und besitzen unterschiedliche Bildungsabschlüsse. Die Zeitschrift »Der Trotter« und sie

ben Experteninterviews mit Repräsentanten der »Erlebnisindustrie« (Händler usw.) sind weitere Quellen. Er will eine qualitative Analyse machen, keine generell gültige Repräsentativität erreichen. Ihm geht es darum, die erhobenen »Werte- und Normmuster in logisch konsistente Zusammenhänge« zu setzen. Eine Typologie der Abenteuerreisenden (85), die Unterschiede männlichen und weiblichen Verhaltens (39/40) werden zu erfassen versucht. Die Abgrenzung zu »normalen« Urlaubern (93), auch zu dem »Freak«-Tourismus, ist für die Abenteuer-Touristen wesentlich. Es gibt Leitbilder und Vorbilder (104), Abenteuer-Karrieren (103), die »Akademisierung des Abenteurers« (141) und einen Ausrüstungsmarkt mit hohen Standards (143). Die Flucht gelingt immer nur partiell: Verunsicherungen angesichts fehlender Selbstverständlichkeiten des Luxus (138) treten auf, auch Naturangst. »Ein Versicherungsangestellter benutzte zum Einschlafen in der kanadischen Wildnis einen Walkman, um so fremdartige Geräusche zu übertönen.« (146) Mit der Reise verbunden ist Prestigegewinn (135, 153); neues »kulturelles Kapital« wird angehäuft. Gelegentlich wird auf die eigene Lebenspraxis verändert (157), die Rückwirkungen aber sind eher minimal: Verständnis für andere Kulturen, Relativierung des industriestaatlichen Wohlfahrtsmodelles spielen kaum eine Rolle (vielleicht hängt das mit den Fragen des Interviewers zusammen), im Vordergrund stehen anscheinend die eigenen ichbezogenen Erfahrungen, allenfalls esoterische und religiöse Lebensweisheiten, aber keine Welterfahrenheit. Die Außen-erfahrung hilft, die eigene Lebenspraxis im Alltag wieder zu tolerieren — Kompensation im reinsten Sinne.

Dieter Kramer (Marburg)

Scitovsky, Tibor: Psychologie des Wohlstands. Die Bedürfnisse des Menschen und der Bedarf des Verbrauchers. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1989 (252 S., br., 24,80 DM)

Angesichts der globalen Nichtübertragbarkeit des amerikanischen Lebensstil fordert Scitovsky auf, »unseren Lebensstil zu überprüfen und herauszufinden, wie wichtig er für unser Glück ist« (239). Er kommt zu dem Ergebnis: »Wir erhalten und bezahlen mehr Behagen als für ein angenehmes Leben notwendig ist, und ein Teil dieses Behagens schließt einige Lebensgenüsse aus« (239). Die Begründung für diese Thesen findet der Autor vornehmlich in der physiologischen Psychologie (15). Zwischen Streß und Langeweile liegt ein »optimales Reizniveau« (28); der Reiz des Neuen gehört zu den grundlegenden Bedingungen des Wohlbefindens (238). Wenn alles andere befriedigt ist, dann folgt nicht das Nichtstun, sondern die extrinsische Exploration (35), das Neugierverhalten. Die Nützlichkeit nutzloser Tätigkeiten (36), die Lust an begrenzter Gefahr (42) gehören zur Lebenspraxis. Die Verführungskraft der Lust (59) ist mit rationalem Konsumentenverhalten nicht ohne weiteres in Übereinstimmung zu bringen (61).

Scitovsky unterscheidet zwischen dem verführerischen, aber passivierenden Behagen (65) und der explorativen, Lustgewinn produzierenden Anregung (71). Arbeit gilt als »Selbstanregung« (81). »Die Befriedigung, die wir aus dem Reiz 'Arbeit' ziehen, unterscheidet sich nicht von der Befriedigung, die uns irgendein anderer Reiz bietet« (84). Es gibt Störungen des Zusammenhangs zwischen Geldausgaben und Befriedigung, zwischen Einkommen und Zufriedenheit: »Das Sonderbare ist, daß ein Aufsteigen in der Einkommensskala zwar die Chancen der eigenen Zufriedenheit zu verbessern scheint, daß dies aber nicht gilt, wenn alle Einkommen gleichmäßig steigen.« (118) Ein *steigendes* Einkommen ist mehr wert als ein konstantes hohes (120). Woher kommt unser Glaube, daß Geld glücklich macht, fragt Scitovsky (121). Externe Erträge und Kosten werden in der ökonomischen Kalkulation vor allen in der US-amerikanischen Lebensweise (deren Analyse den zweiten Hauptteil des Buches ausmacht) nicht berücksichtigt (124). Die puritanische Ethik prägt, so Scitovsky, in vielen Aspekten

den US-amerikanischen Lebensstil: Lustfeindlich, legitimiert sie eher das passive Wohlbehagen als die aktive Stimulierung (125), favorisiert die Ersparnis von Kraft bis zur bewegungsarmen kontraproduktiven Bequemlichkeit (133). Die Intoleranz bezüglich des Genußlebens mag ein puritanisches Erbe sein (183, 172), aber anderes ist eben auch kapitalismusspezifisch: »Unsere Tendenz, bei der Produktion monetärer Werte die nichtmonetären Kosten zu ignorieren, findet ihr Äquivalent bei unserer Vernachlässigung aller nichtmonetären Nutzen« (177): Das erzieht die Marktgesellschaft ihren Mitgliedern in einem langwierigen Entkulturationsprozeß an.

Die Vorstellung von der Konsumentensouveränität berücksichtigt nicht die Ausbildung von Konsumfähigkeiten (129): Wer sie nicht hat, ist hilflos wie der Unkundige vor einer chinesischen Speisekarte. Konsumfähigkeit aber muß man erlernen (190). Scitovsky materialisiert den Kulturbegriff, indem er Kultur als Wissen (190), Bildung als Aneignung von Konsumfähigkeiten (193) interpretiert, diese aber nicht reduziert auf Warenkonsum, sondern auch die Fähigkeiten des Umgangs mit ästhetischen Ausdrucksformen (dabei die »lebendige« Kultur den konservierten Formen vorziehend, 220) einbezieht. In ihr findet auch die Suche nach Stimulierung statt (195f.). Bei steigender Freizeit wächst der Bedarf an geistiger Anregung. »Der Ausweg aus diesem Dilemma ist die Kultur« (198) — das Rezept auch der kontinentalen Kulturpolitiker.

Dieter Kramer (Marburg)

Imhof, Arthur E.: Ars moriendi. Die Kunst des Sterbens einst und heute. Böhlau Verlag, Wien, Köln 1991 (183 S., 12 Abb., br., 39,80 DM)

Sozialgeschichte wird leicht affirmativ, wenn sie nur beschreibt und dabei kaum den Eindruck vermeiden kann, daß es auch anders gar nicht hätte kommen können.

Wenn Sozialgeschichte dann noch kulturelle Themen bearbeitet, dann geht erst recht verloren, was z.B. in der Völkerkunde als »Possibilismus« diskutiert wird: Die Menschen in ihren sozialkulturellen Gemeinschaften sind nicht voll determiniert durch die natürlichen und historischen Bedingungen, sondern gestalten sie mit, und in diese Gestaltungen gehen ihre kulturellen Prioritätensetzungen ein. Die Reihe »Kulturstudien«, in der dieses Buch erschienen ist, faßt dagegen den (!) Menschen als »flexibles Kulturwesen« und fördert im »Spannungsfeld von 'Natur' und 'Kultur' die Analyse der historischen Ausformung von Denk- und Verhaltensmustern, wie sie aus dem jeweiligen Zusammenspiel von Vorprogrammierungen und kulturellem Erbe entstehen« (7). Imhofs Band ist, bezogen auf den Umgang mit Sterben und Tod, eine »anschauliche Kosten- und Nutzenbilanz, was wir mit der alteuropäischen Welt verloren haben und was gewonnen wurde« (8). Der Band ist gleichzeitig entstanden mit einer groß angelegten sozialhistorischen Studie über »Lebenserwartungen in Deutschland vom 17. bis zum 19. Jahrhundert« (Weinheim 1990), aus der sich eine Stagnation der Lebenserwartung bis ins erste Jahrzehnt der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ergab. Früher waren die Sterbealter breit gestreut (160), auf jeder Altersstufe war die »Lebensunsicherheit« so groß, daß bedeutende Teile der Alterskohorte starben, während heute nur noch ganz wenige in jungen Jahren sterben: »Die relative Sicherheit menschlichen Lebens bis hoch in die Siebziger, Achtziger, ja Neunziger hinein ... ist ein sehr neuer Sachverhalt — so neu und dabei so einmalig und erstmalig, daß wir uns noch gar nicht richtig daran gewöhnt haben, geschweige denn in unserem Verhalten angemessen damit arrangiert hätten.« (160)

Die These vom »radikalen Wandel von der unsicheren zur sicheren Lebenszeit« (13) ist relativierbar, denkt man an die auch von Imhof erwähnten Risiken des Unfalltodes und von Aids: Auch wenn weniger in jungen Jahren sterben, ist der Tod doch allgegenwärtig. Uns gehts gut, wir haben die ungleich besseren Jahre, »wir haben nichts ver-

paßt; wir hatten unseren Teil auf Erden« (51) — das ist sicher in vielem richtig, aber problematisch, wenn es zu einer zu starken Abwertung anderer, vorindustrieller, nichtindustriestaatlicher Lebensformen führt: auch sie hatten ihre Würde und Glückschancen. Und es führt allzuleicht zur Affirmation des bestehenden Zustandes — brauchen wir dann noch etwas zu ändern?

Das Sterberisiko auch in den besten Jahren hat in der Vergangenheit die Mentalität geprägt (11); Imhof will bei den Vorfahren »nachsehen, wie sie unter ganz anderen Bedingungen mit Sterben und Tod umgingen« (15), um für unser heutiges Sterben und Leben Hilfen zu finden. Er verwendet dazu Kunstwerke (nur Nachzeichnungen, die leider nicht alle ästhetischen Dimensionen wiedergeben). Vor mehr als 500 Jahren entstand die Holzschnittfolge der »Ars moriendi«, die in 11 Bildern die gefährlichen Versuchungen des Teufels in der Sterbestunde (in der der Kampf um die Seele stattfand) und die geistlichen Hilfen dagegen abhandelt — ein Vademecum für Zeiten der Pestzüge, in denen viele damit rechnen mußten, auch ohne geistlichen Beistand diesen letzten Kampf zu bestehen (34f.).

Im Berner Totentanz des Niklaus Manuel Deutsch von 1516/19 erscheint ein personifizierter Tod, dem der Maler in einem Bild selbstbewußt in der christlichen Heilsgewißheit entgegentreten kann (52f.). In Hans Baldung Griens ungefähr zeitgleichen Bildern dagegen tritt uns der Tod ganz anders entgegen: Unerbittlich, hoffnungslos und brutal (109). Ein bäuerlicher Wandteppich aus Dithmarschen von 1667 hilft mit seinen naiven Motiven die Frage beantworten, wie trotz Lebensunsicherheit mit religiösen Mitteln psychische Stabilität gesichert werden kann (76). Viele derjenigen, die von Hans Holbein d.J. portraitiert wurden, starben noch zu seinen Lebzeiten — auch für ihn muß der Tod allgegenwärtig gewesen sein. In einem Doppelporträt (»Die Gesandten«, 1533) spielt er die Möglichkeiten irdischer (durch Leistungen erworbener) und himmlischer Unsterblichkeit durch (120f.), ohne sich recht festlegen zu wollen.

In der subjektiven Auswahl Imhofs stehen drei Künstler am Ende jener Epoche, in der die Lebensunsicherheit allgegenwärtig war: Ferdinand Hodler begleitet das Sterben seiner Geliebten in allen Phasen mit seiner Kunst (132f.); Edvard Munch kann im »Kranken Kind« oder der »Toten Mutter« auch keine heroischen Todesbilder malen (Andachtsbilder des 19. Jahrhunderts hat man Darstellungen des Todes genannt; vgl. 144). Der Finne Hugo Simberg (1873-1917) schließlich entwirft einen personifizierten Tod, der die Sterbenden auf ihrem letzten Gang pfleglich und fürsorglich begleitet (153f.).

Dieter Kramer (Marburg)

Erziehungswissenschaft

Ahlheim, Klaus: Mut zur Erkenntnis. Über das Subjekt politischer Erwachsenenbildung. Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn 1990 (268 S., br., 17,- DM)

Politische Erwachsenenbildung befindet sich seit Jahren in einer Dauerkrise. Sinkende Teilnehmerzahlen und zunehmende Vermittlungsprobleme in den Bildungsveranstaltungen sind dafür bezeichnend. Der beinahe lebenslange Druck beruflicher Qualifizierung auf potentielle Teilnehmerinnen und Teilnehmer, eine verbreitete Konzeptlosigkeit unter Veranstaltern und Pädagogen und nicht zuletzt die mangelhafte finanzielle Ausstattung für politische Bildung sind zweifelsfrei als Ursachen der Krise zu nennen. Klaus Ahlheim, Professor für Erwachsenenbildung an der Universität Marburg, ortet die Krise von der Seite der Subjekte der politischen Bildung her und reflektiert auf den politischen Zustand der Bundesrepublik — das macht das Buch über den erziehungswissenschaftlichen Fachhorizont hinaus interessant.

Die provozierende Frage lautet gleich zu Beginn: »Was wäre, wenn ... die eigentliche Ursache für die Misere aber die Subjekte der politischen Erwachsenenbildung selber wären, ihre Unwilligkeit, ja ihre Unfähigkeit zu politischen Lernprozessen? Was wäre, wenn die Ideologen des gesellschaftlichen Status quo und die alten Hetzer neuer Art bei den 'Republikanern' und anderswo ihren stärksten Verbündeten auch in der Lernunfähigkeit einzelner und ganzer gesellschaftlicher Gruppen hätten, wenn sie bis in ihre menschenverachtende Ideologie hinein eben mit dem 'Material' der menschlichen Psyche arbeiten?« Unüberwindbare Grenzen von politischer Bildung werden spürbar, wenn Argumente und Diskussionen an Unbelehrbarkeit, an tief verankerten Ressentiments und Vorurteilen abprallen. In Bildungsveranstaltungen erkennt man sie am aggressiven Schweigen der Teilnehmer oder an der Betonung der Meinungspluralität, die nicht die Anerkennung von Unterschieden intendiert, sondern den Abbruch des Dialogs.

Ahlheim konzentriert sich auf das rechtsradikale Potential des gegenwärtigen Zeitgeists und will dies nicht nur als ein Beispiel unter vielen verstanden wissen. Er diskutiert damit nicht nur Partei und Umfeld der Republikaner, sondern weitverbreitete autoritäre, nationalistische und ausländerfeindliche Grundstimmungen und Haltungen. Wenn dieses Potential weder verharmlost noch allzu schnell rationalisiert wird — als »Problem« einer zu kontrollierenden kleinen Gruppe oder »Problem« bloß der neuen Bundesländer —, fällt die Frage nach Ursachen solchen Bewußtseins und den Möglichkeiten seiner Aufklärung zusammen. Je nach dem Urteil über »Kontinuität« oder »Bruch« der gegenwärtigen Pädagogik/Erziehungswissenschaft mit ihrer NS-Vergangenheit sind auch unterschiedliche Konzepte der Aufklärung zu erwarten.

Gegenüber Varianten von Gefühls-, Betroffenheits-, Unmittelbarkeits- und Alltagspädagogik, die »rationale Erkenntnis« für »verkopft« und deshalb unwirksam erklären, hält Ahlheim an einem klassischen Erfahrungsbegriff fest. In ihm sind historische und biographische Erinnerung, Aufklärung und Selbstreflexion über gesellschaftliche und individuelle Geschichte notwendig mit der Vorstellung autonomen Handelns und Denkens verbunden. Schon der Buchtitel weist auf die Tradition hin, die Ahlheim Lehrenden und Lernenden in der Erwachsenenbildung »zumuten« möchte: Kant erklärte Unmündigkeit auch durch die Bequemlichkeit, sich der Anstrengung zu versagen, den eigenen Verstand zu benutzen. Eine Bequemlichkeit, die freilich selber erklärungsbedürftig ist, und mit »der Macht der anderen und der eigenen Ohnmacht« (Adorno) etwas zu tun hat. Erfahrungen machen kann nur, wer über individuelles Erleben und Wahrnehmen hinauskommt und sich der Erkenntnis gesellschaftlicher Zusammenhänge nicht verschließt.

Im Zentrum steht die Rezeption der »Studien zum autoritären Charakter« der Frankfurter Schule aus den vierziger und fünfziger Jahren. Beabsichtigt ist nicht der Rückblick auf eine berühmte Legende der empirischen Sozialforschung, sondern ihre Aktualisierung. Zum einen untermauert Ahlheim mit ihren Ergebnissen über Vorurteil, Denken in Stereotypen und Unfähigkeit zur Erfahrung die These der geschichtlichen Kontinuität im alltäglichen Rechtsextremismus. Zum anderen geht es darum, daß sich in autoritären Charakteren weniger Persönlichkeitsstrukturen als Bilder und Beschreibungen eines »kulturellen Klimas« manifestieren, wie sie zur Gegenwart der sogenannten »Risikogesellschaft« gehören. Sollte Beck's Diagnose einer ständigen Individualisierung stimmen, sagt sie noch wenig darüber aus, wie Individuen dies konkret »bewältigen«. Mit dieser Frage richtet sich der Essay gegen die übliche Dichotomie romantischer Verklärung des vergangenen Klassenkampfes auf der einen, der Entfaltung des Individuums auf der anderen Seite.

Mit Hilfe psychoanalytischer Kategorien wird die Haupterfahrung in der gegenwärtigen

tigen »Risiko«-gesellschaft herausgearbeitet, »daß nichts bleibt, wie es ist«. Weniger Erfahrung, als das, was von ihr übrig bleibt: das stete Gefühl von diffusen Abhängigkeiten, in denen die Bestimmung, was sich aktiv ändern läßt und was bloß ohnmächtig erduldet werden muß, kaum mehr möglich ist. Vorherrschende Ohnmacht und Vergeblichkeit eigener Einsichten bewirken dann eher Fluchtverhalten — in die nächstliegenden Sackgassen. Angst, Neid und Aggression werden wie in einem Treibhaus gezüchtet und strafen jede Vorstellung von stabiler Ich-Identität und Handlungsautonomie Lügen: Vorstellungen, die ja noch immer emphatisch in jeder Präambel von Bildungskatalogen zu finden sind. Postuliert wird, daß »autoritärer« oder — wie heute häufiger diagnostiziert — »narzißtischer« Charakter am Ende so verschieden nicht sind, sondern in ihrer Strukturlosigkeit geradezu konvergieren.

Ahlheim fordert von der politischen Bildung einen »Beitrag zur Veränderung des kulturellen Klimas«. Darin drückt sich Bescheidenheit hinsichtlich der Möglichkeiten aus, aber Unbescheidenheit bezüglich der Ziele und Prinzipien. Ahlheim gibt dazu nur Andeutungen, seine Stärke liegt in der Zuspitzung des Grundgedankens. Dieser beschränkt sich nicht auf ein einfaches Plädoyer für Aufklärung in abgeklärten Zeiten, sondern fragt, was diese heute bedeuten kann: Das ausdrückliche Insistieren auf Ergebnissen psychoanalytisch orientierter Sozialforschung legt nahe, daß Sozialpsychologie der gegenwärtigen Gesellschaft mehr denn je Inhalt politischer Bildung werden muß — nicht als abstrakter Gegenstand, sondern in der Form, wie sie an den Teilnehmerinnen und Teilnehmern selbst erscheint. Allerdings ohne daß die Subjekte der Bildungsprozesse ein weiteres Mal »lebensberaterisch«, therapeutisch oder sozialpädagogisch entmündigt werden oder ihnen postmodern-zynischer Gleichmut empfohlen wird.

Thomas Kuchinke (Offenbach)

Meyer-Drawe, Käte: Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich. P. Kirchheim Verlag, München 1990 (168 S., kt., 29,80 DM)

Die Autorin, die in Bochum systematische Pädagogik lehrt, fragt nach der pädagogischen Verwendbarkeit von philosophischen oder psychoanalytischen Subjekt-Konzeptionen, wie sie Adorno, Merleau-Ponty, Lacan oder auch Foucault entwickeln. Jede Erziehung impliziert die Vorstellung eines Sollzustandes, eines idealen Subjekts. Meyer-Drawe will deshalb auch nicht den »Tod des Subjekts« beklagen, wenn sie zu dem Schluß kommt, daß ein »autonomes«, also jederzeit rationales und selbstbeherrschtes Subjekt eine Illusion ist und bleiben soll. In der dialektischen Spannung zwischen einem zerbrechlichen Ich, das sich nie selbst hat, nicht »Herr im eigenen Hause« ist, und den Allmachtsphantasien einer souveränen Rationalität plädiert sie für einen Materialismus, der sich mit dem leiblichen, leidenden Menschenwesen verbündet. Es erscheint ihr als eine selbstgefällige Theorieübung, in einer praktischen Lebenswelt, die Menschen täglich dazu zwingt, Verantwortung zu übernehmen und Entscheidungen zu treffen, das Subjekt aufzugeben. Andererseits ist es »eine spezifische Verkennung menschenmöglicher Existenz, auf der Vorherrschaft des Bewusstseins« zu insistieren (15). »Das Subjekt, das sich zum bloßen Cogito stilisiert, verkennt seine Abhängigkeit von realen Machtmechanismen.« (18)

Im Sinne Adornos will die Autorin sich nicht in Kategorien des Entweder (Geist) — Oder (Körper) zwängen lassen. Sie sucht nach einem Ort, wo »die Alternativen noch verbunden« (10), die Bereiche noch nicht getrennt sind, nach einer Dialektik, die nicht zwangsläufig in der Synthese stillgestellt wird. Das »Ich« ist dann nicht mehr oder weniger als »eine akzeptable Identitätsbalance, die Voraussetzung für autonomes Verhalten« (21). »Der Kränkung vermeintlicher Souveränität« wäre so vielleicht »der Vorteil einer menschenmöglichen Selbstbestimmung« abzugewinnen (18). Diese Selbstbe-

stimmung ist, wie die Autorin mit Lacan meint, immer schon dialogisch und beweglich, denn das Subjekt realisiert sich nur in der Spiegelung, im Anderen und somit in der Differenz von Erfahrung und Bild, indem es illusionär seine Einheit imaginiert.

Entwicklung kann von dieser Differenz und Heterogenität der Subjekte her »nicht mehr positiv als akkumulativer Vollzug interpretiert werden, sondern nur noch als komplexes Konfliktgeschehen, in dem die Zunahme an Möglichkeiten durchkreuzt wird durch Prozesse des Verdrängens und Vergessens« (142). Dieses modellhafte Ich nennt die Autorin mit Merleau-Ponty »natürliches Ich« und meint damit einen »Bastard« (100), ein Leib-Wesen, »in dem Bewußtsein und Körper ein Geflecht bilden, in dem sich Fremdes und Eigenes, Vergangenes und Zukünftiges, Materielles und Ideelles, Soziales und Individuelles durchdringen« (153). »Aus dem Leib erwachsen die Begierden, die Ohnmachten und die Irrtümer; am Leib finden die Ereignisse ihre Einheit und ihren Ausdruck, in ihm entzweien sie sich aber auch und tragen ihre unaufhörlichen Konflikte aus.« (153) Die politischen Implikationen dieser Sozialisationstheorie, die die »Verfolgung des Anderen, Fremden und die Begierde, es zum Eigenen zu machen«, auf die gefährliche Alternative zurückführt, »die nur ein Entweder-Oder von Eigenem und Fremdem zuläßt«, werden für Analysen von Ausländerhaß und Antisemitismus bedeutsam. Die Anerkennung der Idee, daß für die eigene Subjektivität das Andere strukturell notwendig ist und Andersartigkeit eine Bereicherung des eigenen Horizontes darstellt, unterwandert jede Form von Herrschaft, die sich durch Aus- und Abgrenzung stabilisiert.

Susanne Staatsmann (Berlin)

Rohde, Bernhard: Sozialpädagogische Hochschulausbildung. Eine vergleichende Untersuchung von Studiengängen an Fachhochschulen und wissenschaftlichen Hochschulen. Verlag Peter Lang, Frankfurt/M., Bern, New York, Paris 1989 (532 S., br., 55,95 sFr.)

Seitdem die Gesamthochschule als allgemeines, hochschulorganisatorisches Reformkonzept des tertiären Bildungssektors beerdigt und die zunächst transitorisch gedachten Fachhochschulen zu einer Dauereinrichtung geworden sind, blieb auch die Ausbildung in den Berufsfeldern des Sozialwesens zweigespalten: der größere Teil der sozialarbeiterisch-sozialpädagogischen Fachkräfte absolviert die Fachhochschule, der weitaus kleinere die sog. wissenschaftlichen Hochschulen. Die zügigere, verschultere, (dem Anspruch nach) praxisnähere FH-Ausbildung verheißt zwar bessere Arbeitsmarktchancen, als es die DiplompädagogInnen von sich sagen können, dafür aber geringere Gehalts- und Aufstiegsexpectationen. Vom Arbeitsinhalte und der erforderlichen Fachkompetenz her unterscheiden sich die Tätigkeiten der beiden Absolventengruppen so gut wie gar nicht voneinander (sieht man davon ab, daß für Leitungspositionen in der Regel das Universitätsdiplom verlangt wird).

Dieser seit 20 Jahren bestehende Dualismus, der die ohnehin prekäre Identität der in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik Tätigen zusätzlich labilisiert, veranlaßte den Autor zu dieser Dissertation. Rohde möchte die stillgestellte Debatte über diesen problematischen Zustand wieder in Gang bringen, wohl wissend, daß angesichts gravierender sozialer Probleme gegenwärtig das Klima für hochschulreformerische Diskussionen nicht günstig ist.

Im ersten Teil der Untersuchung zeichnet Rohde — nach einem einführenden theoretischen Vorspann zum Begriffsinhalt und -umfang der beiden Termini Sozialarbeit/Sozialpädagogik und ihrem Verhältnis zueinander — die keineswegs konfliktfreie (Nachkriegs-)Geschichte der Ausbildung für die entsprechenden Berufsfelder nach: von den Fachschulen zur Fachhochschule (mit Intermezzi-Debatten wie der über die »Sozialassistenten«, der Widerstände der Praxisvertreter — z.B. der kommunalen Spit-

zenverbände — gegen eine Verwissenschaftlichung und eine, wie befürchtet wurde, daran gekoppelte 'Ideologisierung') sowie die Weiterentwicklung eines Strangs in die Gesamthochschule und die Universität hinein im Rahmen der Pädagogik-Fachbereiche, bis zur Zementierung dieser Entwicklung durch das Hochschulrahmengesetz.

Der zweite, empirische Teil präsentiert auf der Grundlage einer 1986 abgeschlossenen Totalerhebung unter allen Sozialwesenfachbereichen an Universitäten wie an staatlichen und kirchlichen Fachhochschulen (immerhin mit einer Rücklaufquote von 90 %) eine vergleichende Analyse und Auswertung vor allem der Studien- und Prüfungsordnungen der entsprechenden Ausbildungsinstitutionen nach einheitlichen Untersuchungskriterien. Das wichtigste Resultat ist, daß sich die Hochschulen (ob Universität oder Fachhochschule) in den Zielvorgaben für das Sozialwesen-Studium kaum voneinander unterscheiden. Bei den inhaltlichen Bestimmungen (Curriculum, Fächerkanon) kontrastiert der eher integrale, kompakte Fächerkatalog des erziehungswissenschaftlichen Diplomstudiums mit dem ausufernden, heterogenen, von der Fachschultradition übernommenen Fächersalat der Fachhochschulen — bekannt als das ewig unabgeschlossene, die Theoriebildung behindernde Problem des Fehlens einer Leitdisziplin, einer Sozialarbeitswissenschaft. In den strukturellen Rahmenbedingungen (Regelstudienzeit, Stundenbelastung der Studierenden wie der Lehrenden, Prüfungsdruck u.a.) wie in den Praxisanteilen des Studiums klappt die Schere noch weiter auseinander.

Im dritten Teil zieht Rohde Schlußfolgerungen aus dem Resultat der vergleichenden Analyse: er schätzt die Zweigleisigkeit der Hochschulstudiengänge als eine gravierende Fehlentwicklung ein und stellt als Alternative zum bestehenden Zustand eine einheitliche wissenschaftliche Hochschulausbildung in Gestalt von drei denkbaren Entwicklungsmodellen zur Diskussion, indem er das jeweilige Pro und Contra differenziert abwägt: 1. das »Aufwertungsmodell« — Ausgliederung der Sozialwesen-Fachbereiche aus den Fachhochschulen, wo sie nur einen ungeliebten Fremdkörper und eine Randposition darstellen, und Umwandlung in eigenständige wissenschaftliche Hochschulen; 2. das »Eingliederungs- und Aufwertungsmodell« — Eingliederung in andere bestehende wissenschaftliche Hochschulen mit grundständigem wissenschaftlichem Studienangebot und Diplomabschluß; 3. das »Vereinigungsmodell« — Verschmelzung der Fachhochschulausbildung mit dem universitären erziehungswissenschaftlichen Diplomstudiengang. Rohde verspricht sich davon eine sachdienliche, die weitere Professionalisierung der Sozialarbeit/Sozialpädagogik fördernde Vereinheitlichung der Ausbildung.

Wer sich mit der jüngeren Ausbildungsgeschichte in den Bereichen Sozialarbeit/Sozialpädagogik befassen will und nach Argumentationen für die angemessene hochschulorganisatorische Verortung dieser Ausbildung sucht, wird die Dissertation mit großem Gewinn lesen, auch wenn man seine vorgeschlagenen Modelle für eine Umorganisation noch nicht als ausgereift ansehen kann. Sachlich problematisch ist vor allem die für die präsentierten organisatorischen Vorschläge folgenreiche erziehungswissenschaftlich eingeeengte Sichtweise, die die Pädagogik zur Kern- oder Leitdisziplin für Sozialarbeit/Sozialpädagogik machen möchte. Lassen sich so heterogene Probleme wie Armut, Obdachlosigkeit, Drogen, Behinderung, läßt sich soziale Arbeit mit älteren Menschen, mit Asylsuchenden oder Strafgefangenen theoretisch und praktisch unter Pädagogik abhandeln, auch wenn vielfach pädagogische (Teil-)Aspekte enthalten sein mögen? Wenn das aber nicht gut möglich ist, muß auch eine Einbeziehung in die erziehungswissenschaftlichen Fachbereiche problematisch bleiben. Das Ei des Kolumbus ist noch nicht gefunden; das gilt vor allem für das Desiderat einer integralen Handlungstheorie im Sinne einer Sozialarbeitswissenschaft, die es vermöchte, die

extreme Heterogenität der Berufsfelder des sozialpolitischen »Mädchens für alles« namens Sozialarbeit/Sozialpädagogik theoretisch befriedigend abzubilden. Das gilt auch, aber in weit geringerem Maße für die hochschulorganisatorische Seite. Hier wären praktikable und sachlich begründete Alternativen zum bestehenden dualistischen Ausbildungs-System in Gestalt einer die bisherigen Erfahrungen kritisch auswertenden Gesamthochschullösung immer noch die überzeugendste Reformalternative, auf die Rohde leider zu wenig eingeht. Dennoch: auch wenn man den Vorschlägen so nicht folgen kann, wäre seinem Buch die von ihm erhoffte bildungspolitische Initiativfunktion für eine Neuaufnahme der Diskussion über die unbefriedigende Ausbildungssituation im Bereich Sozialarbeit/Sozialpädagogik zu wünschen.

Richard Sorg (Hamburg)

Geschichte

Wunder, Heide, und Christina Vanja (Hrsg.): Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1991

(231 S., br., 18,- DM)

Noch immer herrscht in der Geschichtswissenschaft die Annahme vor, Geschlechterbeziehungen gehörten zur Sphäre des »Privaten« und hätten somit »keine 'Geschichte'« (7). Dagegen gehen die Herausgeberinnen davon aus, »daß Geschlechterbeziehungen dem historischen Wandel unterworfen ... sind, daß Gesellschaftsgeschichte nur dann angemessen erforscht und geschrieben werden kann, wenn sie die Dimension der Geschlechtergeschichte in sich aufnimmt« (8). Letztere gilt ihnen dabei als »dialektischer Prozeß ... , in dem beide Geschlechter an der Herausbildung und Weiterentwicklung neuer Rollenverteilungen und Machtverhältnisse mitwirkten« (8f.).

Die in dem Band versammelten Aufsätze, die neben der Sozialgeschichte der Theologie- und Kirchengeschichte und der Kunst- und Literaturgeschichte entstammen, nehmen sich neben den angezeigten Ansprüchen allerdings bescheiden aus. Dies mag nicht zuletzt an der den Band durchziehenden Absage an feministische Kritik liegen. Einige Autorinnen sprechen diese Absage direkt aus, ohne sie auszuführen (Müller, 43; Schorn-Schütte, 110), in anderen Fällen bleibt sie implizit. So existieren für Heide Wunder, wo sie das Auftauchen der Geschlechterproblematik in der Geschichtswissenschaft »in den letzten Jahren« rekonstruiert (13f.), weder die bisherige historische Frauenforschung noch die Frauenbewegung als deren Motor. Da die Herrschaftsförmigkeit von Geschlechterverhältnissen tendenziell ausgeblendet wird, gerät »Geschlechtergeschichte« zum Erforschen beliebiger Aspekte von »Beziehungen« der Geschlechter. Der »Wandel des Geschlechterverhältnisses« erhält allenfalls, wie bei Schorn-Schütte, den Status eines »wissenschaftlich ernstzunehmende(n)« Indikators politischer Veränderungen (11).

So geht denn auch Heide Wunder in ihren »Überlegungen zum Wandel der Geschlechterbeziehungen im 15. und 16. Jahrhundert aus sozialgeschichtlicher Sicht« davon aus, daß sich der »tiefgreifende soziale Wandel (zu Beginn der Neuzeit) am Wandel der Geschlechterbeziehungen ablesen (lasse), der aufgrund der Überlieferung und der Forschungslage am Besten in den Veränderungen der Institution Ehe zu verfolgen ist« (15). Sie skizziert den Bedeutungsverlust der »familia als umfassendem sozialem Verband und Herrschaftsorganisation« (19) und beobachtet weiter ein damit einhergehendes »Allgemein- und Öffentlich-Werden der Ehe« (23). Letzteres nahm je

nach Klassenlage unterschiedliche Formen an. So entstand in den Handwerkerhaushalten das Konstrukt eines männlichen Alleinernährers, Pendant des hauptsächlich dem gelehrten Bürgertum, besonders den ehemaligen Klerikern, entstammenden Ideal der »christlichen Haus- und Ehefrau« (23). In den Eheverhältnissen der Lohnarbeitenden sieht Wunder dagegen »tendenziell eine egalitäre Beziehung angelegt«, da dort »das gemeinsame Arbeitsergebnis von Mann und Frau« (20) Grundlage der Ehe war.

Einen weiteren Beitrag zur Rekonstruktion des Dominanzwerdens der Ehe als Vergesellschaftungsform der Geschlechter leistet *Jan-Dirk Müller* mit der Analyse von fünf Historien des Elsässers Jörg Wickram, in denen die Ehe zum »Handlungsziel gelungener sozialer Integration« (29), Liebe dagegen zum »ortlose(n) Gegenbild zu der gesellschaftlichen Ordnung« (30) wird. Müllers Blick auf die Ehe bleibt dabei unkritisch: »Die Aufwertung der Ehe schließt nicht aus, daß gelegentlich Relikte der alten Frauenfeindlichkeit sich finden« (42). *Maria E. Müller* geht es darum, in den Ehelehren der frühen Neuzeit Widersprüche der männlichen Selbststilisierung als Vernunftwesen aufzudecken. Während Männer sich einerseits als Vernunftwesen zu präsentieren belieben, erscheinen sie andererseits in den Ehelehren als Inkarnationen von Triebhaftigkeit, was dazu dient, die Verbannung der Frauen ins Haus zu legitimieren. Jenen kommt dort die Aufgabe zu, die Männer allererst zu »zivilisieren«.

Luise Schorn-Schütte zeichnet die Entstehung des Ideals der »tugendhaften, vorbildlichen Pfarrfrau« nach, das die »Realität der unehrenhaften 'papienwife' ablöste« (110). Indem sie das »Sozial- und Tätigkeitsprofil der Pfarrfrauen einiger Territorien des Alten Reiches« (116) rekonstruiert (und in verschiedenen Tabellen fixiert), widerspricht Schorn-Schütte der These von Natalie Zemon Davis, daß im Protestantismus eigenständige weibliche Lebensbereiche verloren gingen, was einer Verbesserung des gesellschaftlichen Status der Frauen zuwidergelaufen sei. — Geradezu ärgerlich ist der Beitrag von *Gerta Scharffenroth* zum Thema »Mann und Frau im Glauben Martin Luthers«, der sich in einer Apologie Luthers erschöpft. Zum Beispiel: »Vom Bedenken weiblicher Erfahrung bei der schwangeren Maria wagte ein Mönch weiterzudenken und nachzuempfinden, was die Geburt eines Kindes für den Mann, der es zeugte, bedeutet: mit der Frau teilhaben an Gottes Schöpferwerk!« (104).

Nur in den Aufsätzen von *Anne Conrads* zur katholischen höheren Mädchenbildung und von *Ingrid Ahrend-Schulte* zu den Hexenprozessen in der Grafschaft Lippe kommen Frauen als an Machtverhältnissen Mitwirkende vor. Letztere rekonstruiert den Schadenzauber als eine spezifisch weibliche Art der Konfliktaustragung, »sozusagen die weibliche Alternative zum Rechtsweg, dem männlichen Weg« (226), der für Frauen schwerer gehbar war. Conrad zeigt das Engagement der Jesuitinnen, welche Hauptträgerinnen der katholischen höheren Mädchenbildung waren und dabei geschlechtsegalitäre Ansprüche entwickelten. Wie konfliktträchtig diese Ansprüche waren, zeigt sich daran, daß die Häuser der besonders konsequenten Englischen Fräulein 1630/31 auf päpstliche Anordnung hin aufgelöst wurden — Auftakt für die Rücknahme des egalitären Engagements auch bei anderen Jesuitinnen.

Thematische Zusammenhänge zwischen den einzelnen Beiträgen sind nur partiell vorhanden (Dominanzwerden der Ehe, Status des Protestantismus). Viele der Aufsätze zeichnen sich durch eine Fülle an ausbreitetem Material aus, die aber in Mißverhältnis zu den jeweiligen Ergebnissen steht. Ein spezielles Interesse für die speziellen Themen des Bandes ist vonnöten, soll dieser von Nutzen sein.

Susanne Lettow (Berlin)

Riedel, Wolfgang: »Die unsichtbare Hand«. Ökonomie, Sittlichkeit und Kultur der englischen Mittelklasse (1650-1850). Verlag Gunter Narr, Tübingen 1990 (267 S., br., 78,- DM)

Der Mainzer Anglist Riedel untersucht in seiner begriffsgeschichtliche orientierten Habilitationsschrift die Genese des »Kollektivbewußtseins der englischen Mittelklasse« und die Enkultrierung der für diese konstitutiven »sittlichen Ökonomik« (2) sowie die Folgen aus deren Instrumentalisierung im sozialen Roman des 19. Jahrhunderts. Er verfolgt den Prozeß der »Konstituierung der bürgerlichen Gesellschaft« von der auf den Besitzbürger zugeschnittenen »anthropologischen Rechtfertigung von Streben nach Gewinn und Eigentum (bzw. Macht)« bei Hobbes bis zur Festigung des bürgerlichen Besitzindividualismus bei Locke durch die Legitimierung der Ungleichheit des Eigentums und die damit einhergehende Ausgrenzung der durch den Verkauf ihrer Arbeitskraft reduzierten Lohnabhängigen. Nach einer kurzen Darstellung der »sozialtechnischen Pragmatisierung« (56) der bei Hobbes und Locke noch kritischen Gesellschaftstheorie bei den auf Shaftesbury folgenden »Ideologen« Butler, Hutcheson, Tucker und Paley sowie der Humeschen Position der Nützlichkeit als »gemäßigter Eigennutz« (72) analysiert Riedel eingehend die Begründung der klassischen bürgerlichen Nationalökonomie beim Hume-Schüler Adam Smith, dessen Metapher von der »unsichtbaren Hand« »die Marktgesetzlichkeit der englischen Volkswirtschaft im 18. Jahrhundert ... als nicht definierbare, geschweige denn regulierbare Quasi-Naturgesetzlichkeit« (82) symbolisiert. Gleichzeitig definiert Smith als Moralphilosoph eine disziplinarisch ausgerichtete Sittlichkeit als ökonomische Zwangsrationalität sowie den Idealtypus des »Spiegelbürgers« (78). Auf die »Sakralisierung der Marktgesetze« (103) bei Burke folgt die Sozialtechnologie des Benthamischen Utilitarismus und ihre proto-sozialdarwinistische Degeneration bei Malthus sowie die Apotheose des Unternehmertums bei J. St. Mill. Im allesbeherrschenden Nützlichkeitskriterium Benthams wurden Riedel zufolge die politischen, sozialen und ökonomischen Ideale der englischen Gesellschaft seit Hobbes aufgehoben, wobei die Akzeptanz oder Rechtfertigung des »natürlichen« Massenelends die logische Konsequenz der »egalitären Inhumanität der utilitaristischen Doktrin« (134) offenlegt. Abschließend analysiert Riedel die Strategien der englischen Mittelklasse, um die Hegemonie ihres Normenkodexes in einer von zunehmender Klassenspaltung gekennzeichneten Gesellschaft in den Jahren 1835-65 mit Hilfe des Genres des sozialen Romans durchzusetzen. Dies exemplifiziert Riedel an Hand der Romane *Mary Barton* von Gaskell, *Disraelis Sybil* und *Dickens' Hard Times*, in denen prototypisch die Darstellung der Welt der Arbeiter bestenfalls als »abgesunkene plebejische Kultur« aus der Sicht der Mittelklasse denunziert wird, um als Folie »implizit die bürgerliche Kultur und ihre sittliche Ökonomik« zu affirmieren (254).

Riedel reichert seine begriffsgeschichtliche Untersuchung mit sozialhistorischen Exkursen etwa zur Eigentumsordnung im England in der Mitte des 17. Jahrhunderts, über die bürgerliche Öffentlichkeit in England bis 1800 sowie einem ausführlichen Kapitel zur Sozialgeschichte von Mittel- und Arbeiterklasse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Auch wenn man Riedels Konzept der »Mittelklasse« — orientiert an der englischen Terminologie und definiert als Kategorie der »soziokulturellen Identität« (3) — und seinen bewußt in apodiktischer Ablehnung der jüngeren marxistischen Diskussion, aber in Anlehnung an Bacons Idolenlehre und durch Anleihen bei der Frankfurter Schule, Eagleton, Nisbet und Mannheim gewonnen »prozeßhaften« Ideologiebegriff (10-12) nicht teilen sollte, so ist seine Darlegung der Herausbildung, der Verfeinerung und gesellschaftspolitischen Instrumentalisierung der »sittlichen Ökonomik« dennoch aufschlußreich und nicht zuletzt dadurch verdienstvoll, daß sie aus den

Quellen selbst die schrittweise Degeneration des Selbstverständnisses des englischen Bürgertums nachvollzieht und die Inhumanität ihres »latenten Sozialdarwinismus« (171) herausarbeitet. Wolf Kindermann (Berlin)

Vonde, Detlev: Revier der großen Dörfer. Industrialisierung und Stadtentwicklung im Ruhrgebiet. Klartext Verlag, Essen 1989 (264 S., br., 29,80 DM)

Der Prozeß der Urbanisierung erreichte in Deutschland seinen Höhepunkt im Zeitraum von 1870/71 bis 1910. 1871 lebten knapp fünf Prozent der deutschen Bevölkerung in Großstädten, bis 1910 stieg ihr Anteil auf über zwanzig Prozent. Diese explosionsartige Entwicklung ist durch die »modernisierungstheoretisch begründete Urbanisierungsgeschichte« (10) gut dokumentiert. Urbanität wird hier als Teil eines Entwicklungskonzeptes gesehen, »in dem die Annahme eines linearen Aufstiegs zentral war« (12). Verfall, Umweg und Pathologien der Entwicklung werden nicht problematisiert. Grundlegend für die westdeutsche Stadtgeschichte sind die Arbeiten von Werner Conze, der seinerseits an die evolutionstheoretischen Fundierungen von Weber, Sombart, Tönnies oder Simmel anknüpfen kann.

Gegen diese herrschende Sichtweise wendet sich Detlev Vonde, wenn er sein »Unbehagen am unreflektierten Transfer von fragwürdig gewordenen Ideologemen des Fortschritts« (13) äußert. Seine Studie will zeigen, daß im Ruhrgebiet Urbanisierung durch eine »eher diskontinuierliche Entwicklung« geprägt war (ebd.). Er mahnt deshalb einen »Perspektivenwechsel« an, der Stadtentwicklung nicht länger als reine Erfolgsgeschichte liest, sondern »vor allem den Problemgehalt, die 'Kostenseite' und mögliche Devianz des Prozesses thematisiert« (15). Die Emscherzone des Ruhrgebiets bietet hierfür eindrucksvolles Anschauungsmaterial: Die Zunahme der Bevölkerung verlief hier stürmischer als in den bereits bestehenden Städten; Dörfer wurden quasi über Nacht zu »Großstädten« — jedenfalls statistisch gesehen. Ein Beispiel: In Hamborn lebten 1890 etwa 7000 Personen, bis 1910 stieg ihre Zahl auf rund 100000!

An Hand von Fallstudien zu Altenessen, Hamborn und Wanne/Eickel zeichnet der Autor den Prozeß der »defizienten Urbanisierung« (20) für die Zeitspanne von den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg nach. Obwohl die Industriedörfer sich in raschem Tempo zu großen Agglomerationen entwickelten, wurde ihnen lange Zeit das Stadtrecht vorenthalten. Stadtrechtskampagnen der ortsansässigen Bevölkerung blieben erfolglos oder wurden vom Staat zeitlich verzögert. Um diese »Verhinderungsstruktur planvoller Stadtentwicklung im Revier« (23) beschreiben und analysieren zu können, stützt sich Vonde auf amtliche Archive sowie einschlägige Zeitungen, Zeit- und Festschriften.

Warum gab es im Ruhrgebiet so viele »verhinderte Städte« — dies der Originaltitel der 1987 als Dissertation vorgelegten Studie? Der Autor sieht die Antwort im politischen Bereich: Die einzelnen Kampagnen zur Erlangung des Stadtrechts sollten der örtlichen Gemeinde und insbesondere ihrer Verwaltung erweiterte Kompetenzen für die Stadtentwicklung übertragen. Der Lokalpatriotismus und der »Planungswille der Verwaltungsspitze« (177) gingen mit der Großindustrie, die durch die Erhebung zur Stadt »in den politischen Gemeindevertretungen ... die überstark repräsentierten Haus- und Grundbesitzerelemente an den Rand drängen« (180) wollte, und einem mittelständischen Bürgertum, das »die Stadtrechtsfrage als Instrument politischer und gewerblicher Emanzipation in den Arbeitergemeinden« (183) begriff, eine Allianz ein. Das gemeinsame Ziel war die Erweiterung lokaler Kompetenzen vor allem in den Bereichen der Infrastrukturplanung, der Steuerfestsetzung sowie der Sozialpolitik. Verfuhr der Staat bei der Verleihung des Stadtrechts zunächst liberal, so änderte sich dies ab der Jahrhundertwende. Es »erfolgt die Umformulierung der Urbanisierungsproblema-

tik zum Polizeiproblem« (166). Das Erstarken der Arbeiterbewegung, das sich vor allem in zunehmender Streikbereitschaft bemerkbar machte, die hohe Mobilität der Arbeiterbevölkerung sowie die Zunahme nationaler und landsmannschaftlicher Gruppierungen — vor allem der Polen — erforderte »in staatlicher Perspektive ... eine quantitative und qualitative Reorganisation des gesamten Polizeisystems vor Ort« (170). Den Gemeinden angesichts möglicher »bürgerkriegsähnlicher Verhältnisse« (ebd.) erweiterte Kompetenzen zu überlassen, erschien zu gefährlich. Eigenständige kommunale Interessen der Großindustrie, des mittelständischen Bürgertums und der Verwaltung mußten vielmehr zum Zwecke der »Mediatisierung von Polizei und Kommunen« (174) zurückgedrängt werden. An Stelle der Stadterhebung wurde nun die »Eingemeindung zum eigentlichen, sich durchsetzenden Element der Raumordnung« (209). Damit war ein Kompromiß gefunden: Der »Allianz von Großindustrie und Verwaltungsspitzen« (194) wurde in Ansätzen eine planvolle Infrastruktur- und Steuerpolitik ermöglicht, der Obrigkeitsstaat verfolgte »eine vermeintliche Effektivierung des gesamten Polizeiwesens« (196). Stadtentwicklung um die Jahrhundertwende ist für den Autor der Kampf zwischen den widerstreitenden Interessen des aufsteigenden Bürgertums und des autoritären Obrigkeitsstaates. Die Arbeiterschaft bleibt Objekt dieses Prozesses, sie wird von Bürgertum und Staat als gemeinsame Bedrohung wahrgenommen. Um diese latente Gefahr zu bannen, sind beide Seiten zu Kompromissen bereit. Inwieweit die Arbeiterbewegung als Akteur diese Entwicklung mitbeeinflusste, wird in der Studie nicht näher thematisiert.

Die Studie fordert dazu heraus, die Geschichte der Urbanisierung skeptischer als bisher zu betrachten und vor allem auch deren historische Komplexität wahrzunehmen. Dies ist auch von aktueller Bedeutung: Urbanität hat im Rahmen von Stadtpolitik neuerdings wieder einen positiven Klang erhalten, negative Auswirkungen werden hierbei nur allzu leicht übersehen. Die Studie zeigt dagegen auch die Schattenseiten: Urbanisierung impliziert eine herrschaftliche Form der Raumeignung und führt zu sozialer Segregation. Bei Fragen der Stadtentwicklung bleibt »die Masse der Bevölkerung ... ausgeschlossen« (200), es dominiert »die Durchschlagskraft ökonomischer Motive« (197). Der historische Befund der Studie ist eine Herausforderung für jede demokratische Stadtpolitik.

Gerd-Uwe Watzlawczik (München)

Ehmer, Josef: Sozialgeschichte des Alters. Neue Historische Bibliothek. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1990 (247 S., br., 14,- DM)

Die Entstehung des Alters als strukturell einheitliche und kollektiv erfahrbare Lebensphase, ihre Entwicklung bis zur Gegenwart und die Tendenzen zu ihrer Vereinheitlichung sind der Gegenstand des Buches. Die Darstellung orientiert sich an dem Modell der »Institutionalisierung des Lebenslaufs«, welches in der sozialwissenschaftlichen Forschung der letzten Jahre Verbreitung gefunden hat. Es werden die sozialen Mechanismen beschrieben, die zur Abgrenzung des Alters von den vorhergehenden Lebenslaufphasen führen, die ein bestimmtes Lebensalter als Zäsur bestimmen und spezifische Lebensweisen im Alter begründen.

Das Interesse des Autors gilt dabei neben der Stellung alter Menschen in Haushalt und Familie im vorindustriellen Europa (Abschnitt I), dem Familienstand, der Haushaltstruktur bis Anfang der achtziger Jahre (Abschnitt IX) und den demographischen Bedingungen des Alters (Abschnitt X) vor allem der historischen Entwicklung von Alterssicherungssystemen (Entstehung der Pensionssysteme, Einführung der gesetzlichen Rentenversicherung und der betrieblichen Altersversorgung), die nach zeitlichen, räumlichen, sozial- und geschlechtsspezifischen Bedingungen beschrieben und gewichtet werden. Dabei geht Ehmer davon aus, daß die klaren Zäsuren unserer

gegenwärtigen Lebensläufe sozial gesetzt sind. Tatsache und Zeitpunkt des Eintritts in den Ruhestand werden von der Struktur der Arbeitsmärkte und den Regeln der gesetzlichen Rentenversicherung bestimmt und nicht vom Zustand unserer körperlichen und geistigen Kräfte (11). Am Beispiel USA, wo gegen Anfang des 20. Jahrhunderts ein Altersbild diskutiert wurde, welches das Alter immer stärker als Verlust produktiver Potenzen definierte und das dazu führte, daß in vielen Unternehmen 40- oder 50jährige nicht mehr eingestellt und ältere Arbeiter bevorzugt entlassen wurden (83ff.), zeigt er die Trennung der Altersversorgung von der Erwerbsfähigkeit und das Entstehen der erzwungenen Pensionierung; nur allzu aktuell in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Insgesamt steht der historische Dialog im Mittelpunkt der Publikation, was den Interessenkreis einengen dürfte. Der Leser, der an handlungsbezogenen Fragestellungen für Gegenwart und Zukunft interessiert ist, sei auf die letzten Abschnitte verwiesen, wo Tendenzen zur »Isolierung« der Älteren und — im Zusammenhang mit demographischen Entwicklungstendenzen — Auffassungen zu »Belastungsquoten« diskutiert werden. Da jedoch der Anstieg der Lebenserwartung und des Anteils der Älteren an der Bevölkerung, als in der historischen Perspektive die entscheidenden demographischen Veränderungen des Alters, lediglich konstatiert und keine Schlußfolgerungen abgeleitet werden, kann man dem Schlußsatz nur allzu leicht zustimmen: Mit Nostalgie werden sich aber neue soziale Herausforderungen nicht bewältigen lassen (214).

Klaus-Peter Schwitzer (Berlin)

Vorländer, Herwart (Hrsg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1990 (163 S., br., 19,80 DM)

Die acht Beiträge reflektieren methodologische Probleme, die sich im Verlauf von inzwischen abgeschlossenen zeitgeschichtlichen Oral-History-Projekten herauskristallisiert haben. *Karen Hagemann* analysiert Möglichkeiten und Grenzen der Oral History für die historische Frauenforschung am Beispiel ihres Projekts über Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen aus dem sozialdemokratischen Milieu Hamburgs während der Weimarer Republik. *Peter Knoch* diskutiert am Beispiel von Mädchentagebüchern aus dem 1. Weltkrieg die Divergenzen zwischen verschriftlichter und aus zeitlicher Distanz mündlich erinnerter Geschichtswahrnehmung. *Waltraud Holl* behandelt Chancen und Probleme der geschichtsdidaktischen Einbindung der Oral History in den Schulunterricht. *Margot L. Philipp* berichtet über ihre Erfahrungen während ihrer musikethnologischen Feldforschung auf den Jungferneisen. *Barry A. Lanman* und *Donald A. Ritchie* stellen die Trends der Oral History in den USA mit Blick auf ihre schuldiddaktische Anwendung dar, die ihrer Meinung nach die lebendigste Strömung der Oral History in den USA ist. *Frieder Stöckle* geht auf die praktischen Probleme in der Oral-History-Projektarbeit ein von der Vorbereitung über die zu verwendenden Medien bei der Durchführung bis hin zur Auswertung des Materials. *Vorländer* diskutiert die methodologischen Fragen im Rahmen seines Oral-History-Projekts über die Gesamtdeutsche Volkspartei sowie in einem weiteren Beitrag die Grundprobleme mündlichen Erfragens von Geschichte unter vier Gesichtspunkten (Anwendbarkeit, Asymmetrien im Oral-History-Kommunikationsprozeß, Fehlerquellen des Gedächtnisses und Probleme der »Verschriftlichung«). Alle Autoren sind sich mit Vorländer einig, daß Oral History als Methode geschichtlichen Forschens »zwischen den Ansprüchen historischer Wissenschaft und praktischer Anwendung« anzusiedeln ist, sich auch weiterhin »wissenschaftstheoretisch und methodologisch auszuweisen« hat und einen »besonderen und nicht mehr verzichtbaren Platz im historischen Wissenschaftsbetrieb« hat (5).

Insgesamt überwiegen die unmittelbar »benutzerrelevanten« und didaktischen

Gesichtspunkte, die manchmal von Platitüden nicht frei sind. Wer eine wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung mit der Oral History sucht, wird sich eher einigen der im Anhang aufgeführten einschlägigen Veröffentlichungen (Niethammer, Steinbach, Lüdtke u.a.) zuwenden bzw. sich direkt mit dem Ergebnissen der einzelnen Projekte der Autoren dieses Sammelbandes auseinandersetzen.

Wolf Kindermann (Berlin)

Soziale Bewegungen und Politik

Einspruch. Leipziger Hefte. 1. Jg., H.1, Leipzig 1991 (115 S., br., 3,50 DM)

In Leipzig ist der Name Karl Marx weitestgehend aus dem Stadtbild verschwunden. Der Karl-Marx-Platz wurde in Augustusplatz, die Karl-Marx-Straße in Leipziger Straße und die Karl-Marx-Universität in Universität Leipzig rückbenannt. Mit der Wiederkehr der alten Namen scheint ein Abschnitt in der Geschichte dieser Stadt ausgelöscht; ein Irrweg scheint beendet. Die Rückbenennung wird zur Verheißung einer Zukunft, die in der Vergangenheit liegt. Wer unter diesen Bedingungen realsozialistische Vergangenheit nicht einfach vergessen und auslöschen will, sondern nach der Möglichkeit sozialistischer Perspektiven fragt, der muß gegen einen Strom des Verdrängens real-sozialistischer Vergangenheit schwimmen: gegen das Verdrängen von einstigen Hoffnungen, Irrtümern, Anpassungen, Verstrickungen mit dem einstigen Repressionsapparat und auch von eigener Schuld.

Arbeitslose und von Arbeitslosigkeit bedrohte (insbesondere junge) Sozialwissenschaftler der Leipziger Universität wollten nicht im großen Strom der Entsolidarisierung mitschwimmen. Im Februar dieses Jahres wurde die Idee des Zeitschriften-Projekts geboren. Im ersten Heft, das Anfang Mai 1991 erschien, wird das Vorhaben näher umrissen: Einspruch wird erhoben gegen »Versuche, allzusehnell die Vergangenheit Vergangenheit sein zu lassen«. Denn: »Ohne die Stützpfiler historischer Erfahrungen wird sich die Brücke in die Zukunft nicht als tragfähig erweisen.« (1) Zugleich wird angestrebt, gegenwärtige alternative Denkansätze zur »Logik des Kapitals« und ihre praktische Umsetzung zu diskutieren. Hierbei soll der Vielfalt der Diskussionen und kontroversen Standpunkten mit dem Ziel Platz geboten werden, Konsensbildungen in praktischer Absicht zu befördern und zu ermöglichen (Iff.).

Die Zeitschrift erscheint in unregelmäßiger Folge. Es werden thematische Hefte vorgelegt. Im ersten Heft wird aus der Perspektive des Scheiterns des Realsozialismus der Gegenstand »Trotzki — Gramsci — Adler — Zwischen Stalinismus und Sozialreformismus« problematisiert: es geht um vertane Chancen sozialistischer Theorie und Praxis. Während M. Runge danach fragt, ob Trotzki eine Alternative zu Stalin gewesen sei (Iff.), unternimmt P. Gärtner einen Deutungsversuch der Umwälzungen von 1989 aus der Sicht Gramscis (27ff.). Das aufzuarbeitende Erbe M. Adlers ist Gegenstand eines Beitrags von M. Franzke (64ff.). Die Kontroverse zwischen Bucharin und Kautsky im Jahre 1925 beleuchtet U. Krüger als einen paradigmatischen Fall der Beziehung zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten (93ff.). E. Luutz fragt nach Voraussetzungen und Möglichkeiten selbst- und fremdbestimmter Identität, nach der Beziehung zwischen Identitätsverlust und -gewinn seit dem Umbruch 1989/90 (103ff.). Dem Thema vorangestellt sind die Thesen »Prinzip Hoffnung am Ende?« von H. Seidel (4ff.). Die Antwort ist weder ein Ja noch ein Nein, aber auch kein Jein. »Solange noch das Prinzip Hoffnung in Frage gestellt wird, so lange ist es nicht am Ende.« (4)

Weitere Hefte sind in Vorbereitung. Thesen zur Geschichte der DDR und SED, eine

Dokumentation zur Vertreibung E. Blochs aus Leipzig, Marxisten und Christen und die Kirchenpolitik der SED, Dritte Welt und Deutschland, Feminisierung der Gesellschaft, Marxismus und Revisionismus, eine Studie zur internationalen Entwicklung nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus und linke Wirtschaftspolitik sind die Themen, an denen derzeit gearbeitet wird. Für die zweite Hälfte des kommenden Jahres wird eine Konzentration auf die Problematik des Faschismus angestrebt. (Bezugsadresse: M. Franzke, Hamburger Straße 14, O-7021 Leipzig)

Christian Löser (Leipzig)

Heenen-Wolf, Susan: Erez Palästina. Juden und Palästinenser im Konflikt um ein Land. Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt/M., 1990 (254 S., br., 18,80 DM)

Die Gruppen- und Psychoanalytikerin berichtet in ihrem Buch, wie es dazu kam, daß im Nahen Osten zwei Nationalitäten entstanden, die palästinensische und die jüdisch-israelische, die beide um das eine »Land« (hebräisch: »Erez«) Israel-Palästina kämpfen. Sie gibt einen gut lesbaren populärwissenschaftlichen Überblick über die Geschichte des modernen Zionismus von seinen Anfängen bei Theodor Herzl, über die Shoa, die Gründung des Staates Israel und deren Folgen für die Palästinenser, den Sechs-Tage-Krieg, den Krieg im Libanon bis hin zur Intifada, und schildert die Reaktionen auf Seiten der Palästinenser, das Entstehen und die Entwicklung der arabisch-palästinensischen Nationalbewegung. Die Autorin bemüht sich, beiden am Konflikt beteiligten Parteien gerecht zu werden, indem sie den gegensätzlichsten Argumenten und Erfahrungen Raum schenkt, umgekehrt aber auch nach allen Seiten kritische Anmerkungen macht. So hebt sie z.B. das von Anfang an auf territoriale Erweiterung abzielende strategische Kalkül der Israelis sowie den mangelnden Realismus und die moralisch-politischen Fehler der Palästinenser hervor. Überzeugend geht sie auf Aspekte der kollektiven Psychologie ein, indem sie darlegt, wie beide Völker sich gegenseitig wahrnehmen, und wie manche maßlos-haßerfüllten Äußerungen arabischer Politiker von den Israelis als Fortsetzung des historischen Antisemitismus verstanden werden konnten und mußten (112). Das Buch gewinnt auch durch die geschickte Gegenüberstellung von literarischen Verarbeitungen des Konflikts durch israelische, diasporajüdische — Erich Fried genießt ihre besondere Wertschätzung — und palästinensische Schriftsteller. Leider wurde »zugunsten der besseren Lesbarkeit« (8) darauf verzichtet, die Quellen jeweils anzugeben und überprüfbar zu machen.

In ihrer Beurteilung des Zionismus spielt die Auseinandersetzung mit der Entschliebung Nr. 3379 der Vollversammlung der Vereinten Nationen vom 10. November 1975, die den Zionismus als »eine Form von Rassismus und rassistischer Diskriminierung« verurteilte (182), eine zentrale Rolle. Heenen-Wolf gibt in der Diskussion um diese umstrittene Frage ihre Präferenz zu erkennen, indem sie eine Äußerung der »Zionistischen Vereinigung für Deutschland zur Stellung der Juden im neuen deutschen Staat« vom 21. Juni 1933 zitiert, wonach in der Ablehnung der Assimilation und der Forderung nach jüdischer Massenauswanderung aus Europa eine gewisse Parallelität der Interessen von Zionisten und Nationalsozialisten deutlich geworden sei (47). Sie merkt zwar an, daß damals noch »niemand etwas von Dachau, Auschwitz oder Treblinka ahnen konnte« (ebd.), läßt aber die äußerst komplizierten innerjüdischen Diskussionszusammenhänge, die sich an die zionistische Bewertung des Diasporajudentums anschlossen, nicht genügend deutlich werden. In ihrer Erörterung des Rassismusbewurfs bezieht sich die Autorin ferner auf das Ineinander von Staat und Religion in Israel, das damit zusammenhänge, daß die Exklusivitätsansprüche der mosaischen Religion in nationalreligiöse Bahnen gelenkt und damit staatspolitisch wirksam geworden seien (183). Hier vermißt man eine sorgfältigere Berücksichtigung der jüdischen

Religion und Geschichte: Die Besonderheiten des israelischen Personenstandsrechtes sind kein Rassismus »unter dem Deckmantel der Religion« (183), sondern hängen mit dem jüdischen Religionsgesetz (Halacha) zusammen, das hinsichtlich des von Heenen-Wolf angeführten Verbotes der Mischehe eben nicht nach »rassischen«, sondern nach religiösen Gesichtspunkten diskriminiert und z.B. die Konversion erlaubt. Leider ist das Buch nicht frei von sachlichen Fehlern und Ungenauigkeiten. So hieß der Generalstabschef während des Jom-Kippur-Krieges nicht Jizchak Rabin, sondern David Elazar (173), und der »Kriegsherr« (204) Ariel Scharon — »Arik« (203) ist nur sein Spitzname — war der *Verteidigungsminister* während des Libanonkrieges. »Amal« heißt auch keineswegs die reguläre libanesische Armee, sondern eine von Syrien unterstützte schiitische Miliz (221). Eine Zeittafel sowie eine nützliche Liste deutschsprachiger Literatur schließen den Band ab. Matthias Morgenstern (Kusterdingen)

Langer, Felicia: Die Zeit der Steine. Eine israelische Jüdin über den palästinensischen Widerstand. Lamuv Verlag, Göttingen 1990 (218 S., br., 24,- DM)

Die Autorin hat über zwanzig Jahre lang Palästinenser vor Militärgerichten der israelischen Armee im Westjordanland verteidigt und dafür im Dezember 1990 den »Right Livelihood Award«, den sogenannten Alternativen Nobelpreis, erhalten. Die polnische Jüdin, die im Jahre 1939 vor den Nazis in die Sowjetunion floh und sechs Jahre später nach Israel emigrierte, spezialisierte sich nach ihrem Jurastudium auf die rechtliche Betreuung der Benachteiligten in der israelischen Gesellschaft — zunächst orientalische jüdische Einwanderer und nach dem Sechs-Tage-Krieg Palästinenser in den besetzten Gebieten. Bald machte sie es sich zur Aufgabe, den Familienangehörigen der Inhaftierten auch menschlich und moralisch beizustehen, Übergriffe einer randalierenden Soldateska abzuwehren, Fälle von Folterung und Rechtsbeugung aufzudecken und die Anliegen ihrer Klienten in die israelische und die internationale Öffentlichkeit zu tragen. In ihren autobiographischen Aufzeichnungen (1979-1989) erzählt sie aus dem Alltag derer, die unter dem Besatzungsregime leben müssen und gibt Beispiele aus ihrer Arbeit, die sie im Jahre 1990 unter Protest beendete, weil sie nicht länger ein »Feigenblatt« der Militärjustiz sein wollte. Langer schildert zahlreiche erschütternde Einzelschicksale von unverhältnismäßig bestraften, zu Unrecht verfolgten, deportierten und ihres Landes beraubten Palästinensern — eine grausige Illustration zu den Berichten von amnesty international. Sie erinnert an die gravierendsten Fälle von Menschenrechtsverletzungen: an den Versuch, vier junge Männer des Dorfes Kufur Salem mit einem Bulldozer lebendig zu begraben (198ff.); an den »Fall Beita«, wo nach einer gewalttätigen Auseinandersetzung zwischen jüdischen Jugendlichen und Palästinensern, während der sich durch einen Unfall ein Schuß aus dem Gewehr eines israelischen Wachmannes löste und eine Israelin tötete, ein ganzes Dorf kollektiv bestraft wurde (213); und an den Fall »von zwei palästinensischen Jugendlichen, die nach der Kaperung eines Busses festgenommen und im Gewahrsam der israelischen Geheimpolizei ... ermordet wurden« (175). Allerdings ist manches, was in den Tagebuchnotizen einer Israelin kommentarlos bleiben kann, für einen auswärtigen Leser erläuterungsbedürftig. So hätte im letzten »Fall der Buslinie 300« genauer ausgeführt werden müssen, daß es sich um eine polizeiliche Aktion zur Befreiung von Geiseln handelte und daß der Mord an den beiden Geiseln eine mehrmonatige öffentliche Diskussion nach sich zog, in deren Folge der damalige Gesundheitsminister Motta Gur von seinem Amt zurücktrat. Bei der Beurteilung des Buches hängt viel davon ab, zwischen dem moralischen und beruflichen Engagement der Autorin und dem (nicht fehlerfrei) aus dem Englischen und Hebräischen übersetzten und (nachträglich? von wem?) mit manchmal irreführenden Fußnoten versehenen literarischen Produkt zu unterscheiden.

Die Erläuterung des mit »Großisrael« (90) ungenau wiedergegebenen Slogans »Erez Israel HaSchlema« (das »ganze Land Israel«) erweckt den Eindruck, als habe es die israelische Rechte auf territoriale Zugewinne »bis nach Syrien und in den Irak« (ebd.) abgesehen. Anstelle dieser und anderer Fehlinformationen hätte man gern Näheres zum Rechtssystem in Israel und zur Militärgerichtsbarkeit in den besetzten Gebieten erfahren.

Das Unrecht, das auf der Westbank und im Gazastreifen geschieht, darf durch Vergleiche nicht aufgerechnet werden. Doch scheinen diese unvermeidbar zu sein, wenn man das Wahrgenommene einordnen und verstehen will. Die entscheidende Frage ist also die nach der Angemessenheit des Vergleichs. Immer wieder läßt die Autorin ihre dunkelsten Jugenderinnerungen anklingen. Doch werden die Holocausterfahrungen auch in Israel in ganz unterschiedlichen Diskussionszusammenhängen geltend gemacht. Sie begründen keine moralisch oder sachlich unanfechtbare Position. In seinem Vorwort schreibt Norman Paech, es gebe derzeit auf der Erde »kein Regime — außer Südafrika —, gegenüber dem die Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen derart klare Worte der Verurteilung« finde (9). Leider sagt dieses Urteil mehr über den bedauerlichen Zustand der Weltorganisation, die aus Gründen der politischen Opportunität zur Menschenrechtssituation andernorts schweigt, als über das Ausmaß der Verbrechen im »Heiligen Land« aus. Ein Vergleich, der zwar nicht den palästinensischen Opfern, aber doch vielleicht dem Zurechtrücken der europäischen Beurteilungsmaßstäbe dienen könnte, müßte die Zustände in den arabischen Nachbarländern hinzuziehen. — Wie weit Israel von der Rechtsstaatlichkeit entfernt ist, zeigt das Buch von Felicia Langer in beeindruckender Weise. Ihrem Kampf für die Menschenrechte der Palästinenser ist aber mit nachlässiger editorischer Arbeit und voreiligen Hypertrophien nicht gedient.

Matthias Morgenstern (Kusterdingen)

Benda, Roswitha v.: »... dann werden die Steine schreien.« Die Kinder der Intifada. Kindler Verlag München, 1990 (br., 195 S., 28,- DM)

Lipman, Beate: Alltag im Unfrieden. Frauen in Israel, Frauen in Palästina. Aus dem Englischen von Edgar Peinelt. Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt/M. 1989 (240 S., br., 15,80 DM)

Beide Autorinnen lassen Frauen zu Wort kommen, die in Israel/Palästina leben und von ihren Erfahrungen in diesem von der israelischen Unterdrückung und der palästinensischen Gegenwehr gezeichneten Land berichten. V. Benda beginnt mit historischen Darlegungen zum Verständnis des Palästinakonflikts sowie einer einleitenden Bemerkung zur Entstehung ihrer Reportage, die ihren eigenen biographischen Hintergrund zu erkennen gibt. Die Auseinandersetzung mit dem Schicksal der Araber in den Gebieten, die Israel im Sechs-Tage-Krieg des Jahres 1967 besetzte, führte die Autorin dazu, von ihrer anfänglich proisraelischen Einstellung und ihrer Zuneigung zur zionistischen Idee Abstand zu nehmen. Ihr Buch, das auf Erfahrungsberichten von Intifada-Aktivistinnen basiert, ist aus Betroffenheit entstanden und will nunmehr Sympathie für die Sache der Palästinenser wecken. Im Hauptteil des Buches erzählen drei junge arabische Frauen von ihren Erfahrungen im besetzten Westjordanland. Sie schildern, wie sich die manchmal brutalen, manchmal lächerlichen, aber immer demütigenden Maßnahmen der israelischen Armee auf ihren Alltag auswirken und wie die von der Intifada erfaßten Palästinenser demgegenüber versuchen, den Widerstand zu organisieren und ihn auf alle Gebiete ihres wirtschaftlichen und kulturellen Lebens auszuweiten. Die Interviewpartnerinnen haben passagenweise eine ähnliche Diktion. Dies könnte man der vereinheitlichenden Hand einer Übersetzung oder journalistischen Redaktion zuschreiben. Der Eindruck, daß die in der ersten Person dargebotenen

Erlebnisse merkwürdig unkonkret bleiben, so daß das anekdotenhafte Geschehen, auch von jeder anderen Palästinenserin hätte berichtet werden können, hängt möglicherweise damit zusammen, daß dieses Buch auf eine ganz andere Art und Weise authentisch ist, als es sich die Autorin vorgestellt hat. Die Rhetorik des gerechten Kampfes, der alle Opfer lohne und deshalb notwendig zum Erfolg führen müsse, kehrt monoton und stereotyp in allen Beiträgen wieder. Dies zeigt, daß der palästinensische Befreiungskampf unter historischen Bedingungen stattfindet, die nicht frei von äußeren Machtinteressen, ideologischen Verblendungszusammenhängen und den ihnen entsprechenden Sprachregelungen sind. Die Empörung über ein — nicht zu bestreitendes — Unrecht zum Maßstab des Verstehens gemacht zu haben, ist denn auch das eigentliche Defizit dieses Buches. Die Autorin ist zu fragen, ob sie in ihrem Bemühen, einer von ihr als gerecht erkannten Sache zu dienen, die nahöstliche Wirklichkeit nicht weniger widersprüchlich gesehen und dargestellt hat, als sie ist.

Was ist nun, nachdem durch den Golfkrieg und den Schulteranschlag der PLO mit dem Irak der Friedensprozeß um Jahre zurückgeworfen wurde und die Aufständischen um die bescheidenen Früchte der Intifada — in Gestalt von etwas Aufmerksamkeit in den westlichen Medien — gebracht wurden, von den Opfern zu halten, die auf den »Altäre(n) der Revolution« (67) dargebracht wurden? Und was von der heroischen Fixierung auf die Utopie, die »Heimat Palästina« (134), die die arabische Christin Sahar mehr liebt als ihren Vetter (ebd.), und das »Ziel« — es »heißt immer Palästina« (133) —, das angeblich jedes Martyrium rechtfertigt? Bietet die Intensität ihrer Heimatliebe denen, die — auf Grund welcher Interpretation ihrer Lage? in wessen Interesse? auf Grund welcher rationalen oder irrationalen Zweck-Mittel-Kalkulation? — schon in der Vergangenheit zu »opfern« hatten, etwa einen Schutz vor noch größerem Leid in der Zukunft, vor Vertreibung und Tod (vgl. 65, 135)? Führt man sich nur die jüngste Geschichte des Nahen Ostens vor Augen — die Genozide an den Armeniern und den Kurden sind nur ein Beispiel — so erschiene eine solche Behauptung geradezu als vermessen.

Nicht »ausgewogener«, sondern authentischer ist das Buch Beate Lipmans zu nennen, nicht nur, weil die britische Journalistin Jüdinnen und Palästinenserinnen zu Wort kommen läßt, sondern vor allem, weil sie dem Widersprüchlichen beider Seiten Gehör verschafft. Da wird eine Bewohnerin der Westbank mit der Äußerung zitiert, daß ihr die israelische Besetzung lieber sei als die jordanische vor 1967 (43); da ergreifen israelische Soldatinnen, überzeugte Zionistinnen, die zugleich Mitglieder der Friedensbewegung »Frieden Jetzt« sind, das Wort (64ff.); da beklagen sich jüdische und arabische Frauen über den religiösen Zwang und die Diskriminierung durch traditionelle Verhaltensmuster in ihrem jeweils eigenen Volk — besonders interessant ist das Kapitel über die Probleme des Ehe- und Familienrechtes, die damit zusammenhängen, daß es in Israel (wie übrigens in allen Ländern des Nahen Ostens) noch keine Zivilehe gibt (98ff.) —; da werden die Folgen der Intifada und der Militarisierung des öffentlichen Lebens für jüdische und arabische Frauen erörtert, wird der Alltag israelischer Soldatinnen, beispielsweise bei der Kontrolle der Passantinnen auf der nach Jordanien führenden Allenby-Brücke beschrieben (52ff.). Es fehlen auch nicht die Stimmen Amira Andrianovs, der Vorsitzenden der Textil-Gewerkschaft, der zweitstärksten Einzelgewerkschaft Israels (137ff.), und Netiva Ben Yehudas, der Kommandantin einer kämpfenden Einheit aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges (49ff.). Etwas überraschend ist die These, daß die politisch-militärischen Spannungen bei den Kontrahentinnen genau entgegengesetzte Folgen hinsichtlich ihrer Emanzipation hätten: während die Intifada eine Aufwertung der Frau in der arabischen Gesellschaft mit sich gebracht habe, bewirke die Militarisierung in Israel eine Versteinerung herkömmlicher gesellschaftlicher Strukturen.

Allerdings enthält das Buch sowohl in den Fußnoten des Übersetzers als auch in den Zwischenbemerkungen der Autorin einige sachliche Fehler. So ist aus dem biblischen Sichern (hebr. Schechem) über den Umweg eines Hörfehlers »Schrem« geworden (33) — gemeint ist die palästinensische Stadt Nablus. Die »sieben mitzvot« (30), an die sich die Araber nach Meinung einer jüdischen Siedlerin auf der Westbank halten sollen, sind keine »erweiterte Fassung der zehn Gebote« (ebd.) und nach rabbinischer Lehre auch keine religionsgesetzliche Zumutung für unterworfenen Völker. Sie stehen im Gegenteil dafür, daß die Palästinenser im religiösen Symbolsystem der befragten Siedlerin als Teil der universalen »noachitischen Menschheit« einen positiven Platz zugewiesen bekommen sollen: ein interessantes Beispiel für diesen an Mißverständnissen alles andere als armen Konflikt. Schließlich ist es schade, daß die äußere Gestaltung der Texte manchmal nicht mit der wünschenswerten Klarheit zu erkennen gibt, ob jeweils die Autorin oder eine ihrer Interviewpartnerinnen das Wort haben.

Matthias Morgenstern (Kusterdingen)

Morgenstern, Matthias (Hrsg.): Kampf um den Staat. Religion und Nationalismus in Israel. Verlag Haag + Herchen, Frankfurt/M. 1990 (260 S., br., 28,- DM)

Der israelisch-palästinensische Konflikt läßt allzuleicht vergessen, daß sich auch in der jüdischen Gesellschaft ein nach innen gerichtetes Konfliktpotential gebildet hat: Der seit Beginn der zionistischen Staatswerdung schwelende Konflikt zwischen strenggläubigen und säkularen Juden. Den politisch organisierten Segmenten der religiösen Orthodoxie ist es im Rahmen geschickter Koalitionsstrategien frühzeitig gelungen, ihre spezifischen Interessen innerhalb des jüdischen Staates deutlich zu vertreten. Seitdem Israel durch den Sechstagekrieg von 1967 die Kontrolle über die religionsgeschichtlich bedeutsamsten »heiligen« Stätten des antiken Judentums erlangte, hat die Frage nach der religiösen Legitimation des Judenstaates eine ganz neue Qualität bekommen. Wird die Hebräische Bibel als Kataster für die territoriale Ausdehnung Israels herangezogen, wie es gängiger orthodoxer Praxis entspricht, so wirft dies einen bedenklichen Schatten auf die Friedensfähigkeit politischer Theologen des jüdischen Fundamentalismus. Im Mittelpunkt des »Kulturkampfes« in Israel steht das Ansinnen der Frommen, ihre religiösen Grundüberzeugungen zur allgemeinverbindlichen Richtschnur individueller und gesellschaftlicher Praxis zu erheben.

Dem Theologen Morgenstern ist es gelungen, im Einleitungsaufsatz die historischen und religiösen Hintergründe des gegenwärtigen Kampfes um die gesellschaftliche Hegemonie im jüdischen Staat herauszuarbeiten. Zugleich erhält das deutschsprachige Publikum einen intimen Einblick in die differenzierte Struktur der religiösen Orthodoxie Israels und ihres Standorts innerhalb der jüdischen Tradition. Einen Großteil seiner Informationen hat der Autor aus hebräischen Quellen bezogen — vor allem aus der israelischen Tagespresse.

Im zweiten Teil werden Positionen führender Vertreter säkular-demokratischer und radikal-religiöser Strömungen dokumentiert. Sie zeigen, mit welcher Vehemenz im heutigen Israel um den genuin »jüdischen Charakter« des eigenen Staatswesens gerungen wird. Faktisch ist die israelische Nation längst gespalten. Da es in Israel zu keiner Zeit einen ethischen Grundkonsens zwischen den tonangebenden Kräften gegeben hat, haben die zionistischen Staatsgründer wohlweislich auf die Einsetzung einer Verfassung verzichtet, die den Staat nach dem Willen der laizistischen Mehrheit vor dem Zugriff weltanschaulicher Partialinteressen hätte schützen können. Stattdessen wurden der Religion von vornherein auch solche Aufgaben zugebilligt, die in liberal-demokratischen Ländern in aller Regel dem Staat zufallen. Institutionalisiert im orthodoxen Oberrabbinat, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch von den osmanischen

Behörden eingerichtet worden ist, blieb jenen gemäßigten religiösen Gruppen, die dem Reformjudentum zuzurechnen sind, bis zum heutigen Tag jeglicher religionspolitischer Einfluß verwehrt. Vom Erziehungswesen abgesehen, ist der Einfluß streng religiöser Kräfte im Bereich der Personenstandsgesetzgebung am augenfälligsten. Allein der orthodoxe Rabbiner ist befugt, Ehen zu schließen bzw. sie zu annullieren; sogenannte »unreine«, nämlich nicht-ehelich gezeugte Personen dürfen erst gar nicht heiraten. Mit dem Erstarken der politischen Parteien der Religiösen hat die Bereitschaft der liberalen Juden, sich im Alltagsleben immer weiteren religiösen Rechtsvorschriften zu beugen, stark abgenommen. Nicht von ungefähr ist auf beiden Seiten eine wachsende Gewaltdisposition zu beobachten.

Gewiß verfügen die aufgeklärt-säkularen Kräfte Israels trotz der für sie langfristig ungünstigen demographischen Entwicklung noch immer über eine klare Mehrheit, zumal vor dem Hintergrund der derzeitigen Einwanderungswelle russischer Juden die europäisch-aschkenasische Komponente Israels wieder deutlich Auftrieb erhält. Doch am Beispiel von Jerusalem macht Morgenstern deutlich, wie weit inzwischen der gesellschaftliche und politische Einfluß der Strenggläubigen geht. Etwa ein Drittel der dortigen jüdischen Bevölkerung ist inzwischen radikal-orthodoxen Strömungen verpflichtet. Wären die Frommen untereinander nicht selber hoffnungslos zerstritten, könnte die Heilige Stadt bald auch als das politische »Mekka« des jüdischen Fundamentalismus gelten. Wie konnte es soweit kommen, daß die Minderheit der Strenggläubigen ihre privilegierte Stellung derart beharrlich festigen und ausbauen konnte, obwohl Israel nach bürgerlich-demokratischen Spielregeln regiert wird? Die Antwort liegt gewiß nicht allein in der koalitionspolitischen Abhängigkeit der beiden großen Parteiblöcke von den Stimmen der religiösen »Partner«. Auch auf seiten der säkularen zionistischen Mehrheit ist — bei aller Skepsis gegenüber den Wahrheits- und Machtansprüchen der jüdischen Orthodoxie — stets das Bewußtsein wachgeblieben, welche historische Rolle der Religion für das kollektive Überleben der jüdischen Nation attestiert werden muß. Diese Überlegung mag hinter dem Diktum der früheren Premierministerin Golda Meir stehen, wonach auch den modernen Israelis »ein bißchen Jiddischkeit« nicht schaden könne.

Überzeugend schlicht kommt diese Auffassung im Aufsatz von Jehuda Koppermann zum Ausdruck: »Es ging darum, einen Staat der Juden aufzubauen. Auch jemenitische Juden und Juden aus Los Angeles, Stockholmer und Wiener Juden und Juden aus dem Atlasgebirge haben von vornherein in kultureller Hinsicht nichts miteinander gemein ... So wurde die Religion zu einem Herrschaftsinstrument, das die Einwanderer aus verschiedenen Kulturen und Mentalitäten vereinen sollte, und dadurch ungeheure Macht an sich riß.« (193)

Das Buch Morgensterns schließt eine Lücke in der deutschen Israel-Literatur. Der Anhang mit wichtigen Dokumenten, einem kommentierten Glossar der hebräischen Begriffe und einer kurzen Literaturübersicht hilft dem interessierten Leser, sich einen Zugang zur Thematik zu erschließen.

Martin Kloke (Bonn)

Nirumand, Bahman (Hrsg.): Im Namen Allahs. Islamische Gruppen und der Fundamentalismus in der Bundesrepublik Deutschland. Dreisam-Verlag, Köln 1990 (163 S., br., 19,80 DM)

Der Titel scheint doppelsinnig formuliert; das Vorwort stellt aber klar, daß es nicht auch um etwaige Spielarten religiös oder kulturell begründeten bundesrepublikanischen Fundamentalismus geht, sondern daß für das »Leben in einer multikulturellen Gesellschaft« (8) die Auseinandersetzung mit den fundamentalistischen und sonstigen Strömungen der 'anderen' Kulturen Voraussetzung sein soll. In jedem Fall ist die Auf-

klärung darüber notwendig, daß der Islam kein monolithischer Block ist und daß nicht alles, was 'Im Namen Allahs' geschieht, etwas mit Religiosität und Verwurzelung in religiösen Vorstellungen zu tun hat. Mit einer Mischung aus theoretischen Erörterungen und Beobachtungen aus der Praxis will der Herausgeber »künstlichen Grenzziehungen« (7) zwischen Barbarei und Zivilisation entgegenwirken.

In dem einleitenden Aufsatz räumt Reinhard Schulze mit der Vorstellung auf, daß islamischer Fundamentalismus einen irrationalen Rückzug in eine ehrwürdige Tradition verkörpert. Er zeigt auf, daß der Anspruch der Gelehrten, auch politisch gegenüber der Gemeinde zu handeln, erst im 18. Jahrhundert entstanden ist. In den zwanziger und dreißiger Jahren sowie in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts stieß er auf Grund der Zweiteilung in eine koloniale und eine vernachlässigte Gesellschaft auf breitere Zustimmung der weniger privilegierten Bevölkerung. Heutzutage strebt er einerseits eine abgekoppelte »islamische« Gesellschaft an und hat andererseits das Ziel, die herrschende Ordnung zu »islamisieren«. Die letztere Bestrebung, auch Integrationismus genannt, spielt zwar international eine große Rolle, ist in der Bundesrepublik jedoch unbedeutend. Hier hat der Islam bei den Zugewanderten vor allem die Rolle eines neuen Symbolsystems, das »ein kulturelles Vakuum« (33) überdeckt und scheinbar die soziale Entwurzelung auffängt — diese in Wirklichkeit jedoch perpetuiert. Die Antwort auf die Frage, warum es keine stabile Säkularisierung oder weitreichendere Modernisierungsbestrebungen des Islams gegeben hat, ist etwas kurz geraten und legt als Schlußfolgerung nahe, daß man sich unter den gegebenen Umständen auf Dauer mit dem Fundamentalismus der Mitbürger islamischen Glaubens abfinden muß.

Die Zusammenschau der drei Aufsätze Karl Binswangers, die mit empirischem Material und authentischen Berichten unterlegt sind, hinterläßt den Eindruck mafia-ähnlicher Gemeinschaften, die sich von den Werten der Mehrheitsgesellschaft abkoppeln, über erhebliche finanzielle Mittel verfügen und sich nicht scheuen, kriminelle Methoden bei der Durchsetzung ihrer Ziele zu verwenden. Der Verfasser suggeriert in seiner Darstellung, daß es vor allem die Toleranz der demokratischen bundesrepublikanischen Gesellschaft ist, die deren Ausdehnung ermöglicht. Er stellt nicht die Frage, inwieweit ökonomische Krisen und Ausgrenzungstendenzen unserer Gesellschaft dazu beitragen, daß »der türkische Fundamentalismus das Exil braucht« (54), mit anderen Worten in Deutschland radikaler auftritt als in der Türkei. Der kurze Beitrag von Hans-Günter Kleff zur Situation in »West-Berlin« erinnert als einziger daran, daß der 'Zeitgeist' für »Fundamentalisten und Rückwärtsgewandte jeder Couleur« (123) günstig zu sein scheint, und vermittelt einen Einblick in die Verschränkungen und Interdependenzen der türkischen und deutschen politischen Szene. Seine Beobachtungen aus den achtziger Jahren zeigen, wie sich ähnliche gesellschaftspolitische Vorstellungen — im religiösen oder säkularisierten Gewande — gegenseitig unterstützen.

Die Frage, ob der religiöse Fundamentalismus der ausländischen Gruppen eventuell ethnische Unterschiede in den Hintergrund treten lassen wird und eine Basis für eine gemeinsame Organisation der Muslime in Deutschland bilden könnte, untersucht Peter Heine. Er betrachtet Muslime aus vier verschiedenen Ländern, deren Auswanderungsmotiv und sozialer Hintergrund sehr unterschiedlich sind, und stellt fest, daß ethnische Unterschiede häufig mit denen des religiösen Bekenntnisses einhergehen, und daß solche aus dem Heimatland in der Bundesrepublik perpetuiert werden, so daß es keine interethnische Solidarisierung auf religiöser Grundlage geben kann. Die emotional stabilisierende und psychisch stützende Seite der Religion wird von zwei Frauen demonstriert. Nirumand veröffentlicht ein »Interview mit Medina«, einer zum Islam konvertierten Deutschen, das beinahe virtuos die Aspekte, die zur Konversion geführt

haben, und diejenigen, die bei der Entscheidung ausgeklammert worden sind, vortreibt. Udine Fülling, die durch praktische Sozialarbeit mit einem »Mädchen mit Kopftuch und Computer« konfrontiert war, reagiert mit Toleranz auf den Wunsch einer jungen Türkin, sich nach außen als »Muselmanin« erkennen zu geben. Sie beschreibt den Konflikt, der hinter dieser Demonstration steckt, und verdeutlicht die Hilflosigkeit dieser Form von Toleranz.

Babak Ramadans Aufsatz über Rushdie repräsentiert eine Kritik an der islamischen Religion auf kulturgeschichtlicher Basis. Im Einzelnen wird man einwenden können, daß die 'Pionierleistung' kulturgeschichtlich orientierter deutschen Orientbetrachtung darin bestand, die Unterschiede in der Assimilation des antiken Erbes im Orient und Okzident herauszuarbeiten, nicht aber die Rezeption der Antike durch islamische Theologen nachzuweisen. Wirklich problematisch erscheint mir jedoch der Versuch, die Intervention Rushdies als Aufhänger für die Konstruktion eines arabisch-iranischen Kulturdualismus zu verwenden. Das »immanent-unorganische Daseinsgeschehen« (152) des Islams arabischer Provenienz wird hervorgehoben und dann mit den »geistigen Widersprüchen« und Einsprüchen iranischer Dichter und Denker konfrontiert. Die Grenzziehung zwischen Barbarei und Zivilisation kann aber nicht dadurch bekämpft werden, daß man versucht, einzelne Völker und Kulturen auf die Seite der Zivilisation herüberzuretten. Bei diesem Problem zeigt es sich, daß das Vorwort, das zunächst sympathisch zurückhaltend wirkt und vermutlich als Kontrapunkt zu den 'Zensurmaßnahmen' gegenüber Rushdie intendiert war, den Leser mit den verschiedenen Positionen der Aufsätze zu sehr sich selbst überläßt. Die Desinformation über den Islam ist jedoch nicht in erster Linie fehlendem Informationsmaterial geschuldet, sondern selektiver Wahrnehmung und mangelnden Verarbeitungsmöglichkeiten. Der Herausgeber hätte Auswahl und Zusammenstellung der Beiträge genauer erklären sollen.

Ludmila Hanisch (Berlin)

Colpe, Carsten: Problem Islam. Athenäum Verlag, Frankfurt/M. 1989
(160 S., br., 28,- DM)

Warum verdichten sich gerade im Islam Ängste der westlichen Gesellschaften vor kultureller Überfremdung, vor Terrorismus, vor der Rache der Armen an den Reichen, vor Frauenunterdrückung, Rückfall ins Mittelalter, Zerstörung von Demokratie und Gewissensfreiheit zu einem kohärenten Feindbild? Der Berliner Religionshistoriker Colpe geht dieser Frage in verschiedenen Vorträgen und Aufsätzen aus den Jahren 1979 bis 1988 nach, die hier dokumentiert werden: Ob er die abendländischen Ängste vor dem Islam seit dem Frühen Mittelalter rekonstruiert, die islamische Theokratie im Iran analysiert, zur Rushdie-Affäre oder zum Kopftuchstreit Stellung nimmt, oder die verschiedenen Schichten ideologischer Begründungen des Golfkriegs (Irak/Iran) bis zu ihren Wurzeln verfolgt, immer fragt Colpe nach den Interdependenzen zwischen dem, was man die abendländisch-westliche und die orientalistisch-islamische Kultur nennt. Sein Fazit: Was am Islam befremdet, bedroht, in Haß- und Kriegsbereitschaft versetzt, ist keineswegs völlig fremd und unbegreiflich, sondern gerade das aus der eigenen Geschichte Vertraute, Verwandte, das verdrängt wurde.

Die Theokratie ist »in den Verständigungsschwierigkeiten der westlichen und islamischen Welt ... der gewichtigste Komplex« (67). Als eine Konzeption von Herrschaft, in der das Priestertum vor dem Königtum rangiert und sich in seinen Gesetzen unmittelbar auf Gottes Offenbarung beruft, bildet sie aber ein zentrales Element auch der jüdisch-christlichen Tradition (75). Durch Augustinus fand sie, zusammen mit einer naturrechtlichen Rechtfertigung von Folter, staatlichem Terror und Krieg,

Eingang ins katholische Mittelalter. Auch am Protestantismus lassen sich theokratische Formen studieren, ob bei Calvin in Genf, den Independenten Cromwells, den Pilgervätern Neuenglands (81f.). Ihr Wiederaufleben in der Staatstheorie Chomeinis ist nichts genuin Islamisches. So galt im schiitischen Iran jahrhundertlang die weltliche Herrschaft als ungesetzlich, ohne daß die Religionsgelehrten daraus den Anspruch auf Übernahme staatlicher Gewalt ableiteten. Dies geschah erst im 20. Jahrhundert und gipfelte in Chomeinis Delegationsprinzip, wonach der letzte legitime religiöse Führer der Schiiten, der »entrückte« zwölfte Imam, höchste Autorität in Glaubensfragen und Herrschaft an den am besten dafür qualifizierten Religionsgelehrten delegiert habe (72ff.).

Das Grundproblem der Theokratie besteht nach Colpe darin, daß niemals eindeutig zu entscheiden ist, »in welchem Ausmaß an der Formulierung des Gotteswillens der Eigenwille des Menschen beteiligt ist, der ihn verdolmetscht« (141). Die Inhaltsleere der theokratischen Entwürfe, der Zwang zum Terror nach innen und außen sei die notwendige Folge. Im Golfkrieg (Iran/Irak) geht das Konzept der iranischen Theokratie mit dem »Weltherrschafts-gedanken«, dem politischen Messianismus und dem römischen Friedensbegriff (die Göttin Pax steht auf dem Rücken des geschlagenen Feindes, 143) ein gefährliches Amalgam ein. Aber genausowenig, wie diese Ideologeme islamischen Ursprungs sind, bleiben sie, wie man am zweiten Golfkrieg sehen konnte, auf den Nahen Osten beschränkt. Vielmehr führen sie auch in »westlichen« Werten ihr Eigenleben weiter: ob als Weltherrschaft der Kolonialmächte oder des Kapitalismus (154) oder als Pax Americana. Was die irakische Ideologie des Baath angeht, so zeigt Colpe, daß sie Europa mehr verdankt als dem Islam: Nicht nur dominieren Säkularismus und Nationalismus, führende Vertreter des Baath stammen auch aus der christlichen Tradition des Orients (150f.).

Wie sehr die Angst vor dem Islam in ihren historischen Wurzeln nicht nur der Erfahrung militärischer, sondern auch der intellektueller und moralischer Unterlegenheit des Abendlandes entspringt, zeigt Colpe an den Beispielen des Theologen Raimundus Lullus (1235-1316), der den Koran als »ein Buch von großer Weisheit und von der schönsten Komposition, die es gibt oder geben könnte«, beschrieb, und den Sarazenen als den Übermittlern der griechischen Philosophie höchstes Lob zollte (21ff.), und Luthers, der ärgerlich die Schwierigkeiten gefangener Christen, sich den Türken gegenüber moralisch überlegen zu erweisen, beschrieb (31). In einer von Colpe zitierten Tischrede bricht unverhüllte Aggressivität durch: »Wenn ich Samson wer, ich wolt yhm bald radten, wolt yhm all tag tausen Turken todt schlagen ...« (33)

Colpes Buch argumentiert an vielen Stellen theologisch und innerhalb eines protestantischen Paradigmas. Gerade dadurch gelingt es ihm jedoch, »christliche Wurzeln« der gegenwärtigen Islamphobie im Westen herauszuarbeiten. Seine Perspektive ist der Wiederbelebung des Kreuzzugsdenkens (z.B. bei Scholl-Latour) entgegengesetzt. Beide »Kulturen« sind sich viel zu nahe mit ihren wechselseitigen Übergängen und Einflüssen; ihre Polarisierung ist nur möglich, wenn nicht nur die Komplexität der Beziehungen zwischen Europa und dem Nahen Osten, sondern auch die Widersprüche in den nahöstlichen Gesellschaften selbst auf einen einfachen Gegensatz reduziert werden. Damit wird aber »Angst, die ganz woanders herkommt, auf den Islam projiziert ... Man muß Angst ... als solche überwinden, dann verschwindet auch die Angst vor dem Islam.« (37)

Aufgrund seiner geistesgeschichtlichen Herangehensweise gelingt es Colpe nicht zu erklären, wie jahrtausendealte Ideologeme zu materiellen Kräften der Geschichte werden können. Zu sehr bleibt er in der Vorstellung befangen, Ideologie bestehe nur darin, wenn ein Gedanke »... verfälscht, wenn er vordergründig auf eine Wirklich-

keit gepopft wird, auf die er nicht paßt ...« (135). So sehr Ängste zur Rekonstruktion geschichtlichen Handelns herangezogen werden, so wenig weiß man am Ende über die wirklichen gesellschaftlichen Entstehungsgründe dieser Ängste, wenn sie schließlich zur Existenzangst stilisiert werden (z.B. 37). Am Beispiel des Rüstungsexports im irakisch-iranischen Krieg läßt sich beobachten, wie Colpe das Problem nur durch ein Kurzschließen von anthropologischen Fragen und ökonomischen Begründungen lösen kann (154ff.). Eine weitere Schwäche des Buchs ist, daß die Aufsätze ohne Versuch einer zusammenfassenden Synthese präsentiert werden. An einigen Stellen verwirrt die Fülle der historischen Fakten, wird der Anspruch, islamwissenschaftliches Wissen zu popularisieren (7), nicht eingelöst (39f., 89f.).

Ulrich Mehlem (Berlin)

Ökonomie

Howard, Michael Charles, und John Edward King: A History of Marxian Economics. Volume I: 1883-1929. Macmillan, Basingstoke, London 1989
(359 S. Ln. 40£, br. 11,99£)

»Marx an die Uni!«, so hieß es einmal vor zwanzig Jahren. Einige Marxisten sind in der Tat an die Universitäten gekommen, gelegentlich sogar auf Ökonomie-Lehrstühle. Das hat einige Unarten gefördert, etwa das einer Sozialwissenschaft wie der Politischen Ökonomie unangemessene Protzen mit mehr oder weniger (meist weniger) avancierter Schulmathematik, oder das für jede Sozialwissenschaft tödliche Desinteresse an der Geschichte der eigenen Disziplin. Nach einer kurzen Welle der Wieder- und Neuentdeckungen, der wir zahlreiche Neu- und Nachdrucke klassischer Texte der marxistischen Ökonomie verdanken, erlahmte das Interesse an der Geschichte der marxistischen Tradition. Die (nicht-leninistischen) »Geschichten des Marxismus«, die wir besitzen, sind von Philosophen verfaßt und vernachlässigen die Marxsche und marxistische Ökonomie gründlich. Das Buch von Howard und King kann und wird hier Abhilfe schaffen. Es ist der erste Band einer auf zwei Bände angelegten Geschichte der marxistischen ökonomischen Theorie nach Marx. Er erscheint in der von Sam Aaronovitch herausgegebenen Reihe »Radical Economics«. Die Autoren lehren Ökonomie in Kanada und Australien; sie haben zusammen bereits eine kritische Einführung in die Marxsche Ökonomische Theorie publiziert (*The Political Economy of Marx*, 1985).

Im ersten Band wird die Periode von 1883 — Marx' Todesjahr — bis 1929, dem Jahr des Ausbruchs der Weltwirtschaftskrise, behandelt; im zweiten Band soll die Periode 1929 bis 1990 dargestellt werden. Bis zum Ersten Weltkrieg und noch während des Interbellums ist die marxistische ökonomische Theorie weitgehend eine Angelegenheit deutscher (bzw. deutsch schreibender) und russischer Intellektueller. Daher gliedern Howard/King ihren ersten Band in drei Abschnitte: Beiträge deutscher Theoretiker von 1883 bis 1914, Beiträge russischer Theoretiker bis 1917 und dann die weitere Entwicklung im deutschen bzw. russischen Sprachraum im Zeichen der Auseinandersetzung zwischen Sozialdemokratie und Kommunismus. Die Darstellung ist weitgehend chronologisch aufgebaut und an großen Theoretikern und großen Debatten orientiert. Sie beginnt mit der Arbeit von Engels als Nachlassverwalter und Herausgeber des zweiten und dritten Bandes des *Kapital*, folgt den ersten, von Engels angeregten werttheoretischen Debatten und reicht über den Revisionismusstreit bis zu den Debatten um das jüngste Stadium und die weiteren Aussichten der kapitalistischen Entwicklung vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Der zweite Teil über die Geschichte der marxistischen Ökonomie in Rußland beginnt mit der Darstellung des »Erbes«, d.h. der

Ansichten von Marx und Engels über die Sonderentwicklung und die Aussichten des Kapitalismus in Rußland, führt in drei grundlegenden Kapiteln die politische-ökonomischen Ansichten Plechanows, der von Marx tief beeinflussten Volkstümler und der theoretisch äußerst produktiven »legalen« Marxisten vor und richtet sich anschließend auf die Entwicklung der politisch-ökonomischen Ansichten Lenins und Trotzki und die Debatten um das jüngste und vermeintlich »letzte« Stadium des Kapitalismus zwischen Bucharin und Lenin vor 1917. Im dritten Teil werden zuerst die Versuche Hilferdings, Sternbergs und anderer vorgestellt, die Nachkriegsentwicklung des Kapitalismus auf den Begriff zu bringen. Dann folgt ein sehr ausführliches Kapitel über die politisch-ökonomischen Debatten in der Sowjetunion von 1917 bis Ende der zwanziger Jahre, in dem alle wichtigen Autoren, vor allem auch die wenig später umgebrachten Theoretiker Bucharin und Preobraschensky zu Wort kommen. Der Band endet mit der Darstellung der Debatte um die Zusammenbruchstheorie, die 1929, am Vorabend des Ausbruchs der Weltwirtschaftskrise, mit der Publikation von Henryk Grossmans Buch zur Akkumulations- und Krisentheorie noch einmal entbrennt.

Die Autoren Howard und King sehen sehr klar die eigenartige Position der marxistischen Ökonomen dieser ersten nach-Marx'schen Generation: bis auf wenige Ausnahmen (z.B. unter den russischen »legalen« Marxisten) außerhalb bzw. am Rande der akademischen Welt und in der Regel eng verbunden mit Organisationen der Arbeiterbewegung, von denen sie vielfach auch materiell abhängig sind. Konfrontiert mit der wütenden und bis auf wenige Ausnahmen (man denke an Böhm-Bawerk oder von Bortkiewicz) auch wenig sachkundigen Kritik der herrschenden akademischen Ökonomie, die sich von der Politischen Ökonomie je länger desto weiter entfernt; verstrickt zwischen verschiedenen Strömungen der Arbeiterbewegung. Das führt tendenziell zu einem stark (über)politisierten Stil der politisch-ökonomischen Diskussion. Es hat auch dazu geführt, daß sich die Marxisten nach wenigen Duellen (z.B. Böhm-Bawerk — Hilferding) aus der Debatte mit der herrschenden, »bürgerlichen« Ökonomie verabschiedeten und auf deren eigene Entwicklung kaum noch reagierten. Ferner bleiben trotz erstaunlich vieler analytischer Entdeckungen und Fortschritte bekannte Lücken und Schwächen der Marx'schen Theorie unbearbeitet, Diskussionen werden wieder und wieder ohne Klärung der wichtigsten Streitfragen abgebrochen, allerlei fruchtbare Ansätze bleiben liegen bzw. werden unterdrückt.

Die Darstellung in dieser bewußt kritischen Geschichte ist gut dokumentiert — die Originalliteratur wird auch da, wo sie nicht in englischen Übersetzungen vorliegt, in der Regel vollständig herangezogen. Die zeitgenössischen Debatten, angefangen bei der durch Engels selbst provozierten ersten werththeoretischen Debatte, werden sorgfältig wiedergegeben; Gegenpositionen, Kritiken und Antikritiken kommen angemessen zu Wort. Im Gegensatz zur marxistisch-leninistischen Geschichtsschreibung sind Howard und King nicht an guten oder schlechten Absichten und nicht am politischen Erfolg oder Mißerfolg der behandelten Theorien interessiert. In altmodischer Fairness trachten sie, genau die Stärken und Schwächen des jeweiligen Beitrags herauszuarbeiten. An einem Klassiker des deutschen Revisionismusstreits wie Bernstein interessiert sie eben, wie gut oder schlecht seine Kritik der Orthodoxie begründet ist. Ihr historischer Zugang bewahrt sie vor der Arroganz der Nachgeborenen: Mühelos können sie zeigen, daß die Zeitgenossen die Stärken und Schwächen wichtiger Beiträge (etwa die Hilferdings, Luxemburgs, Sternbergs, Bucharins) genau gesehen und treffend kritisiert haben. In einer dermaßen überpolitisierten Tradition wie der marxistischen ist Theoriesgeschichte unvermeidlich immer auch Wiederentdeckung, Rehabilitation, zumal dann, wenn anders als im Marxismus-Leninismus die Unfertigkeit des Marx'schen Theorieprojekts und die Offenheit der marxistischen Theoriedebatten betont wird.

Diese Stärke des Buchs läßt sich gut am Beispiel des russischen Revisionismus verdeutlichen (siehe Kap. 10): Der bei weitem wichtigste marxistische Ökonom Rußlands in dieser Periode ist Professor Tugan-Baranowsky, ein »legaler« Marxist, wie das zeitgenössische Schimpfwort lautet. Tugan, später nur noch durch die polemische Brille Lenins und seiner Nachfolger bekannt, hat alle zeitgenössischen Marxisten in Rußland und Deutschland durch seine Arbeiten zur Krisentheorie, zur Industrialisierung, zur Wert- und Verteilungstheorie tief beeinflusst. Er war nach 1900 kein »orthodoxer« Marxist mehr, blieb aber Sozialist. Wegen seiner wachsenden Zweifel an der wertheoretischen Grundlage der marxistischen Ökonomie, die er auf eklektische Weise zu beruhigen suchte, war er einer der ersten, die sich wiederum auf die Suche nach ethischen Begründungen für eine sozialistische ökonomische Ordnung machten. Er nahm die Themen der Entfremdung und des Fetischismus auf, die er bei Marx fand und die von der marxistischen Orthodoxie der Zeit ignoriert wurden. Auf ähnliche Weise lassen Howard und King in einem späteren Kapitel (Kap. 15) dem für die Konzeption einer sozialistischen ökonomischen Entwicklung wichtigsten sowjetischen Ökonomen der zwanziger Jahre, Preobraschensky, Gerechtigkeit widerfahren. Historisch korrekt schildern sie die durchaus noch offenen Debatten um die Wege der Industrialisierung in der Sowjetunion. Sie verschweigen die zentrale Schwäche dieser Debatte nicht: Keinem der bolschewistischen oder nicht-bolschewistischen Autoren gelingt in dieser Phase eine adäquate Beurteilung der Entwicklung und der weiteren Aussichten des Weltkapitalismus; eingegraben in der Polemik gegen den sogenannten Neo-Revisionismus — vor allem Hilferdings These vom »organisierten Kapitalismus« — schwanken sie zwischen mehr oder minder vollmundigen Varianten der Überzeugung, daß der Kapitalismus als ökonomisches Weltsystem sich im Niedergang befinde, ohne dafür je eine klare ökonomische Begründung geben zu können. Kondratieffs Arbeiten zu den »langen Wellen« werden von der leninistischen Orthodoxie als Unsinn abgewiesen. Der einzige konsequente Versuch, den unvermeidlichen Niedergang der kapitalistischen Ökonomie im Weltmaßstab theoretisch zu beweisen, Henryk Grossmanns Buch von 1929 (Kap. 16), wird trotz nützlicher Detailsichten von marxistischen Ökonomen aller Couleur wegen seiner völlig unzureichenden Begründung (keine Theorie der Akkumulation(srate), keine Theorie des technischen Fortschritts) verrissen.

Gelegentlich kann man sich über Gewichtung und Nuancierung streiten, was die Bedeutung einzelner Beiträge und Autoren betrifft. Das gilt zum Beispiel für die Darstellung der ersten wertheoretischen Debatten vor bzw. nach dem Erscheinen des dritten Bandes des *Kapital* (1894). Alle, auch die seinerzeit ignorierten und folgenlosen Beiträge zu dieser Debatte werden ausführlich dargestellt (vgl. Kap. 2 und 3). Das läßt sich im Blick auf die Debatte um das berühmte Transformationsproblem, die nach dem Zweiten Weltkrieg immer wieder (und bis heute) geführt wurde, gut begründen — immerhin sind die analytischen Problemstellungen und Lösungen, die heute erörtert werden, den damaligen Ökonomen in den Grundzügen bereits bekannt. Autoren, die einen anderen Weg der wertheoretischen Debatte eröffnet haben, wie Petry und Rubin, werden nur (in einer Fußnote) am Rande erwähnt. Weil sie damals folgenlos blieben? Oder weil die Mehrzahl der heutigen Ökonomen mit ihren Beiträgen nichts anfangen kann? Ebenso stiefmütterlich scheint mir die Behandlung, die Howard und King Eugen Varga angedeihen lassen, der nur einmal kurz erwähnt wird (298), obwohl er doch bereits in den zwanziger Jahren eine neue Richtung marxistischer empirischer Wirtschaftsforschung begründet hat. Die ersten Versuche zur Umsetzung theoretischer Kategorien der Marxschen Ökonomie in empirisch brauchbare Konzepte — etwa zur Berechnung einer Mehrwertrate — stammen von ihm.

Gab es in den 46 Jahren nach Marx' Tod, die in diesem 1. Band behandelt werden,

Fortschritte in der marxistischen Ökonomie? Auf jeden Fall wird eine enorme Komplexität erreicht: Wenn auch noch längst nicht alles, so sind doch am Ende dieser Periode sehr viel mehr der wichtigen ökonomischen Schriften von Marx zugänglich und bekannt als am Anfang; dazu kommt eine Vielzahl wichtiger Schriften marxistischer Ökonomen — man denke etwa an Hilferdings *Finanzkapital* (1910) als den bei weitem einflußreichsten Text der marxistischen Ökonomie neben Marx' *Kapital* (siehe Kap. 5). Nach 1917 ist der Marxismus mit einer weltweiten politischen Bewegung assoziiert. Es gibt zwar noch orthodoxe Strömungen, aber keine alles bestimmende Orthodoxie mehr. Die meisten der relevanten Streitfragen sind bereits bekannt und zumindest ansatzweise diskutiert, keine ist wirklich entschieden worden. Die Liste der theoretischen Probleme, die eine marxistische Politische Ökonomie zu bearbeiten hat, ist immer länger geworden. Am Ende des Revisionismusstreits fassen Howard und King sie in vier Punkten zusammen: Werttheorie, Krisentheorie, Erklärung der aktuellen Entwicklung des Kapitalismus und Erklärung der Gegensätze zwischen »kapitalistischen Ländern«. 1929 sind mindestens vier bedeutende Themen dazu gekommen, denen sich die Marxisten zu stellen haben: die wachsende ökonomische Rolle des Staates in allen fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern, das Phänomen der faschistischen Bewegungen und Staaten, das Phänomen des »Sozialismus« in der Sowjetunion, und weiterhin die Beurteilung der Entwicklungschancen des fortgeschrittenen Kapitalismus (86, 339). Keines dieser Themen kann heute als erledigt gelten. Im Gegenteil: in der Großen Depression und nach 1945 sind noch etliche dazugekommen. Auf den zweiten Band dieser Geschichte der marxistischen Ökonomie darf man also gespannt sein.

Michael Krätke (Amsterdam)

Przeworski, Adam: The State and the Economy under Capitalism. Harwood Academic Publishers, Chur 1990 (126 S., br.)

Das kleine Buch ist der Band 40 einer Reihe »Fundamentals of Pure and Applied Economics« und als solcher Teil einer von John Roemer herausgegebenen Unterabteilung »Marxian Economics«. Die Reihe soll neue Forschungsergebnisse auch den nicht auf das jeweilige Teilgebiet spezialisierten Ökonomen zugänglich machen. Es handelt sich demgemäß um einen knappen und konzisen Überblick über die Anwendungsmöglichkeiten der neoklassischen Analyseapparatur auf traditionelle Probleme (nicht nur) der marxistischen Staatstheorie. P. argumentiert entsprechend der Programmatik des sog. »Analytischen Marxismus«, auch »No-Bullshit-Marxism« genannt, sachlich und nüchtern. Fragen, die empirisch geklärt werden können (oder müssen), werden auch in diesem Sinne besprochen, unter Heranziehung der entsprechenden Forschung. Polemik fällt nur gelegentlich an, wenn P. Dunkel- oder Dummheiten, an denen es in der von ihm referierten Diskussion nicht fehlt, abfertigen kann.

Für diejenigen Leser, die eher traditionelle (marxistische oder anderweitige) staats-theoretische Kost gewöhnt sind, ist die Argumentationsweise des »analytischen Marxisten« P. sicherlich zunächst befremdlich. Ökonomie und Staat werden als Mechanismen der Ressourcenallokation behandelt, die in den Ausprägungsformen Kapitalismus und Demokratie besonders spannungsreich koexistieren. Marktinteraktionen spielen sich dezentral unter Privateigentümern ab. Der Staat kann jedoch in sie eingreifen, sie regulieren und korrigieren, wobei Spannungen insbesondere daraus resultieren, daß die ökonomischen Ressourcen unter den Privateigentümern ungleich verteilt sind, diese also je nach Eigentumsumfang mit unterschiedlichem Gewicht in die Ressourcenallokation eingreifen können, während in Demokratien die Akteure als Bürger mit relativ gleich verteilten Rechten auch über die Verwendung von Ressourcen mitbestimmen können, die ihnen nicht gehören. Deshalb, so beschreibt P. das Grundproblem

von Markt und Demokratie, können beide Mechanismen höchstens per Zufall zu gleichen Ergebnissen führen. Erwartbar ist vielmehr, daß diejenigen, die im Marktprozeß zu kurz kommen, als Bürger versuchen, sich über den Staat Erleichterungen oder Entschädigungen zu beschaffen.

Politische Theorie befaßt sich P. zufolge angesichts dieser Spannung zwischen den beiden Mechanismen der Ressourcenallokation damit, deren Kompetenzbereiche zu klären. Dabei haben sich drei Grundpositionen herausgebildet, die P. zunächst alternativ gegeneinander vorstellt und diskutiert. Erstens: das Volk herrscht; Staaten bzw. Regierungen handeln also gemäß den Präferenzen der Bürgerinnen. Zweitens: der Staat herrscht; er hat sich gegenüber der Gesellschaft verselbständigt, Politiken reflektieren die Werte und Interessen der Politiker, nicht die der Bürgerinnen. Drittens: das Kapital herrscht, weil Regierungen gegen die Interessen der privaten Eigentümer der produktiven Ressourcen (letztlich) nicht ankommen. Den drei entsprechenden Fragekomplexen und Positionen ist jeweils ein Teil des Buches gewidmet, in einem kurzen Schlußteil wägt P. die theoretischen Positionen nochmals ab und bezieht sie auf die politische Debatte.

Im ersten Teil — das Volk herrscht — referiert P. die von Schumpeter und Downs initiierte ökonomische Demokratietheorie und die anschließende Diskussion. In deren ursprünglicher, optimistischer Variante herrscht das Volk als Souverän auch über die Ökonomie, weil Politiker als Maximierer von Wählerstimmen gezwungen sind, die Bürgerpräferenzen in politische Programme bzw. Entscheidungen zu übersetzen. Diese Variante ist, wie P. vorführt, in vieler Hinsicht analysiert und kritisiert worden. So einfach wie der Markt funktioniert Demokratie aus vielen Gründen nicht, z.B. weil die Präferenzen der Bürger nicht stabil oder nicht eindeutig zu konsistenten Mehrheitsmeinungen aggregierbar sind, weil der Übersetzungsmechanismus von Wählerwillen in Regierungsentscheidungen voller Tücken steckt, weil die Politikergebnisse prinzipiell ökonomisch suboptimal sind und das Rückwirkungen hat, oder schließlich weil — das leitet schon zum nächsten Teil über — Politiker Eigeninteressen haben und verfolgen.

Im zweiten Teil geht es um die These vom autonomen Staat. P. führt die verschiedensten Begründungen für staatliche Autonomie und ihre (für die Demokratie meist negativen) Konsequenzen vor. Dabei werden einerseits die diversen Verselbständigungsthesen der marxistischen Tradition, andererseits der sog. »state centric«-Ansatz (Skocpol, Lane u.a.) besprochen, in dem von einem Primat der Gewaltverhältnisse ausgegangen wird. P. bringt gegen beide Begründungsformen staatlicher Autonomie überzeugende Einwände vor und plädiert für eine offene, nicht-funktionalistische und nicht-reduktionistische Untersuchung der Konflikte, die je nach Ausgang zu staatlicher Autonomie führen können oder nicht. Deren Konsequenzen fallen natürlich je nach Verfassungs- bzw. Staatsform anders aus. P. diskutiert die bekannte konservative These, wonach Bürokratien (oder besser: Bürokraten) eigene Interessen verfolgen, was zu suboptimalen Entscheidungen bezüglich der Form und Ausdehnung der Staats-tätigkeiten führe. Einerseits gibt es offenbar keine hinreichend präzisen Bestimmungen der relevanten Akteure und ihrer Präferenzen (Was maximieren Bürokraten?). Andererseits unterliegen Bürokratien bei ihren Entscheidungen selbst Beschränkungen, und die interessante Frage, inwieweit sie demokratisch kontrolliert werden können, ist trotz aller Unregierbarkeitsthesen offen. Zu den Beschränkungen gehört die Eigentumsstruktur: Können sich staatliche Akteure auch gegenüber den kapitalistischen Eigentumsverhältnissen durchsetzen?

Im dritten Teil des Buches geht es um die negative Antwort auf diese Frage, also um die These von der Herrschaft des Kapitals. Hier befindet sich P. mitten im Terrain der

marxistischen Staatsdiskussion der sechziger und siebziger Jahre. Interessant ist sein Hinweis auf die Spannung zwischen dem originären Marxschen Anliegen, die kapitalistische Ökonomie als sich selbstreproduzierendes System darzustellen, und dem gemeinsamen Ausgangspunkt der marxistischen Staatstheoretiker, daß Staatseingriffe unumgänglich seien, um das Überleben kapitalistischer Ökonomien zu gewährleisten. Primäre Funktionsprobleme sind dabei bekanntlich Akkumulation und Legitimation. Der Staat ist dazu da, diese Probleme kleinzuarbeiten. Sie entstehen (entgegen der Marxschen Vermutung der Selbstreproduktionsfähigkeit) entweder auf Grund des Wandels vom Konkurrenz- zum Monopolkapitalismus (Offe und Habermas) oder auf Grund der Bedrohung durch das revolutionäre Proletariat (Poulantzas). Sie provozieren die Entstehung leistungsfähiger staatlicher Interventionspotentiale. P. findet derartige Theorieangebote wegen der eingebauten funktionalistischen Kurzschlüsse unzulänglich. Woher weiß der Staat, was er zu tun hat? Warum kann er (oder muß er) erfolgreich sein? Warum binden sich Regierungen an die Prärogative, den Kapitalismus zu erhalten?

Antworten mußten nach P. auf dem Feld des Klassenkampfes gesucht werden, aber weder die Machtelitentheorien (Miliband) noch die These von der strukturellen Abhängigkeit des Staats von der Ökonomie (Offe, Block u.v.m.) werden der Komplexität der Klassenkonflikte und der Kontingenz ihrer möglichen Ausgänge unter Bedingungen der Demokratie gerecht. Vielmehr führe die traditionelle These von der Unversöhnlichkeit des Klassenkampfes auch in demokratischen kapitalistischen Gesellschaften geradewegs zu einer funktionalistischen Fassung des Reproduktionsproblems. Demgegenüber hält P. die Idee, der Staat erfülle im Kapitalismus irgendwelche »Funktionen«, für unhaltbar, sobald Akteure und ihre Konflikte theoretisch ernstgenommen werden. Hier kann er auf neuere eigene, spieltheoretisch orientierte Arbeiten verweisen, in denen er (zusammen mit I. Wallerstein) versucht hat zu zeigen, daß und wie sich Regierungen unter der Voraussetzung bestimmter institutioneller Formen aus jener strukturellen Abhängigkeit lösen können.

Im Schlußteil legt P. noch einmal dar, warum er alle drei Grundpositionen der staats-theoretischen Diskussion für unzulänglich hält. Sie ignorieren jeweils wichtige Probleme, die in den alternativen Positionen zur Geltung kommen. Aber während damit Reduktionismen unplausibel werden, plädiert P. nicht für eine eklektische Synthese. Für ihn besteht, das ist eine Art Credo, die Aufgabe von Theorien darin, mittels logischer und empirischer Analysen Argumente zu eliminieren, die prima facie plausibel erscheinen. Große Synthesen sind also gar nicht gefragt, dafür aber politische Wachheit. Denn den drei Theoriepositionen entsprechen drei politische Probleme, im Sinne von Bedrohungen der Demokratie: 1. Wie können die Unzulänglichkeiten des politischen Prozesses bei der Offenlegung und Aggregation individueller Präferenzen abgearbeitet werden? 2. Wie kann die Verantwortlichkeit ausdifferenzierter politischer Institutionen gegenüber der demokratischen Öffentlichkeit gewährleistet werden? 3. Wie können trotz des Privateigentums an produktiven Ressourcen demokratisch festgelegte Ziele bei ihrer Allokation erreicht werden? Alle drei Probleme müssen gleichzeitig und gleichrangig beachtet werden. Implizit verweist P. an dieser Stelle noch einmal auf ein gar nicht obsoletes Verdienst der marxistischen Tradition, die er ansonsten herb kritisiert: »Our daily experience demonstrates that liberty and participation can and do coexist with poverty and oppression. To discuss democracy without considering the economy in which the democracy is to function is an operation worthy of an ostrich.« (102)

Insgesamt täte man dem Buch unrecht, wenn man sich bei der Frage aufhielte, in welche der üblichen Klassifikations-Schubladen P.s Position gehört. Man kann sicher an

dem antifunktionalistischen Affekt einige Abstriche machen (warum sollen Funktionssaussagen generell unzulässig oder unergiebig sein?), und man muß auch P.s mit der neoklassischen Apparatur importierten methodologischen Individualismus nicht allzu ernst nehmen (Akteure, die keine Individuen sind, tauchen an allen Ecken und Enden auf). Aber P. demonstriert, daß sein »analytischer Marxismus« eine Bereicherung der Theoriediskussion schon allein deshalb darstellt, weil Brücken zwischen den Theorie-traditionen von Marxismus und Neoklassik geschlagen werden, die sich fruchtbar, weil kritisch zueinander ins Verhältnis setzen lassen. Darauf kommt es wohl an, jedenfalls dann, wenn man mit P. vordringlich und in empirischer Absicht an der Sache interessiert ist.

Heiner Ganßmann (Berlin)

Voy, Klaus, Werner Polster und C. Thomasberger (Hrsg.): Marktwirtschaft und politische Regulierung. Metropolis Verlag, Marburg 1991 (393 S., br., 36,80 DM)

In dem der Erneuerung der politischen Ökonomie verpflichteten Metropolis-Verlag ist ein Buch erschienen, das diesem Anspruch mit einem neuartigen Konzept gerecht zu werden sucht. Anknüpfend an die Tradition des Autorenkollektivs präsentieren die Herausgeber eigene Aufsätze, die in variierenden Koalitionen verfaßt worden sind und deren gemeinsamer Gegenstand die bundesdeutsche Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte der letzten vierzig Jahre bildet. Die einzelnen Essays nähern sich diesem Phänomen aus einer interdisziplinären Perspektive, ohne sich in der Unübersichtlichkeit eines konventionellen Readers zu verlieren. Das Gesamtwerk ist Resultat eines erkennbar kollektiven Prozesses, der sich u.a. in dem etwas enzyklopädisch anmutenden Inhaltsverzeichnis dokumentiert.

Der Leser hat die Freiheit, von der Chronologie des Buches abweichende Querbezüge herzustellen. So findet er von *Herr* (als einzigem Nicht-Mitherausgeber) deduzierte westdeutsche Merkantilismus sein Korrelat in der eher politologischen Untersuchung *Voys*, die den Weg vom Besatzungsgebiet zur souveränen Großmacht strukturiert. Den ökonomischen Analysen ist die Betonung der Relevanz der Geldpolitik wie auch ihrer gesellschaftlichen Akzeptanz gemeinsam, was als Ausweis des Anschlusses an die moderne Fachdebatte in der ökonomischen Theorie zu werten ist. Vor diesem Hintergrund bleibt es erstaunlich, daß die strategiebildende Zahlungskrise von 1950/51 allein bei *Herr* und auch dort nur episodisch rezipiert wird. Den Schlußpunkt der monetären Analysen bildet die dominante Rolle der Deutschen Mark im europäischen und Weltwährungssystem. *Thomasberger* sieht in dem Desaster der gegenwärtigen Verschuldungskrise die optimistische (oder illusionäre?) Perspektive zur Herausbildung einer neuen Weltwirtschaftsordnung. Neben Beiträgen zur strukturellen Entwicklung von *Polster* und *Voy* ist auf deren Darstellung der Wirtschafts- und Ordnungspolitik hinzuweisen, da diese in prägnanter Weise zum Primat der Geldwertstabilität führt. Allerdings verliert sich die ordnungspolitische Analyse in einem institutionalistischen Eklektizismus, so daß die in der Irrelevanz staatlicher Wettbewerbspolitik liegende Konsequenz nicht gezogen wird und das Resultat »zweispältig« bleibt.

Der Band bereichert durch seine interdisziplinäre Methodik und ambitionierte Konzeption den fachübergreifenden Diskurs der politischen Ökonomie. Neben Variationen bekannter bundesdeutscher Entwicklungslinien werden neuartige Interpretationsansätze präsentiert, die dem Paradigma einer monetären Ökonomie entspringen. Das Interesse an dem demnächst erscheinenden zweiten Band ist geweckt.

Jens Hölscher (Berlin)

Amin, Samir: L'empire du chaos. La nouvelle mondialisation capitaliste. Éditions L'Harmattan, Paris 1991 (139 S., br., 75,- FF)

Das *Reich des Chaos* ist »die Vereinigung der Welt durch den Markt« (133), so wie sie sich in der gegenwärtigen Schwellenzeit vollzieht. Das kleine Buch analysiert »das neue Weltweit-Werden (*mondialisation*) des Kapitalismus« nach dem Wegfall des Ost-West-Gegensatzes als drohende Zuspitzung des Nord-Süd-Konflikts. Der Autor hat es unter dem Eindruck des Golfkriegs abgeschlossen, den er als Bestätigung seiner Thesen nimmt. »In Wahrheit handelt es sich nämlich nicht um die Konstruktion einer neuen Weltordnung, etwas schlechter als die hinter uns liegende (diejenige der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg), sondern um eine Art von militärischer Weltordnung, die mit der Ordnung des ungebändigten neoliberalen Kapitalismus einhergeht.« (Ebd.) Die Krise des Weltsystems ist verursacht durch Kapitaldefizit in den meisten Staaten des Südens und Ostens, »die zu einer erweiterten Reproduktion unfähig sind«, und durch Überakkumulation in den entwickelten Zentren — mit »einer Flucht nach vorn in die Finanzspekulation, die eine noch nicht dagewesene Situation schafft« (11). »Das Chaos resultiert ... aus der nicht vorhandenen Übereinstimmung zwischen der Geographie der Mächte auf der einen Seite und derjenigen der Auswirkungen des weltweit gewordenen Kapitals auf der anderen Seite.« (13) Die Alternative wird so konstruiert: entweder eine Solidarisierung des Nordens gegen den Süden oder eine »Rekonstruktion des Weltsystems auf der Basis des Polyzentrismus« (12), die eine autozentrierte Entwicklung der verschiedenen Regionen ermöglichen würde. Das Buch läßt freilich erkennen, daß auch die zweite Option vor einer militärischen Logik nicht gefeit ist.

Samir Amin, der das afrikanische Büro des Dritte-Welt-Forums in Dakar leitet, war Regierungsberater in Ägypten und Mali und ist ein Haupttheoretiker der »Abkopplung« (*déconnexion*) von den Mechanismen des Weltmarkts. Er sieht in dieser Politik »der Unterordnung der äußeren Beziehungen unter die Erfordernisse inneren Fortschritts anstelle des Umgekehrten, der einseitigen Ausrichtung durch den Markt« (90), die nach wie vor einzige Perspektive für jenen größeren Teil der Welt, den die kapitalistischen Zentren dazu verurteilen, »Peripherie« zu sein. Er sieht allerdings auch, daß die Auflösung des sozialistischen Blocks eben das Scheitern einer bestimmten Abkopplungs-Politik bedeutet; »offenbar müssen die Formen der Abkopplung sich erneuern und können nicht das 'leninistische Modell' reproduzieren« (10). Es geht um einen Weg autozentrierter Entwicklung, der »mit dem der erzwungenen Abschließung oder der selbstgenügsamen Autarkie« (12) nichts zu tun hat, der also zwischen den Klippen des geschlossenen Handelsstaats und der neokolonialen Abhängigkeit hindurchführt. Die polyzentrische Strategie soll »Transnationalisierung und nationale Autonomie in Einklang bringen« (54) und verschiedene — die Nationalstaaten übergreifende — Regionen mit differenzierten, den jeweiligen Entwicklungsbedingungen angepaßten Politiken in Beziehung setzen (90); »sie verlangt eine wirksame Verbindung von Plan und Markt als Grundlage einer Demokratisierung, der es um einen sozial-populären Inhalt geht« (91). Amin beläßt es aber hier bei versöhnenden Formeln wie »man muß 'die allgemeine Interdependenz' und das legitime Streben nach Autonomie in Einklang bringen« (90). Den realen Widersprüchen, mit denen es eine solche Politik zu tun bekäme, geht das Buch nicht nach.

Die »demokratische Herausforderung«, der ein eigenes Kapitel gewidmet ist, wird von der Notwendigkeit nationaler Autonomie her gedacht. Das ist der Demokratie traditionell nicht gut bekommen. Dem Autor geht es um eine »demokratische Repolitisierung der Massen« (109), d.h. um eine zweite Mobilisierung nach den nationalen Befreiungsbewegungen; »demokratisch« nicht im Sinne des westlichen Passivie-

rungsdispositivs der 'freien Wahlen' und des Parteien-Pluralismus, sondern als Wiederbelebung der »jakobinischen Demokratie« (107). Nun macht Amin selbst darauf aufmerksam, daß »die Abwesenheit von Demokratie an der Peripherie des kapitalistischen Weltsystems« (101) gewissermaßen systemnotwendig ist — »wie könnte die Macht unter den Bedingungen des Zur-Vierten-Welt-Werdens (*quart-mondialisation*) anders funktionieren« (104) —; fragt sich also, wie (und welche Art von) Demokratie unter diesen Bedingungen überhaupt funktionieren kann. Die spärlichen Bezugnahmen auf Bestehendes (»le khadaffisme par exemple«, 111) deuten auf Formen staatlicher Massenmobilisierung, in denen »das Recht der Völker auf Selbstbestimmung« (124) mittels rigidester Fremdbestimmtheit des Einzelnen beansprucht wird. Auch hier das Bemühen, unter den realen Bedingungen schwer Vereinbares unter einen gedanklichen Hut zu bringen: Gefordert ist »eine zugleich demokratische und einheitliche Strategie, die im Sinne der Erhaltung — oder sogar Herstellung — von Großräumen (also großen Staaten) wirkt, auf der Höhe der Herausforderungen, welche die national-populäre Abkopplung stellt, und die gleichzeitig die Verschiedenheit innerhalb dieser Großräume respektiert« (124). Es ist schwer vorstellbar, daß ausgerechnet die jakobinische Form der Massenmobilisierung diese Verschiedenheit respektieren wird. Die Frage wäre, ob zivilgesellschaftliche Institutionen, in denen eine nicht entfremdete *volonté générale* sich bilden könnte, in der bislang Dritten und Vierten Welt eine Chance auf Bestand hätten. Unter dem vorherrschenden Gesichtspunkt einer »Abkopplung« im Sinne national-staatlicher Selbstbehauptung auf dem Weltmarkt scheint dies aber für Amin nicht das Problem zu sein.

Das Buch endet mit dem Entwurf einer »historisch-materialistischen Theorie« der Regionalkonflikte (116) und einer Typologie derselben entsprechend den jeweils vorherrschenden Antagonismen. Grundlegend ist der Antagonismus zwischen dem transnationalisierten Kapital und den »Völkern der Peripherie« (117). Neu ist gegenüber der imperialistischen Epoche, daß die »Entsprechung von Staat und Kapital, die den Kapitalismus bisher gekennzeichnet hat, einem neuen Widerspruch Platz machen wird, dem Widerspruch zwischen der Vielheit der Staaten und dem Weltweit-Werden des Kapitals« (ebd.). Die »Konstruktion eines supranationalen Staats liegt außerhalb des sichtbaren Horizonts« (9), desgleichen ein imperialistischer Superstaat (»Etat politique unifié americano-euro-japonais«; 117). Die Regionalkonflikte werden nicht befriedet, sondern an Schärfe zunehmen. Die bestehenden supranationalen Organisationen oder Pakte dienen der Rollback- Strategie, welche die politisch den USA sich unterordnenden Machtzentren des Westens gegenüber dem Süden betreiben. Den Staaten und Völkern der Peripherie, nach dem Zerfall des Ostblocks »allein angesichts des Imperialismus« (119), bleibt deshalb nur die Bildung eigener Macht-Zentren. Folgerichtig ist die zur Abkopplung notwendige »Demokratie« auch nur *ein* Mittel zum Zweck; »sie ist keinesfalls ein Ersatz für die anderen notwendigen Faktoren, nämlich die wirtschaftliche und militärische Macht (dem 'pazifistischen' Diskurs über die 'Nicht-Verbreitung' zum Trotz, ein heuchlerischer Diskurs, der akzeptabel machen soll, daß der Westen sich die Mittel vorbehält, die anderen Völker mit dem Genozid zu bedrohen, ohne Gefahr für ihn selbst!); sie ist nur ein Faktor, ohne den die ökonomische und militärische Macht nicht erlangt werden kann.« (113)

An dieser Stelle scheint eine Philosophie des ökonomischen Daseinskampfes unterdrückter Staats-Völker durch, die, sollten die politischen Führer der Dritten Welt sich tatsächlich in sie flüchten, zweifellos geeignet wäre, dem gemeinsamen Untergang von Ausbeutern und Ausgebeuteten wirksam nachzuhelfen. Die Politik der »Abkopplung« war bereits in der bisherigen sogenannten Weltordnung ein abschüssiger Weg, für dessen Gefahren das Menetekel des Pol-Potismus steht. In der erneuerten Version, die

hier propagiert wird, könnte sie eine noch fatalere Dynamik bekommen. Was hat Saddam Hussein (dessen Politik weder gelobt noch kritisiert wird) anderes versucht als eine autozentrierte Entwicklung, die, statt sich dem Weltmarkt zu verschließen, mit militärischer Stärke und einer mediatisierten »Demokratie« dessen 'Herausforderung' annimmt? Das Buch macht deutlich, daß es zum *politischen* Kampf um eine andere Weltwirtschaftsordnung *innerhalb* der supranationalen Institutionen — die Amin verständlicherweise, aber grob instrumentalistisch als Hegemonieapparate des Westens darstellt — eine vernünftige Alternative nicht gibt.

Thomas Laugstien (Berlin)

Der Sommer geht — Ariadne kommt ...

... mit zwei neuen
Frauenkrimis!

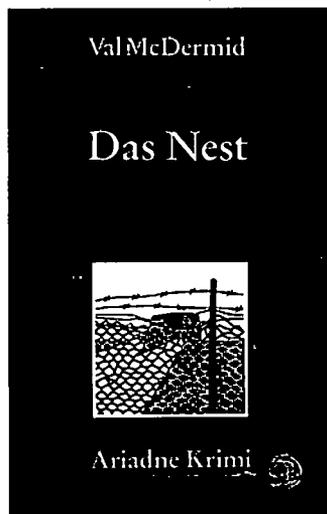
Ariadne 1020
Sonja Lasserre
Gestern, heute und kein
Morgen

Gleich in der ersten Nacht nach ihrem viel zu kurzen Urlaub sieht sich die Hamburger Ärztin Katharina de Vries mit mörderischen Ereignissen in einem Altenheim konfrontiert ...

ca. 200 Seiten, DM 13,—

Auch unterwegs in Sachen »Mord« ist Lindsay Gordon. Die trinkfeste Schottin versucht in »Das Nest« (der zweite Lindsay-Gordon-Thriller nach »Die Reportage«, Ariadne 1013) einen Mord aufzuklären, der angeblich von einer Frau aus einem Widerstandscamp am Rande eines Raketenstützpunktes begangen wurde.

Lindsay kommt hinter die wahren Motive und bringt sich dadurch in große Gefahr ...



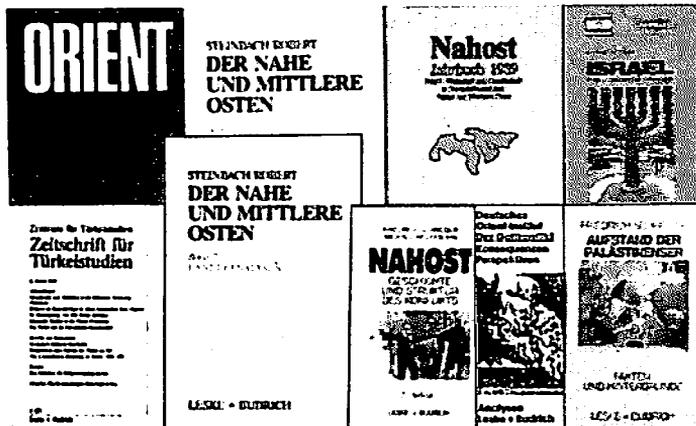
Ariadne 1021, 250 Seiten,
DM 13,—

Ariadne Krimis

Argument Verlag
Rentzelstr. 1 · 2000 Hamburg 13

Nahost-Konferenz

Grundlegende und aktuelle Literatur



Deutsches Orient-Institut:
Der Golfkonflikt
 Konsequenzen. Perspektiven
 „Analysen“, Bd. 41.
 1991. Ca. 200 Seiten. Kart.
 Ca. 19,80 DM.
 ISBN: 3-8100-0947-4

Friedrich Schreiber:
Aufstand der Palästinenser
 — Die Intifada
 Fakten — Hintergründe —
 Perspektiven
 1990. 187 Seiten mit vielen
 Fotos. Kart. 19,80 DM.
 ISBN: 3-8100-0818-4

Friedrich Schreiber /
Michael Wolffsohn:
Nahost
 Geschichte und Struktur des
 Konflikts
 2. aktualisierte Auflage 1989.
 352 Seiten mit vielen Abbil-
 dungen. Kart. 19,80 DM.
 ISBN: 3-8100-0777-3

Michael Wolffsohn:
Israel
 Geschichte — Politik —
 Gesellschaft — Wirtschaft
 „Grundwissen Länderkunden“;
 Band 3. 3. völlig überarbeitete
 Auflage 1991. 478 Seiten mit
 zahlreichen Abbildungen und
 Tabellen. Kart. 24,80 DM.
 ISBN: 3-8100-0732-3

Nahost Jahrbuch 1990
 Politik, Wirtschaft und Gesell-
 schaft in Nordafrika und dem
 Nahen und Mittleren Osten
 Herausgeber: Deutsches
 Orient-Institut —
 Thomas Koszinowski /
 Hanspeter Mattes
 1991. 240 Seiten.
 Kart. 29,— DM.
 ISBN: 3-8100-0891-5

Udo Steinbach / Rüdiger
Robert (Hrsg.):
Der Nahe und Mittlere
Osten
 Politik — Gesellschaft — Wirt-
 schaft — Geschichte — Kultur
 1988. 2 Bände. Zusammen
 1392 Seiten. Ganzleinen, im
 Schubert 248,— DM.
 ISBN: 3-8100-0601-7

Orient
 Deutsche Zeitschrift für Politik
 und Wirtschaft des Orient
 Orient dokumentiert die politi-
 sche, gesellschaftliche und
 wirtschaftliche Entwicklung im
 Nahen Osten.

Zeitschrift für Türkei-Studien
(ZITS)
 Die ZITS widmet sich den wirt-
 schaftlichen, kulturellen und
 sozialen Entwicklungen der
 modernen Türkei und dem
 türkischen Bevölkerungsanteil
 in Deutschland.

Leske + Budrich

5090 Leverkusen 3

Lieber reich und gesund ... ?

Jahrbuch für
Kritische Medizin 16

Das Risiko
zu erkranken

Argument

Das Risiko zu erkranken

Argument-Sonderband AS 193
186 S., br., DM 21,50

Das Risiko zu erkranken liegt in
uns und unseren Lebensverhältnis-
sen.

Der vorliegende Band konzen-
triert sich auf die Analyse der
Lebensverhältnisse als Krankheits-
und Gesundheitsbedingungen. Am
Beispiel Englands, der Bundesre-
publik (alte Länder) und der ehe-
maligen DDR sowie der Dritten
Welt untersuchen die Beiträge den
Zustand des jeweiligen Gesund-
heitssystems, die Berichterstattung
zu dieser Problematik und die
sozialepidemiologischen Struktu-
ren.

Medizin, Krankenpflege und EDV
bilden einen weiteren Schwer-
punkt dieses aktuellen Bandes.

Seit über 20 Jahren erscheint die
Reihe *Kritische Medizin* im Argu-
ment-Verlag. Sie versteht sich als
theoretisches Organ der Gesund-
heitsbewegung und liefert Kom-
mentare, Analysen und Informa-
tionen zu allen Bereichen des
Gesundheitswesens im nationalen
und internationalen Maßstab.
Jährlich erscheinen 2 Bände zum
Einzelpreis von DM 21,50. Dem-
gegenüber ist der Abonnements-
preis von DM 16,50 je Band unver-
ändert geblieben. Es lohnt sich
also nicht nur vom Inhalt her, die
Reihe *Kritische Medizin* zu abon-
nieren!

Hiermit abonniere ich die Reihe
Kritische Medizin (pro Jahr zwei
Bände)

ab sofort

ab Nr.

zum Preis von DM 35,— pro Jahr
(incl. Versandkosten)

Ich erteile Einzugsermächtigung
(Zusendung erfolgt portofrei)

Kto.-Nr.:

BLZ:

Bank:

Ich erbitte Zusendung mit
Rechnung (pro Band DM 2,—
Porto)

Name

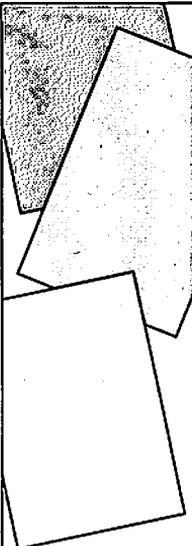
Straße

PLZ/Ort

Datum/Unterschrift

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13



— Zeitschrift für Soziologie —

Gesellschaftslehre in ihren Facetten

Theorien bilden, Methoden entwickeln,
Forschung betreiben. Mit der **Zeit-
schrift für Soziologie** als Forum der
Soziologie.



Jahresbezugspreis
1992: DM 132,-;
Studentenpreis
DM 66,-.

Unser Testangebot

Enke

Ferdinand Enke Verlag Stuttgart



Probieren und Studieren

Zeitschrift für Soziologie

Ich möchte an Ihrer **kostenlosen Testaktion** teilnehmen. Dadurch habe ich die Möglichkeit, mich in aller Ruhe über die Zeitschrift zu informieren. Entspricht die Zeitschrift nicht meinen Vorstellungen, werde ich den Verlag bis 10 Tage nach Erhalt des Probeheftes schriftlich oder telefonisch benachrichtigen, daß es nur bei diesem Testangebot bleiben soll. **Zur Sicherheit** erhalte ich mit dem Heft ein Begleitschreiben, das mich an den Ablauf der Probezeit erinnert. Wenn Sie nichts von mir hören, möchte ich die Zeitschrift für mindestens 1 Jahr im Abonnement lesen.

Datum _____ Unterschrift _____

Coupon - bitte ausschneiden und an den Ferdinand Enke Verlag, Abt. Fachzeitschriften, Rüdigerstraße 14, 7000 Stuttgart 30, senden.

Meine Anschrift: _____

VerfasserInnen

A: = Arbeitsgebiete, V: = Veröffentlichungen, M: = Mitgliedschaften

Bauer, Gerhard, 1935; Dr.phil., Prof. für Neuere deutsche Literatur an der FU Berlin. V: *Gefangenschaft und Lebenslust* (1987); *Währheit in Übertreibungen* (1989); *Sprache und Sprachlosigkeit im 3. Reich* (1990). A: Soziale und sozialistische Literatur, Autobiographien, Moderne Lyrik. M: GEW, AL

Bogner, Ralf Georg: siehe *Argument* 187

Eggers, Joachim, 1963; Studium der Allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft an der FU Berlin. A: Englische Frauenliteratur

Fischer, Florian, 1966; Student der polit. Wiss., Soziologie und Volkswirtschaftslehre an der RWTH Aachen

Ganfmann, Heiner, 1944; Dr.rer.pol., Prof. für Soziologie an der FU Berlin. A: Politische Ökonomie, Gesellschaftstheorie, Sozialstaatsanalyse

Göll, Edgar, 1957; Dipl.-Soziologe, Doktorand am J.F.-Kennedy-Inst. Berlin. A: US-Kongreß, Politisches System und Linke in den USA

Hanisch, Ludmilla: siehe *Argument* 188

Hauser, Kornelia: siehe *Argument* 187

Hölscher, Jens, 1962; Diplom-Volkswirt, Wiss. Mitarb. an der FU Berlin. V: *Mythos Wirtschaftswunder* (Mitauteur, 1989); *Krisenmanagement und Wirtschaftswunder* (1990); *Integration und Entwicklung* (Mitauteur, 1991). A: wirtschaftliche Entwicklung, Makroökonomie. M: Verein für Sozialpolitik

Honold, Alexander: siehe *Argument* 186

Kindermann, Wolf, 1951; Dr.phil., wiss. Angestellter. A: Kulturgeschichte, USA; Minderheiten. M: GEW, VVN

Kloke, Martin, 1959; Dr.rer.soc., Wiss. Mitarb. bei der Otto Benecke Stiftung e.V. Bonn. V: *Israel und die deutsche Linke* (1990); *Der Antisemitismus der Gegenwart* (Mitauteur, 1990). A: Deutsch-Israelisches Verhältnis, Antisemitismus-Problematik

Königsdorf, Helga: siehe *Argument* 187

Krätke, Michael: siehe *Argument* 188

Kramer, Dieter: siehe *Argument* 186

Kuchinke, Thomas, 1958; Dipl.-Soziologe, Studium der Psychologie an der Univ. Frankfurt/Main. A: Psychoanalytische Sozialpsychologie der Industrie- und Lohnarbeit

Laugstien, Thomas: siehe *Argument* 185

Lettow, Susanne, 1965; Studentin der Philosophie an der FU Berlin. A: Geschlechterverhältnisse in der Philosophie

Löser, Christian: siehe *Argument* 185

McIntosh, Mary, 1936; M.A.(Soziologie), PhD, Sociology lecturer, Univ. of Essex; Mithrsg. der *Feminist Review*. V: *The Homosexual Role* (1968); *The Anti-Social family* (Mitautorin, 1982); *Sex-Exposed. Sexuality and the Pornography Debate* (ersch. 1982). A: Familie, Sexualität. Lesbische Identitäten. M: Feminists against Censorship

Mehlem, Ulrich, 1956; Wiss. Mitarb. an der FU Berlin. V: *Der Kampf um die Sprache* (1989). A: Geschichte Nordafrikas, Migration und Sprachpolitik. M: GEW

Menzer, Ursula, 1950; Dr.phil., wiss. Angest. am Inst. HAO, Projekt Kultur der Geschlechter. V: *Philosophinnen. Von Wegen ins 3. Jahrtausend* (Mithrsg., 1982); *Subjektive und objektive Kultur* (1991)

Morgenstern, Matthias: siehe *Argument* 186

Peitsch, Helmut, 1948; Dr.phil., Senior Lecturer am Dept. of German., Univ. College of Swansea. V: *Georg Forster 'Ansichten vom Niederrhein'* (1978); *Eine Kulturmetropole wird geteilt* (Mitauteur, 1987); *Deutschlands Gedächtnis an seine dunkelste Zeit* (1990). A: Dt. Literaturgeschichte 18. und 20. Jahrhundert

Püschel, Ursula, 1930; Dr.phil., Schriftstellerin, Literaturwissenschaftlerin. V: *'Mit allen Sinnen': Frauen in der Literatur* (1980); *Der Schlangenbaum: eine Reise nach Mocambique* (1984); *'...mehr als einmal nachts im Tiergarten': Bettina von Arnim und Heinrich Bernhard Oppenheim. Briefe 1841-1849* (1990). A: Literaturwissenschaft

- Schwickert, Eva-Maria**, 1959; Studienrätin, Promovendin an der FU Berlin. A: Transzendentalpragmatik, Diskursethik. M: IAPh (Internationale Ass. von Philosophinnen)
- Schwitzer, Klaus-Peter**, 1946; Dr.sc.phil., Projektleiter, Sozialwiss. Forschungszentrum Berlin-Brandenburg e.V. V: *Lexikon der Sozialpolitik* (Mitautor, 1987); *Sozialreport '90* (1990); *Alienreport '90* (Hrsg., 1990). A: Soziale Gerontologie, Theorie der Sozialpolitik
- Seifert, Ruth**, 1951; B.A., M.A., Wiss. Angestellte am Sozialwiss.Inst. der Bundeswehr München. V: *Disziplinarvorgesetzte zwischen Recht und Disziplin* (1991); *Entwicklungslinien und Probleme feministischer Theoriebildung*, in: *Traditionsbrüche* (ersch. 1992). A: Militär- und Berufssoziologie, feminist. Theorie/Frauenforschung. M: Frauenakademie München
- Semmelroth, Felix**, 1949; Dr.phil., Literaturreferent im Dezernat Kultur und Freizeit der Stadt Frankfurt/M. V: *Oscar Wilde, Der Dandy als Artist* (1984); *Nonchalanter Niedergang — Großbritannien. Der klassische Kapitalismus* (1988). A: Literaturtheorie, Kultur- und Gesellschaftstheorie
- Sorg, Richard**, 1940; Dr.phil., Prof. für Soziologie am FB Sozialpädagogik der FH Hamburg. V: *Ideologietheorien* (1976); *Die Bundesrepublik in der Krise* (Mithrsg., 1985); *Quo vadis Fachhochschule* (Mitautor, 1990). A: Sozialpolitik, Armut, Fachhochschulen, Sozialwesen. M: BdWi, GEW
- Staatsmann, Susanne**, 1964; Übersetzerin, Studium der Germanistik und Philosophie an der FU Berlin
- Stacey, Judith**, 1943; B.A., M.A., PhD, Prof. of Sociology and Womens Studies, Univ. of California, Davis. V: *Patriarchy and Socialist Revolution in China* (1983); *Brave New Families* (1990). A: Gender, Familie, Ethnographie, Feministische Theorie
- Tezloff, David**, 1953; lehrt Medienwissenschaft an der Miami Univ. A: Politik der postmodernen Massenkultur, Dokumentarvideoprogramme für öffentliche Fernsehanstalten. M: Union for Democratic Communication
- Themann, Torsten**, 1962; 1.Staatsexamen in Deutsch/Politik, Doktorand an der Univ. Bremen. A: Philosophische Ästhetik, späte Philosophie von G. Lukács, Literaturwissenschaft
- Thorne, Barrie**, 1942; PhD, Prof. of Sociology, Univ. of Southern California. V: *Rethinking the Family* (Mithrsg., 1982); *The Missing Feminist Revolution in Sociology* (Mitautorin, 1985); *The Girls and The Boys. Together and Apart in School* (in Druck). A: Feminist. Theorie, Sex und Gender, Kindersozologie. M: American Sociological Ass., Society for the Study of Social Problems, National Women's Studies Ass.
- Watzlawczik, Gerd-Uwe**: siehe *Argument* 188
- Weber, Thomas**: siehe *Argument* 188

A 5173 F

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Inhaltsverzeichnis

33. Jahrgang

Nr. 185 - 190

Argument

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1989/90 geschrieben unter anderen

Günther Anders, Etienne Balibar, Volker Braun, Michael Brie, Cynthia Cockburn, Irene Dölling, André Gunder Frank, Heiner Goebbels, Stuart Hall, Sandra Harding, Heiko Haumann, Klaus Heinrich, Eckard Holler, Pierre Juquin, Wilhelm Kempf, Heiner Keupp, Klaus Peter Kisker, Helga Königsdorf, Annette Kuhn, Georges Labica, Eberhard Lämmert, Norman Levine, Alain Lipietz, Kaspar Maase, Oskar Negt, Wolfgang Nitsch, Hans-Heinrich Nolte, Claudia Pinl, Sybille Raasch, Ruth Rehmann, Peter Ruben, Karen Ruoff, Christina Schenk, Klaus Segbers, Su Shaozhi, Christian Sigrist, Dorothee Sölle, Eckhard Stratmann, Karl Hermann Tjaden, Bernd Jürgen Warneken, Inge Wettig-Danielmeier, Paul Willis

Redaktion

Wolfgang Bialas, Sibylle Haberditzl, Alexander Honold, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf, Gerhard Zimmer

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Ariane Brensell, Soja Fiedler, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Barbara Ketelhut, Christina Klenner, Eva Kreisky, Susanne Lettow, Jutta Meyer-Siebert, Ingeborg Musold, Eva Stäbler, Ellen Woll

Korrespondierende Redaktionsmitglieder

Georg Auernheimer, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Michael Krätke, Dieter Kramer, Hans-Jürgen Pandel, Ulrich Schmitz, Erich Wulff

Redaktionsanschrift: Onkel-Tom-Straße 64a, 1000 Berlin 37, Tel.: (030) 813 50 24

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Umschlag: Johannes Nawrath

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13,
Tel. (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax: (040) 44 51 89

Auslieferung

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1, Tel.: (040) 23 09 92
Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Tel.: (030) 692 79 34

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1991 in 6 Hefen (alle 2 Monate), Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXVI) Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit MS-DOS PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/4- oder 3 1/2-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 141 300, BLZ 100 101 11. Satz: Fata Morgana, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. — November/Dezember 1991. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5.

Editorials

Editorial	185/ 1
Editorial	186/163
Editorial	187/329
Editorial	188/495
Erinnerung an Theo Pinkus (<i>Karl-Heinz Götze</i>).....	188/500
Editorial	189/661
Zum Tod von Henri Lefebvre (<i>Georges Labica</i>).....	189/664
Editorial	190/825

Literarische Texte

<i>Günther Anders</i> : The Biggy.....	185/ 7
<i>Volker Braun</i> : Denkmal für einen Piloten.....	186/165
<i>Helga Königsdorf</i> : Liebe, Angst und Marktwirtschaft.....	187/332
<i>Dorothee Sölle</i> : Wie im Westen, also auch auf Erden.....	188/502
<i>Steffen Mensching und Hans-Eckart Wenzel</i> : Der Meisenwürger aus dem Friedrichshain....	188/504
<i>Volker Braun</i> : Ende Oktober im August.....	189/663
<i>Helga Königsdorf</i> : Atemlos flieh ich.....	190/828

Aufsätze

<i>Johann S. Ach</i> : Abtreibung und Tötungsvorwurf. Eine Kritik feministischer Antwortversuche zur Frage nach dem moralischen Status von Embryonen und Föten.....	189/767
<i>Benedict Anderson</i> : Die Erschaffung der Nation durch den Kolonialstaat. Das Beispiel Südostasien.....	186/197
<i>Sünne Andresen</i> : Geld oder Leben? Zur Debatte um Frauen, Karriere und Geld	188/593
<i>Georg Auernheimer</i> : Nachdenken über Deutschland als Nation.....	186/227
<i>Georg Auernheimer</i> : Die unausweichliche welthistorische Konfrontation. Scholl-Latours Islam-Bild.....	186/190
<i>Jacques Bidet</i> : Auf dem Weg zu einer übernationalen Rechtsordnung?.....	186/187
<i>Hanna Behrend</i> : Kollektivschuld oder Rechtsstaatlichkeit?.....	185/ 75
<i>Wolfgang Bialas</i> : DDR-Identität im Umbruch.....	186/257
<i>Derek Boothman</i> : Gramsci als Ökonom.....	185/ 57
<i>Michael Brie</i> : Marxismus und administrativer Sozialismus.....	188/507
<i>Joseph A. Buttigieg</i> : Gramscis Methode.....	185/ 9
<i>Martin Damas</i> : Kunst und Politik — Selbstverwirklichung oder Auftrag? Heinrich Vogeler, die hohe Kunst und die große Politik.....	189/749
<i>Alex Demirovič</i> : Ist die DDR an Marx gescheitert? Kritische Anmerkungen zu Michael Brie.....	188/519
<i>Alex Demirovič</i> : Zivilgesellschaft, Öffentlichkeit, Demokratie.....	185/ 41
<i>Wlfrid Ertl und Jürgen Jäger</i> : Kritische Sozialökonomie.....	188/527
<i>Andre Gunder Frank</i> : Politische Ökonomie des Golfkriegs.....	186/177
<i>Ehrenfried Galander und Gunter Willing</i> : Was wird aus der Marx-Engels-Forschung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg?	186/265
<i>Thomas Gehrman</i> : Fußball und Nationalismus. Beobachtungen nach der Fußball-Weltmeisterschaft.....	186/235
<i>Antonio Gramsci</i> : Aufbauplan und Statusbestimmung zu den Gefängnisheften (1931).....	185/ 4
<i>Stuart Hall</i> : Das Ökologie-Problem und die Notwendigkeiten linker Politik.....	189/665
<i>Nancy Hartsock</i> : Nullsummenspiel der Ehre.....	187/335
<i>Frigga Haug</i> : Eintritt der Frauen in den Krieg.....	187/349
<i>Frigga Haug</i> : Leistung muß sich wieder lohnen.....	189/695
<i>Wolfgang Fritz Haug</i> : Mutiert der Krieg die politische Kultur? Zu Biermanns und Enzensbergers Kriegsbejahung.....	186/193
<i>Wolfgang Fritz Haug</i> : Mutmaßungen über Gorbatschow und Perestrojka.....	189/725
<i>Kornelia Hauser</i> : Notiz zur »Leibrede« bei Irmtraud Morgner.....	190/891

<i>Kornelia Hauser</i> : Weiblicher Teiresias oder trojanisches Pferd im Patriarchat? Geschlechtertausch bei Irntraud Morgner und Christa Wolf.....	187/373
<i>Fredric Jameson</i> : Spätmarxismus. Adorno in der Postmoderne.....	188/565
<i>Gerutz Jáuregui Bereciartu</i> : Nationale Selbstbestimmung und Krise des Nationalstaats.....	188/577
<i>Peter Jehle</i> : Fragen zur Romanistik im deutschen Faschismus.....	187/431
<i>Mary Kaldor</i> : <i>Der imaginäre Krieg</i>	186/167
<i>Ewald Kandziora</i> : Politische Ökonomie der Ost-West-Beziehungen und Systemwandel in Osteuropa.....	188/555
<i>Michael Krätke</i> : Politische Ökonomie ohne Marx? Kritische Anmerkungen zu Wilfried Etl und Jürgen Jünger.....	188/541
<i>Stefan Krätke</i> : Umbau der Städte. Stadtentwicklung beim Übergang zu einem »flexiblen Akkumulationsregime«.....	185/ 81
<i>Gabi Lindner</i> : Frauenemanzipation und Individualität in der DDR- Literatur.....	187/383
<i>Alain Lipietz</i> : Demokratie nach dem Fordismus.....	189/677
<i>Christian Löser</i> : Aufarbeitung von Vergangenheit als Gegengeschichte? Zu Wolkogonows Stalin-Biographie.....	185/ 71
<i>Werner Mackenbach</i> : Carlos Fonseca und der Sandinismus. Zum 30. Jahrestag der Gründung der FSLN.....	188/585
<i>Mary McIntosh</i> : Der Begriff Gender.....	190/845
<i>Helmut Peitsch</i> : Wider den Topos vom »Schweigen« Westdeutsche Schriftsteller zur »Einheit« <i>Ursula Püschel</i> : »... jetzt ist jeder befugt.« Über Irntraud Morgners »Amanda«.....	190/893
<i>Christlan Salazar-Volkmann</i> : Weltbilder, Unternehmensbilder, Menschenbilder. Die Unternehmens-Philosophien transnationaler Konzerne.....	189/711
<i>E. San Juan</i> : Symbolisierung des Widerstands. Gegenkultur auf den Philippinen.....	187/409
<i>Christiane Schindler</i> : § 218 — eine nachholende Debatte.....	189/761
<i>Michael Schneider</i> : Von der Staatsfirma in die DM- Kolonie.....	186/243
<i>Renate Schneider</i> : Diese Liebe ist im Kern Vernichtung. Zu Elfriede Jelinek.....	187/361
<i>Ruth Seifert</i> : Feministische Theorie und Militärsoziologie.....	190/861
<i>Anne Showstack Sassoon</i> : Gleichheit und Unterschied. Das Entstehen eines neuen Konzepts von Staatsbürgerschaft.....	185/ 27
<i>Judith Stacey</i> und <i>Barrie Thorne</i> : Feministische Paradigmenwechsel in den Wissenschaften	190/829
<i>Rolf Stefaniak</i> : Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zugrunde gehen.....	187/397
<i>Ronald Suny</i> : Sozialismus und Nationalitätenkonflikt in Transkaukasien.....	186/213
<i>David Tetzlaff</i> : Teile und herrsche. Populärkultur und Kapitalistische Herrschaft.....	190/903
<i>Anja Weberling</i> : Raum für alle hat die Erde ... Technikkritik und Geschlechterverhältnisse	186/273
<i>Manfred Wekwerth</i> : Über eine Weiterarbeit des »Berliner Ensembles«.....	187/421
<i>Susan Willis</i> : Die »Erdbeben-Ausrüstung«. Zur Politik des Trivialen.....	189/735

Interventionen

<i>K. Gramlich, G. Stilla und A. Kaher</i> : Gegen die »Rechtfertigung der 'Singer-Debatte'«.....	185/ 93
<i>W. Grode</i> : Die »Singer-Debatte« vor dem Hintergrund der NS- Vernichtungspolitik.....	185/ 98

Kongreßberichte

Aus der Mitte der Gesellschaft. Entstehungsbedingungen des heutigen Rechtsextremismus. Bonn, 9.-11.11.1990 (<i>M. Jäger</i>).....	185/103
Geschlechterrollen im Funktionalisierungsprozeß von Politik. Berlin, 31.1.-3.2.1991 (<i>R. Banner, U. Haag, E. Höllmann</i>).....	187/443
Eine Demokratie ohne Frauen ist keine Demokratie. Autonome nationale Frauenkonferenz. Dubna (UdSSR), März 1991 (<i>C. Cockburn</i>).....	187/445
»Wie im Westen, also auch auf Erden«. 12. Berliner Volksuni. Berlin, 17.-20.5.1991 (<i>W. Bialas, J. Meyer-Siebert</i>).....	188/601
Konstruktionen von Weiblichkeit. Berlin, 7.-8.6.1991 (<i>N. Badenberg, E. Spielmann</i>).....	188/604
Dem Leben Zeit und Zukunft geben. Internationales Zukunftsforum der IG Metall. Frankfurt/M., 6.-7.6.1991 (<i>Th. Weber</i>).....	188/606
Modernität der Historie — Prinzipien und Epochen. Bielefeld, 21.- 23.3.1991 (<i>R. Possekkel</i>). 188/609	

Soziologie in Deutschland und die Transformation gesellschaftlicher Systeme. Soziologentag, Leipzig, 24.-26.5.1991 (G. Klinger)..... 188/610
 VI. Europäisches Forum sozialistischer Feministinnen, Norwich, 28.-30.6.1991 (F. Haug).. 189/777
 Technik — Kultur — Arbeit. DGB Bildungszentrum Hattingen, 27.- 29.5.1991 (G. Hurrle).. 189/778
 Toward a Civil Society. Common Dilemmas and Common Perspectives of the European and American Left. Friedrich-Ebert-Stiftung, Washington D.C., 12.-15.9.1991 (E. Göll)..... 190/919

Besprechungen

Philosophie

Bialas, Volker: Allgemeine Wissenschaftsgeschichte (M. Drees)..... 189/789
 Bidet, Jacques: Théorie de la modernité. Suivi de Marx et le Marché (Th. Laugstien)..... 186/287
 Bockel, Rolf von: Philosophin einer »neuen Ethik«: Helene Stöcker (E.-M. Schwickert)..... 190/927
 Brodersen, Momme: Spinne im eigenen Netz. Walter Benjamin — Leben und Werk (Th. Weber)..... 190/928
 Brunkhorst, Hauke: Theodor W. Adorno. Dialektik der Moderne (H. Fallschessel)..... 188/614
 Buck-Morss, Susan: The Dialectics of Seeing. Walter Benjamin and the Arcades Project (H. Weinbach)..... 188/618
 Ebersberg, Thomas: Abschied vom Absoluten (Th. Dietrich)..... 189/784
 Eichenseer, Georg: Die Auseinandersetzung mit dem Privateigentum im Werk des jungen Hegel (M. Drees)..... 187/454
 Engels, Eve-Marie: Erkenntnis als Anpassung. Eine Studie zur Evolutionären Erkenntnistheorie (H. Fallschessel)..... 185/110
 Fleischer, Margot (Hrsg.): Philosophen des 20. Jahrhunderts (O. Burger)..... 189/787
 Förster, Wolfgang (Hrsg.): Aufklärung in Berlin (H. Breger)..... 185/113
 Hager, Frithjof, und Hermann Pfürze (Hrsg.): Das unerhörte Moderne. Berliner Adorno-Tagung (H. Fallschessel)..... 188/615
 Hösle, Vittorio: Die Krise der Gegenwart und die Verantwortung der Philosophie (H. Fallschessel)..... 189/781
 Hulme, Peter, and Ludmilla Jordanova (Hrsg.): The Enlightenment and Its Shadows (G. Mackenthun)..... 185/112
 Hund, Wulf D.: Stichwort: Arbeit. Vom Banausentum zum travail attractif (F. Haug)..... 188/613
 Kirchhoff, Jochen: Nietzsche, Hitler und die Deutschen (M. Zapata) 186/285
 Leske, Monika: Philosophen im »Dritten Reich« (Th. Laugstien)..... 185/107
 Lübke, Hermann: Der Lebenssinn der Industriegesellschaft (B. Lukoschik)..... 189/783
 Lützenkirchen, Harald: Logokratie. Herrschaft der Vernunft in der Gesellschaft aus der Sicht Kurt Hillers (R. v.Bockel)..... 187/453
 Mehrtens, Herbert: Moderne — Sprache — Mathematik. Eine Geschichte des Streits um die Grundlagen der Disziplin und des Subjekts formaler Systeme (H. Breger)..... 189/790
 Nagl-Docekal, Herta, und Herlinde Pauer-Studer (Hrsg.): Denken der Geschlechterdifferenz (U. Menzer)..... 190/923
 Nolte, Ernst: Nietzsche und der Nietzscheanismus (M. Zapata)..... 186/285
 Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.): Weibliche Moral (F. Fischer, E.- M. Schwickert)..... 190/924
 Priest, Stephen: The British Empiricists. Hobbes to Ayer (M. Drees)..... 189/788
 Putniles, Hans, und Gary Smith: Benjaminiana (H. Weinbach)..... 188/618
 Schaefer, Alfred: Der Staat und das Reservat der Eigenheit: Hegel, Marx, Stirner (W. Dießner) 186/289
 Schmid Noerr, Gunzelin: Das Eingedenken der Natur im Subjekt. Zur Dialektik von Vernunft und Natur in der Kritischen Theorie Horkheimers, Adornos und Marcuses (S. Kramer).... 188/617
 Schneider, Ulrich Johannes: Die Vergangenheit des Geistes. Eine Archäologie der Philosophiegeschichte (M. Reiter)..... 189/785
 Schorch, Claudia: Philosophie an den bayerischen Universitäten 1933-1945 (Th. Laugstien) 185/107
 Schwemmer, Oswald: Die Philosophie und die Wissenschaften. Zur Kritik einer Abgrenzung (M. Jensch)..... 186/290

<i>Taureck, Bernhard</i> : Nietzsche und der Faschismus (<i>M. Zapata</i>).....	186/285
<i>Varela, Francisco J.</i> : Kognitionswissenschaft — Kognitionstechnik (<i>T. Kirchner</i>).....	189/792
Walter Benjamin 1892-1940. Katalog zur Ausstellung des Th.W. Adorno Archiv (<i>Th. Weber</i>)	190/928
<i>Wöhler, Hans-Ulrich</i> : Geschichte der mittelalterlichen Philosophie (<i>F. Garten</i>).....	187/455
<i>Wolff, Ursula</i> : Das Tier in der Moral (<i>J. S. Ach</i>).....	187/451

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Antos, Gerd, und Gerhard Augst</i> : Textoptimierung (<i>W. Kühnert</i>).....	189/795
<i>Bauer, Gerhard</i> : Sprache und Sprachlosigkeit im »Dritten Reich« (<i>M. Behrens</i>).....	187/457
<i>Biere, Bernd Ulrich</i> : Verständlich-Machen (<i>W. Kühnert</i>).....	189/795
<i>Bohrer, Karl-Heinz</i> : Die Kritik der Romantik (<i>H.-Ch. Oeser</i>).....	187/463
<i>Bohrer, Karl-Heinz</i> : Der romantische Brief (<i>H.-Ch. Oeser</i>).....	187/463
<i>Bürger, Peter</i> : Prosa der Moderne (<i>B. Bergheim</i>).....	185/116
<i>Chiellino, Gino</i> : Literatur und Identität in der Fremde. Zur Literatur italienischer Autoren in der Bundesrepublik (<i>W. Mackenbach</i>).....	185/121
<i>Chohuj, Bozena</i> : Deutsche Schriftsteller im Banne der Novemberrevolution 1918 (<i>G. Bauer</i>)	190/931
<i>Ebrecht, Angelika, u.a. (Hrsg.)</i> : Brieftheorie des 18. Jahrhunderts (<i>H. Peitsch</i>).....	190/935
<i>Fischer, Rotraut</i> : Reisen als Erfahrungskunst. Georg Forsters »Ansichten vom Niederrhein« (<i>M. Ewert</i>).....	185/118
<i>Fohrmann, Jürgen, und Wilhelm Voßkamp (Hrsg.)</i> : Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft (<i>A. Honold</i>).....	190/937
<i>Frank, Manfred</i> : Einführung in die frühromantische Ästhetik (<i>H.-Ch. Oeser</i>).....	187/463
<i>Garbers, Jürgen (Hrsg.)</i> : Ästhetik Revolte Widerstand. Zum literarischen Werk von Peter Weiss (<i>M. Blumenritzt</i>).....	187/461
<i>Glück, Helmut, und Wolfgang Werner Sauer</i> : Gegenwartsdeutsch (<i>H. Yamashita</i>).....	189/794
<i>Greenblatt, Stephen</i> : Verhandlungen mit Shakespeare (<i>A. Franke</i>).....	188/623
<i>Grewe, Andrea</i> : Monde renversé - theatre renversé. Lesage und das Théâtre de la Foire (<i>P. Jehle</i>).....	185/115
<i>Hauser, Susanne</i> : Der Blick auf die Stadt (<i>A. Honold</i>).....	188/621
<i>Hjiya-Kirschner, Irmela</i> : Was heißt: Japanische Literatur verstehen (<i>B. Damerau</i>).....	186/295
<i>Hörisch, Jochen und Michael Wetzel (Hrsg.)</i> : Armaturen der Sinne (<i>A. Honold</i>).....	186/298
<i>Hotho-Jackson, Sabine</i> : Zwischen Tradition und Moderne. Geschichte bei Virginia Woolf (<i>J. Eggers</i>).....	190/933
<i>Kempf, Thomas</i> : Aufklärung als Disziplinierung (<i>R.G. Bogner</i>).....	190/934
<i>Kracauer, Siegfried</i> : Schriften, Bd. 5 (<i>U. Schmid</i>).....	188/619
<i>Kraft, Herbert</i> : Editionsphilologie (<i>R.G. Bogner</i>).....	187/460
<i>Kristeva, Julia</i> : Fremde sind wir uns selbst (<i>B. Damerau</i>).....	187/465
<i>Lachmann, Renate</i> : Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne (<i>U. Blumenbach</i>).....	187/458
<i>Meyer, Stefan</i> : Kunst als Widerstand (<i>S. Kramer</i>).....	186/297
<i>Meyer, Theodor A.</i> : Das Stilgesetz der Poesie (<i>C. Feldmann</i>).....	186/292
<i>Müller, Harald (Hrsg.)</i> : DDR-Theater des Umbruchs (<i>A. Engelberg</i>).....	188/625
<i>Reeg, Ulrike</i> : Schreiben in der Fremde. Literatur nationaler Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland (<i>H.-D. Gränelfeld</i>).....	185/120
<i>Reichert, Klaus</i> : Vielfacher Schriftsinn. Zu Finnegans Wake (<i>R. Markner</i>).....	185/119
<i>Trabant, Jürge (Hrsg.)</i> : Beiträge zur Geschichte der Romanischen Philologie in Berlin (<i>P. Jehle</i>).....	186/293
<i>Zima, Peter V.</i> : Literarische Ästhetik. Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft (<i>Th. Themann</i>).....	190/939
<i>Zimmermann, Peter</i> : »Interkulturelle Germanistik« (<i>H.W. Giese</i>).....	189/793

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Berking, Helmut und Richard Faber (Hrsg.)</i> : Kultursoziologie — Symptom des Zeitgeistes? (<i>K. Hickethier</i>).....	186/301
<i>Bernard, Jeff (Hrsg.)</i> : Strukturen autonomer Kulturarbeit in Österreich (<i>S. Kaltenecker</i>)....	188/626

<i>Frank, Rainer</i> : Kultur auf dem Prüfstand. Ein Streifzug durch 40 Jahre kommunaler Kulturpolitik (<i>D. Kramer</i>).....	186/302
<i>Haug, Walter, und Rainer Wörning</i> (Hrsg.): Das Fest (<i>C. Zelle</i>).....	188/627
<i>Imhof, Arthur E.</i> : Ars moriendi. Die Kunst des Sterbens einst und heute (<i>D. Kramer</i>).....	190/944
<i>Köck, Christoph</i> : Sehnsucht Abenteuer. Auf den Spuren der Erlebnisgesellschaft (<i>D. Kramer</i>)	190/942
<i>Kulturpolitische Gesellschaft u.a.</i> : Kulturlandschaft Stadt (<i>B. Wagner</i>).....	186/304
<i>Löffler, Hermann, u.a.</i> : »Der Spaß ist ein Meister aus Deutschland«. Politik der guten Laune 1933-1990 (<i>Th. Laugstien</i>).....	188/628
<i>Münckler, Herfried und Richard Saage</i> : Kultur und Politik. Brechung der Fortschrittsperspektive heute (<i>B. Wagner</i>).....	186/304
<i>Raphael, Max</i> : Tempel, Kirchen und Figuren. Studien zur Kunstgeschichte, Ästhetik und Archäologie (<i>N. Schneider</i>).....	186/307
<i>Sciavsky, Tibor</i> : Psychologie des Wohlstands. Die Bedürfnisse des Menschen und der Bedarf des Verbrauchers (<i>D. Kramer</i>).....	190/943
<i>Sennett, Richard</i> : Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds (<i>F. Semmelroth</i>)....	190/941
<i>Wehling, Hans G.</i> : Kulturpolitik (<i>B. Wagner</i>).....	186/304

Soziologie

<i>Auer, Frank von, u.a.</i> (Hrsg.): Auf der Suche nach der gewonnenen Zeit (<i>P. Dobner</i>).....	189/799
<i>Boeckmann, Klaus-Börge, u.a.</i> : Zweisprachigkeit und Identität (<i>G. Auernheimer</i>).....	185/133
<i>Borst, Arno</i> : Computus. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas (<i>A. Maurer</i>).....	185/131
<i>Elster, Jon</i> : Nuts and Bolts for the Social Sciences (<i>Ch. Gilleßen</i>)	187/467
<i>Endres, Egon</i> : Macht und Solidarität (<i>M. Ahrens</i>).....	185/132
<i>Grassmuck, Volker</i> : Vom Animismus zur Animation. Anmerkungen zur künstlichen Intelligenz (<i>R. Alisch</i>).....	187/471
<i>Holling, Eggert, und Peter Kempin</i> : Identität, Geist und Maschine (<i>R. Alisch</i>).....	187/471
<i>Kantel, Heinz-Dieter</i> : Computer im Sozialamt (<i>St. Katz</i>).....	189/801
<i>Kothhoff, H., und J. Reindl</i> : Die soziale Welt kleiner Betriebe (<i>J. Schmidt-Dilcher</i>).....	187/469
<i>Leidlmair, Karl</i> : Artificial Intelligence und Heidegger (<i>R. Alisch</i>).....	187/471
<i>Luhmann, Niklas</i> : Gesellschaftsstruktur und Semantik Bd. 3 (<i>M. Hinz</i>).....	189/797
<i>Minsky, Marvin</i> : Mentopolis (<i>H. Schwarz</i>).....	185/124
<i>Roloff, Christine</i> : Von der Schmiegsamkeit zur Einnischung. Professionalisierung der Chemikerinnen und Informatikerinnen (<i>H. Dörr</i>).....	189/802
<i>Wörning, Frank</i> : Diskursivität und Aphoristik. Untersuchungen zum Formen- und Wertewandel in der höfischen Moralistik (<i>M. Hinz</i>).....	189/797
<i>Wiener, Oswald</i> : Probleme der künstlichen Intelligenz (<i>R. Alisch</i>).....	187/471
<i>Winograd, Terry und Fernando Flores</i> : Erkenntnis Maschinen Verstehen (<i>Th. Waldhubel</i>)....	185/127

Erziehungswissenschaft

<i>Ahlheim, Klaus</i> : Mut zur Erkenntnis. Über das Subjekt politischer Erwachsenenbildung (<i>Th. Kuchinke</i>).....	190/945
<i>Albert, Marie-Therese</i> : Der neue Mensch in Nicaragua. Ein Blick auf zehn Jahre Erziehungs- und Bildungsprozeß (<i>R. Kaufhold</i>).....	188/633
<i>Bettelheim, Bruno</i> : Themen meines Lebens (<i>R. Kaufhold, W. Rügemer</i>).....	187/477
<i>Bracht, U., u.a.</i> (Hrsg.): Intelligenz und Allgemeinbildung 1948-1918 (<i>H.-J. Gamm</i>).....	186/313
<i>Bätner, Christian, und Aurel Ende</i> (Hrsg.): Lebensräume für Kinder (<i>R. Kaufhold</i>).....	188/631
<i>Bätner, Christian, und Aurel Ende</i> (Hrsg.): Trennungen. Kindliche Rettungsversuche bei Vernachlässigungen, Scheidungen und Tod (<i>R. Kaufhold</i>).....	188/631
<i>Fischer, Gero u.a.</i> : Geordnete Welten. Neues Lernen mit dem Computer? (<i>W. Kunstmann</i>)...	185/138
<i>Fischer, Wolfgang, und Dieter-Jürgen Löwisch</i> (Hrsg.): Pädagogisches Denken von den Anfängen bis zur Gegenwart (<i>K. Reich</i>).....	186/309
<i>Hansen, Klaus-Henning</i> : Technik als Gegenstand kritisch-historischer Aufklärung (<i>H. Krause</i>)	185/135
<i>Hansmann, Otto, und Winfried Marozki</i> (Hrsg.): Diskurs Bildungstheorie (<i>K. Reich</i>).....	186/309
<i>Keim, Wolfgang</i> (Hrsg.): Erziehungswissenschaft und Nationalsozialismus (<i>Th. Alkemeyer</i>)...	185/140
<i>Krüger, Heinz-Hermann</i> (Hrsg.): Abschied von der Aufklärung? Perspektiven der Erziehungswissenschaft (<i>A. Schäfer</i>).....	187/474

<i>Kupffer, Heinrich</i> : Pädagogik der Postmoderne (<i>K. Reich</i>).....	186/309
<i>Kutschka, Günter</i> (Hrsg.): Bildung unter dem Anspruch von Aufklärung (<i>K. Reich</i>).....	186/309
<i>Meyer-Drawe, Käte</i> : Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich (<i>S. Staatsmann</i>).....	190/947
<i>Oelkers, Jürgen</i> : Die große Aspiration. Zur Herausbildung der Erziehungswissenschaft im 19. Jahrhundert (<i>K. Reich</i>).....	186/309
<i>Petsch, Hans-Joachim, u.a.</i> : Allgemeinbildung und Computer (<i>H. Krause</i>).....	185/135
<i>Rohde, Bernhard</i> : Sozialpädagogische Hochschulausbildung (<i>R. Sorg</i>).....	190/948
<i>Rudnick, Martin</i> : Aussondern — Sterilisieren — Liquidieren. Die Verfolgung Behinderter im Nationalsozialismus (<i>Chr. Mürner</i>).....	187/478
<i>Rügemer, Werner</i> (Hrsg.): Nicaragua: Pädagogik der Überlebensinnovation (<i>R. Kaufhold</i>)..	188/633
<i>Sacher, Werner</i> : Computer und die Krise des Lernens (<i>H. Krause</i>).....	185/135
<i>Sarcinelli, Ulrich u.a.</i> : Politikvermittlung und Politische Bildung (<i>W. Filla</i>).....	185/138
<i>Schmoldt, Benno</i> (Hrsg.): Das Schulwesen in Berlin seit 1945 (<i>N. Franck</i>).....	185/141

Psychologie

<i>Burgard, Roswitha und Birgit Rommelspacher</i> (Hrsg.): LEIDEunLUST. Der Mythos des weiblichen Masochismus (<i>C. Bauernfeind</i>).....	188/638
<i>Katz Rothmann, Barbara</i> : Schwangerschaft auf Abruf. Vorgeburtliche Diagnose und die Zukunft der Mutterschaft (<i>G. Brüssow</i>).....	185/147
<i>Kristeva, Julia</i> : Geschichten von der Liebe (<i>B. Ketelhut</i>).....	185/142
<i>Meyer, Elsbeth, u.a.</i> : »Das hätte nicht noch mal passieren dürfen!« Wiederholte Schwangerschaftsabbrüche und was dahintersteckt (<i>M. Flaig</i>).....	188/636
<i>Mütscherlich, Margarete</i> : Über die Mühsal der Emanzipation (<i>S. Weishaupt</i>).....	188/639
<i>Schön, Bärbel</i> (Hrsg.): Emanzipation und Mutterschaft. (<i>E. Gottwalz</i>).....	185/144
<i>Schorr, Angela, und Ernst G. Wehner</i> (Hrsg.): Psychologiegeschichte heute (<i>K. Weber</i>).....	188/634
<i>Weingartz, Dorothee und Gisela Erler</i> (Hrsg.): Mütter an die Macht. Die neue Frauenbewegung (<i>S. Andresen</i>).....	185/145

Geschichte

<i>Brakelmann, Günter und Martin Rosowski</i> (Hrsg.): Antisemitismus (<i>D. Fleischer</i>).....	185/150
<i>Dreyfus, Francois-Georges</i> : Histoire de Vichy (<i>W. Kowalsky</i>).....	189/807
<i>Eder, Klaus</i> : Geschichte als Lernprozess? Zur Pathogenese politischer Modernität in Deutschland (<i>Chr. Löser</i>).....	189/809
<i>Ehmer, Josef</i> : Sozialgeschichte des Alters (<i>K.-P. Schwitzer</i>).....	190/954
<i>Eurich, Claus</i> : Tödliche Signale. Die kriegerische Geschichte der Informationstechnik von der Antike bis zum Jahr 2000 (<i>J. Robes</i>).....	189/804
<i>Faure, Christian</i> : Le projet culturel de Vichy (<i>W. Kowalsky</i>).....	189/807
<i>Gravenhorst, Lerke, und Carmen Tatschnurat</i> (Hrsg.): Töchterfragen. NS-Frauen Geschichte (<i>Chr. Lang</i>).....	189/808
<i>Nippel, Wilfried</i> : Griechen, Barbaren und »Wilde«. Alte Geschichte und Sozialanthropologie (<i>F. Konersmann</i>).....	189/803
<i>Parker, Geoffrey</i> : Die militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens 1500 — 1800 (<i>U. Rasche</i>).....	189/806
<i>Riedel, Wolfgang</i> : »Die unsichtbare Hand«. Ökonomie, Sittlichkeit und Kultur der englischen Mittelklasse (<i>W. Kindermann</i>).....	190/952
<i>Vonde, Detlev</i> : Revier der großen Dörfer. Industrialisierung und Stadtentwicklung im Ruhrgebiet (<i>G.-U. Watzlawczik</i>).....	190/953
<i>Vörländer, Herwart</i> (Hrsg.): Oral History (<i>W. Kindermann</i>).....	190/955
<i>Wood, Ellen Meiksins</i> : Peasant, Citizen & Slave. The Foundation of Athenian Democracy (<i>A. Hess</i>).....	185/148
<i>Wunder, Heide, und Christina Wanja</i> (Hrsg.): Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit (<i>S. Lettow</i>).....	190/950

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Benda, Roswitha</i> v.: »... dann werden die Steine schreien.« Die Kinder der Intifada (<i>M. Morgenstern</i>).....	190/959
<i>Bergmann, Theodor, und Gerd Schäfer</i> (Hrsg.): »Liebling der Partei«. Nikolai Bucharin — Theoretiker des Sozialismus (<i>G. Hauck, M. Keßler</i>).....	185/151
<i>Bernbach, Udo, u.a.</i> (Hrsg.): Spaltungen der Gesellschaft und die Zukunft des Sozialstaates (<i>R. Axtmann</i>).....	185/155
<i>Bischoff, Joachim und Michael Menard</i> : Marktwirtschaft und Sozialismus. Der Dritte Weg (<i>J. Jäger</i>).....	189/815
<i>Böttger, Barbara</i> : Das Recht auf Gleichheit und Differenz. Elisabeth Selbert und der Kampf der Frauen um Art. 3 II GG (<i>S. Berghahn</i>).....	187/479
<i>Borchert, Jürgen</i> : Innenweltzerstörung (<i>P. Gitschmann</i>).....	186/322
<i>Busch-Wéßlau, Johannes</i> : Der Marxismus und die Legitimation politischer Macht (<i>F. Balke</i>).....	189/813
<i>Colpe, Carsten</i> : Problem Islam (<i>U. Mehlem</i>).....	190/964
<i>Conert, Hansgeorg</i> : Die Ökonomie des unmöglichen Sozialismus. Krise und Reform der sowjetischen Wirtschaft unter Gorbatschow (<i>U. Kräger</i>).....	189/817
<i>Döring, Diether und Richard Hauser</i> (Hrsg.): Politische Kultur und Sozialpolitik (<i>J. Schmid</i>) Einspruch. Leipziger Hefte (<i>Chr. Löser</i>).....	185/157 190/956
<i>Ellwein, Thomas, u.a.</i> (Hrsg.): Jahrbuch zur Staats- und Verwaltungswissenschaft (<i>J. Schmid</i>).....	186/325
<i>Evers, Hans-Dieter, und Tilman Schiel</i> : Strategische Gruppen (<i>J.M. Vogl</i>).....	186/315
<i>Filmer, Werner, und Heribert Schwan</i> : Norbert Blüm (<i>H.-D. Bamberg</i>).....	186/324
<i>Fischer, Erica, und Petra Lux</i> : Ohne uns Frauen ist kein Staat zu machen. DDR-Frauen nach der Wende (<i>Chr. Klenner</i>).....	187/488
<i>Friedel, Klaus</i> : Vom Massenintegrationsapparat zur Gewerkschaft »Neuen Typs«? Der DGB im Übergang vom Fordismus zu Postfordismus (<i>J. Schmid</i>).....	188/642
<i>Gerhard, Ute, u.a.</i> (Hrsg.): Differenz und Gleichheit — Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht (<i>S. Baer</i>).....	187/483
<i>Gerhard, Ute</i> : Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht (<i>S. Baer</i>).....	187/482
<i>Golczewski, Frank</i> : Kölner Universitätslehrer und der Nationalsozialismus (<i>L. Hanisch</i>)....	188/647
<i>Grabner, Jürgen, u.a.</i> (Hrsg.): Leipzig im Oktober (<i>A. Hess</i>).....	188/644
<i>Heenen-Wolff, Susan</i> : Erez Palästina. Juden und Palästinenser im Konflikt um ein Land (<i>M. Morgenstern</i>).....	190/957
<i>Just, Gustav</i> : Zeuge in eigener Sache (<i>Jens Becker</i>).....	185/154
<i>Kiper, Manuel, und Jürgen Streich</i> : Biologische Waffen: Die geplanten Seuchen (<i>W. Roth</i>).....	186/321
<i>Kloke, Martin</i> : Israel und die deutsche Linke (<i>M. Morgenstern</i>).....	186/319
<i>Langer, Felicia</i> : Die Zeit der Steine. Eine israelische Jüdin über den palästinensischen Widerstand (<i>M. Morgenstern</i>).....	190/958
<i>Leif, Thomas</i> : Die strategische (Ohn)macht der Friedensbewegung (<i>P. Dudek</i>).....	186/320
<i>Lipman, Beate</i> : Alltag im Unfrieden. Frauen in Israel, Frauen in Palästina (<i>M. Morgenstern</i>).....	190/959
<i>Lucke, Doris, und Sabine Berghahn</i> (Hrsg.): Rechtsratgeber Frauen (<i>Chr. Klenner</i>).....	187/485
<i>Morgenstern, Mathias</i> (Hrsg.): Kampf um den Staat. Religion und Nationalismus in Israel (<i>M. Kloke</i>).....	190/961
<i>Muckli, Martina</i> : Einbruch in die Männerwelt? Chancen und Restriktionen einer Veränderung von Politik durch Frauen. (<i>E. Biester</i>).....	187/490
<i>Nirumand, Bahman</i> (Hrsg.): Im Namen Allahs. Islamische Gruppen und der Fundamentalismus in der Bundesrepublik Deutschland (<i>L. Hanisch</i>).....	190/962
<i>Rödel, Ulrich</i> (Hrsg.): Autonome Gesellschaft und libertäre Demokratie (<i>M. Richter</i>).....	189/811
<i>Rödel, Ulrich u.a.</i> : Die demokratische Frage (<i>M. Richter</i>).....	189/811
<i>Saage, Richard</i> : Das Ende der politischen Utopie? (<i>W. Bialas</i>).....	189/820
<i>Schirmmacher, Frank</i> (Hrsg.): Im Osten erwacht die Geschichte. Essays zur Revolution in Mittel- und Osteuropa (<i>R. Axtmann</i>).....	189/818
<i>Schmidt, Josef</i> : Die CDU. Organisationsstrukturen, Politiken und Funktionsweisen einer Partei im Föderalismus (<i>J.-M. Vogl</i>).....	188/640
<i>Scholl-Latour, Peter</i> : Das Schwert des Islam (<i>G. Auernheimer</i>).....	186/190

<i>Schunter-Kleemann, Susanne (Hrsg.): EG-Binnenmarkt — EuroPatriarchat oder Aufbruch der Frauen? (P. Dobner).....</i>	187/486
<i>Senghaas, Dieter (Hrsg.): Regionalkonflikte in der Dritten Welt (V. Perthes).....</i>	186/317
<i>Stöling, Erhard: Eine Weltmacht zerbricht. Nationalitäten und Religionen in der UdSSR (H.-H. Nolte).....</i>	189/819
<i>Weidenfeld, Werner und Hartmut Zimmermann (Hrsg.): Deutschland-Handbuch. Eine doppelte Bilanz 1949-1989 (G.-U. Watzlawczik).....</i>	188/646
<i>Weischer, Christoph: Kritische Gewerkschaftstheorie (J. Schmid).....</i>	188/643
<i>West, Harry: Fraud. The Growth Industry (N. Neumann).....</i>	
<i>Wolkogonow, D.: Triumph und Tragödie. Politisches Portrait des J.W. Stalin (Ch. Löser). 185/ 71</i>	

Ökonomie

<i>Amin, Samir: L'empire du chaos. La nouvelle mondialisation capitaliste (Th. Laugstien)....</i>	190/973
<i>Gruppe Feministischer Internationalismus (Hrsg.): Zwischen Staatshaushalt und Haushaltskasse. Frauen in der Weltwirtschaft (G. Hänel-Ossorio).....</i>	188/655
<i>Howard, M.C., und J.E. King: A History of Marxian Economics (M. Krätke).....</i>	190/966
<i>Königswieser, Roswita, u.a.: Aschenputtels Portemonnaie. Frauen und Geld (S. Andresen). 188/653</i>	
<i>Landau, Kurt (Hrsg.): Der Wert der Haushaltsarbeit (S. Andresen).....</i>	188/652
<i>Przeworski, Adam: The State and the Economy under Capitalism (H. Ganßmann).....</i>	190/969
<i>Rapin, Hildegard: Der private Haushalt im Spiegel sozioempirischer Erhebungen (C. Weber) 188/649</i>	
<i>Rapin, Hildegard (Hrsg.): Der private Haushalt im Unterricht (C. Weber).....</i>	188/649
<i>Voy, Klaus, u.a. (Hrsg.): Marktwirtschaft und politische Regulierung (J. Hölscher).....</i>	190/972

DRITTE WELT

Monatsmagazin für internationale Politik, Wirtschaft und Kultur

Nr. 11/November 1991

Naher Osten

Nahost-Friedenskonferenz ■ Israels Siedlungspolitik ■ Internierungslager am Gaza-Streifen

Irak-Kurdistan ■ Kurzer Frühling der

Demokratie in Haiti ■ Madagaskar:

Eine neue Republik? ■ Außerdem:

Nichtpaktgebundene,

Galeano über die

Neue Weltordnung,

die Tuareg

4,50 DM; Jahresabo:
42,50 DM;

Ich möchte ein Probeabo (3 Hefte für 10 DM, gegen Vorkasse: Schein oder Scheck)

COPENHAGEN: Ich möchte ein Probeabo an DRITTE WELT, Internat. Postfach 102245, 2000 Hamburg 1

Vorname, Name _____ PLZ, Ort _____

Datum, Unterschrift _____

Verkreuzen Sie bitte, wenn Sie eine Wohnadresse bei Internat. Wirtsch. Postfach 102245, 2000 Hamburg 1 angeben wollen. Zur Freiwahlung gehört die rechtzeitige Absendung des Vorkasses.

Datum, Unterschrift _____

CONSTRUCTIV

UTOPIE

Diskussion sozialistischer Alternativen

kreativ

11'91

R.Eilers: Friedliche Tage
 H.-J.Vogel: Im Gespräch
 H.Knobloch: Da ist auf einmal Vieles...
 G.Bastian, P.Kelly: Atomteststop jetzt!
 H.Kant: Im Gespräch
 A.Steinsaltz: Der Mythos vom Seelenfrieden
 M.Offenberg, W.Beltz: Im Gespräch
 M.Cohen: Der Orientteppich
 K.Petzold: Markierung für den Tod
 P.Schütt: Auschwitz im November
 H.Krall: High sein
 E.Maaß: Moskau — Tbilisi

10'91

F.R.Fries: Bilbao Camp
 M.J.de Larra: Der Mensch denkt...
 O.Lafontaine: Im Gespräch
 A.Schmillen/V.Wollenberger: Gegen Tiefflüge
 S.Pflugbeil: Stark oder Quark?
 F.Dieckmann: Das Rußlandhaus
 K.J. Fürst v.Schwarzenberg: Gespräch
 H.H.Schultz: Spanische Abenteuer
 A.Sorel: Spanische Schriftsteller und Europa
 H.Zenker: Wiener Blut
 K.Hensel: Abschied von Don Juan
 D.B.Herrmann: Ein Weg voller Sorgen (II)
 E.-M.Grocholl: 100 Jahre Erfurter Programm

16

Gesellschaft - Analyse & Alternativen

J.Bischoff: Zweidrittelgesellschaft als unabänderliches Schicksal?
 H.Knake-Werner/H.Werner: Am Ende der Arbeitsgesellschaft?
 B.Rump: Der Umbau. Über die Notwendigkeit einer neuen Politik für Europa und die Welt.
 F.Schumann/W.Jahn: Zur Lage der Landwirtschaft der BRD

Zweidrittelgesellschaft konkret

T.Schmid: Wieso eigentlich: Zweidrittelgesellschaft?
 L.Brangsch: Sozialpolitik in der DDR.
 M. Schönebeck: Ältere Menschen - Verlierer der deutschen Einheit?
 J.Demloff: Eintreten für Diskriminierte - Aufgabe alternativer Politik
 K.-J.Dahler: Brauchen wir eine andere Gesundheitspolitik?
 A.Tügel/T.Tügel: Damit das Boot nicht untergeht...
 R.Kühnert: Wie künftig in Deutschland wohnen?

Standorte

U.Jelpke/A.Maurer/H.Schröder: Zur Verfassungsdebatte in der PDS und drumherum
 C.Ostrowski: Politik JA, aber WIE?

Sozialstatistik & Umfragen

TUA RES: Gewerkschaften im Wandel der Systeme. Ansichten ehemaliger Mitarbeiter der IG Metall der DDR

Hrsg.: Ulrich Herold. Beraten durch Martin Buchholz, Stephan Herrlein, Walter Jens, Robert Jungk, Heiner Müller, Naria Quevedo, Friedrich Schorlemmer, Jürgen Spohn. — Erscheint monatlich. Einzelheft 6,50 DM, Jahresabo 66 DM, Studenten und Rentnerabo 60 DM. — Verlag CONSTRUCTIV Berlin, Robert-Koch-Platz 10 O-1040 Berlin

Hrsg. und Verlag: Dietz Verlag Berlin GmbH. Redaktion Helmut Steiner (Chefredakteur), Marion Kunze, Jörn Schürumpf. — Erscheint monatlich. Einzelheft 5 DM; Jahresabo 60 DM + Porto. — Verlag und Redaktion: Wälzstraße 76-79, O-1020 Berlin. — Einzelbestellungen: Vertrieb Gebr. Petermann, Kurfürstendamm 111, W-1000 Berlin 30

WIDER SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im
Bildungs-Gesundheits- u. Sozialbereich



Zeitschrift für
Sozialistische
Politik & Wirtschaft

40

Frauen heute

K.Windaus-Walser: »Der offene Konflikt ist mir lieber«

G.Wölbart interviewte K.Windaus-Walser zum Geschlechterverhältniss

M.Frommel: Gleichheit und Differenz
Männliche Gerechtigkeitsmathematik versus weiblicher Kontextualismus.

H.M. Pfarr/C.Fuchsloch: Frauenquoten, ein juristisches Problem

M.Stein-Hilbers: Die sogenannten »Neuen Väter«

G.Wölbart: Emanzipation zurechtgestutzt — oder: wie aus dem Wunsch eine Last werden kann
Nachträgliche Überlegungen zu einem Bildungsurlaubsseminar für Frauen

Forum

I.Schultz: Dokumentation: Demokratie und Gewaltfrage

Feministische Kritik an der Idee der Zivilgesellschaft

D.Damm: Selbstorganisation — ein aktuelles Ziel der Jugendarbeit

61

U.Kremer: Nach dem Ende der UDSSR

H.-G.Hofschien: Stasi-Säuberungen

J.Marschall: Feindbilddrama in Jugoslawien
Sozialdemokratie

Interview mit K.Blessing

SPD in Sachsen-Anhalt: M.Richter

»Und es bewegt sich doch...«: C.Hoffmann/C.Walther

Debatte

I.Arend: Bilder einer neuen Utopie

J.Neitzel, G.Ziese, F.Welti: Whither India?

Öko-Umbau

A.Bach: Ökologische Unternehmenspolitik

D.Bimboes: Die Köpfe müssen rauchen...

R.Krämer: »Subsistentielle Effizienz« versus »Gewalttätigkeit der Produktionsweise«

E.-U.v.Weizsäcker: Erdpolitik

H.-J.Olczyk: Für den ökologischen Umbau des Kapitalismus (Rezension)

Neue (Welt-)Ordnung

U.Kremer: Linke Weltansichten

C.Spehr: »Westliche« Kultur und »multikulturelle« Weltgesellschaft

Herausgeber: Sozialistisches Büro, Redaktion: A.Schaarschuch, N.Diemer, W.Völker, F.Schlüte, B.Hafeneger, W.Lochmann, F.Döchtling, T.Kunstreich, F.Manke, F.Peters, W.Plum, B.Rose, V.Schöneberg, E.Balay, G.Pabst, A.Wagner. - Jährlich 4 Hefte. - Einzelheft 14 DM, Jahresabo 54 DM + Versand. - Redaktion Widersprüche: Postf. 102062, 6050 Offenbach. Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 102062, 6050 Offenbach.

Hrg.: D.Albers, H.Albrecht, O.Bosch, J.Egert, K.Fuchs, J.Hindelsf, K.P.Kiaker, H.Lienker, S.Möbbeck, U.Pusch-Gruber, K.Wind, K.F.Wolf, B.Zimmermann, B.Zoerner. - Redaktion: I.Arend, F.Guesnet, U.Kremer, M.Machnig. - erscheint zweimonatlich. Jahresabo 51 DM, erm. 42 DM, Ausland 54 DM. Redaktion und Verlag: Kieler Str.13, 5000 Köln 80

blätter **133**

**WECHSEL
WIRKUNG**

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT

177

Honkong

Wahlen im Schatten der Regierungsübernahme Peking

Haiti

Einschätzung des Putsches

Brasilien

Brasilianische Arbeiterpartei diskutiert neuen Kurs

Algerien

Demokratisierungsprozeß und die Islamisten

Zimbabwe

Selbstgemachtes Strukturanpassungsprogramm

Transnationale Konzerne

Bundesdeutsche Multis in der Dritten Welt

Sieben Thesen zu Konzernstrategien

Internationales Investitionsrecht: Freie Fahrt für Konzerne

Nestlé allen voran

Arbeitskämpfe bei BAYER in Peru

Selbstdarstellungen von Arbeitsgruppen

UNCED-Konferenz

Klimakarneval in Rio

Ökologisches

Mythos Überbevölkerung im Ökosystem

Bangladesch

Projektionsleistungen des Katastrophenbewußtseins

Roma und Sinti

Historische Kontinuität von deutschem Rassismus

51

Ökologisierung der Wirtschaft

F.Rubik und U.Beyse: Ökologische Produktpolitik

S.Lehmann und J.Clausen: Öko-Controlling. Informationsinstrument für ökologische Unternehmensführung

S.Büttner: The Greening of Management. In Managerkreisen greift das Öko-Fieber um sich

M.Kiper u.a.: Umweltschutz versus Wettbewerbsfähigkeit

A.Braunschweig: Ökologische Buchhaltung

R.Pfriem: Jenseits des Systemglaubens

Naturwissenschaft & Technik

W.Hien: Einstufung und Regulierung krebserzeugender Stoffe

T.Weber: Chemiewirtschaft und Nahrungsmittelproduktion

Frauen

G.Unseld: Technik - politischer als Politik, persönlicher als das Private

Jährlich 8 Hefte, Einzelheft 6 DM, Jahressabo 48 DM (ermäßigt 40 DM). Aktion Dritte Welt e.V., Informationszentrum Dritte Welt, Postfach 5328 7800 Freiburg i. Br.

Redaktion: Suzanne Wigner, Carsten Freiberg, Rudy Kothe. — Erscheint zweimonatlich. — Einzelheft 8 DM, Jahressabo 48 DM. — Verlag und Redaktion: remember e.G., Mariabrunnenstraße 48, 5100 Aachen

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

11'91

H.-P.Riese: Europa ist ein politischer Begriff

C.Randzi-Plath: EG-Ostpolitik am Scheideweg

G.Mielke: Bremer Wahlen

Poststalinismus- »Westlich der Mitte«?

F.Mizslivetz: Mitteleuropa - Der Weg nach Europa

E.Jesse: Der Totalitarismus-Ansatz nach dem Zusammenbruch des real-existierenden Sozialismus.

A.Grossmann: Der sowjetische Totalitarismus

D.Schlesak: Erfahrungen mit der totalitären Seele

W.Geiger: Von der »Neuen Philosophie« in Frankreich zum neuen Zeitgeist in Europa?

Kontrovers

J.Siklová: Sind Frauen aus Ost- und Mitteleuropa konservativ?

R.Rosen: Rückblick auf die Frauenbewegung im Westen

D.Dehm: Die Postmoderne der SPD-Moderisierer?

Kultur

O.Kallscheuer: Zur Kirchengeschichte des Nationalismus in Osteuropa

A.Betz: Sperbers Publizistik der späten 30er Jahre

Gespräch mit Adolf Muschg

T.Meyer: W.Eichler - Vater des Godesberger Programms

Hrsg. Für die Friedrich-Ebert-Stiftung von H.Börner, W.Dürks †, G.Grass, J.Rau, C.Stern, H.-J.Vogel. Redaktion: P.Glotz (Chefredakteur), U.Ackermann, N.Seitz (beide verantw.) - Erscheint monatlich. Einzelheft 12,80 DM frei Haus; Jahresabo 90 DM frei Haus. - Verlag J.H.W.Dietz Nachf., In der Rast 2, 5300 Bonn 1

TEXT+KRITIK

112

Brigitte Kronauer

B.Kronauer: Zwei Klappentexte

O.Sill: Zum programmatischen Character der frühen Erzählungen

C.Dormagen: Der lange Satz bei Brigitte Kronauer

S.Cramer: Es gibt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht

G.Ullrich: Utopie und ihre Verwirklichung

B.Kronauer: Das arglistige Mädchen.

Das arglistige Mütterchen.

Postscripton I-III

W.Jung: Alltag — die Kulisse für das ordentliche Voranleben.

D.Thormählen: Blickwechsel.

F.Meyer-Gosau: Mittelpunktlose Räume, Tiefsee

E.Hübner: Zu Brigitte Kronauer und Peter Handke

H.Krauss: Mutmaßungen über Brigitte Kronauers Literaturbegriff

Herausgeber: H.L.Arnold. Redaktion: F.Meyer-Gosau, U.Schmidt und M.Töteberg. — Erscheint viermal jährlich, Abopreis 54 DM zzgl. Versand, Einzelheft 9 DM — Redaktion: Tuckerstr. 10, 3400 Göttingen — Verlag: edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

Sozialismus

Marxistische
Monatszeitschrift

Es schrieben 1990 u.a.:

Lisa Abendroth, Louis Althusser, Manfred Balder, Pietro Barcellona, Karin Benz-Overhage, Theodor Bergmann, Heinz Bierbaum, Joachim Bischoff, Manfred Bobke-v. Camen, André Brie, Michael Brie, Karl Burgmaier, Alexandr Buzgalin, Jochen Cerny, Hansgeorg Conert, Frank Deppe, Richard Detje, Horst Dietzel, Irene Dölling, Eberhard Fehrmann, Peter Glotz, Michail Gorbatschow, Bryan Gould, Gregor Gysi, Stuart Hall, Heinrich Hannover, Ingeborg Herold, Peter Hess, Eric Hobsbawm, Hasko Hüning, Pietro Ingrao, Mechthild Jansen, Christoph Jetter, Heinz Jung, Robert Katzenstein, Sabine Kebir, Sonja Kemnitz, Dieter Klein, Arno Klönne, Lorenz Knorr, Otto König, Ulla Kriete, Jürgen Kuczynski, Walter Kuhn, Stefan Lehdorff, Andre Leisewitz, Gerd Loboda, Christa Luft, Ulrich Meditsch, Heinz-Rudolf Meißner, Michael Menard, Hans Modrow, Manuel Vasquez Montalban, Manfred Muster, Lothar Nicht, Hildegard Maria Nickel, Alexandr Ort, Lothar Peter, Klaus Pickshaus, Alfredo Reichlin, Rossana Rossanda, Peter Ruben, Bernhard Sander, Helmut Schauer, Peter Scherer, Eduard Schewardnadse, Josef Schleifstein, Horst

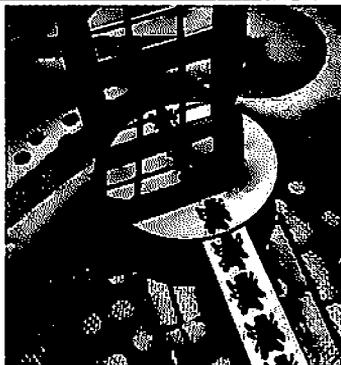
Schmitthenner, Werner Seppmann, Otto Singer, Theo Steegmann, Bruno Trentin, Mario Tronti, Hilde Wagner, Helmuth Warnke, Michael Wendl, Jochen Willerding, Alexander Wolgin, Karl Georg Zinn

Einzelheft: DM 7.50 · Jahresabo: DM 75,-
Probeheft: VSA-Verlag
Postfach 50 15 71 · W-2000 Hamburg 50

Nr. 3/1991 • 6. Jahrg. • 7. DM

D 8008 F

FORUM Wissenschaft



Tierversuche

– sinnloses Ritual der Wissenschaft?

Linksintellektuellen-Diskussion Teil II
§ 218 – Recht und Moderne

Forum Wissenschaft
erscheint vierteljährlich
mit 80–100 Seiten.

7,- DM kostet das Einzelheft,
25,- DM das Jahres-Abo,
aber nur 20,- DM jährlich zahlen
Arbeitslose, Studierende
und Zivildienstleistende!

Bestelladresse:

BdWi – Bund demokratischer
Wissenschaftlerinnen und
Wissenschaftler (Hg.),
Postfach 543, 3550 Marburg;
Tel.: (06421) 2 13 95
Fax: (06421) 2 46 54

**Kostenloses
Probeheft anfordern!**

Neu! Heft 3/91

Tierversuche: Sinnloses Ritual der Wissenschaft?

Andreas-Holger Maehle: Tierversuchsdiskussion und Naturverständnis vor 100 Jahren • *Werner Hartinger:* Zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Wirklichkeit • *Ilja Weiss:* Schlachtfelder der Rüstungsforschung • *Birgit Völlm:* Tierversuche im Studium • *Bernhard Rambeck:* Der Mythos Tierversuch.

Linksintellektuellen-Diskussion (Teil II)

Volker Divalos: Humanismus statt Intellektualismus • *Sabine Kebir:* Die Würde des einzelnen Menschen • *Gilbert Zebura:* Überläßt die 'Eierköpfe' ihrem Schicksal!

§ 218 – Recht und Moderne

Monika Frommel: Ein Grenzfall des Rechts • *Elisabeth Beck-Gernsheim:* Lebensplanung und Kinderwunsch.

Weiterhin in diesem Heft:

»**Ostfront:** Joachim Hösler macht sich in seinem Beitrag »Sowjet-Union perdu« Gedanken über einen welthistorischen Abgang • **Hochschulpolitik:** In »Autonomie für das Management?« gibt Wolfgang Nitsch einen kritischen Bericht zum Hochschulgutachten von Daxner, Lüthje und Schimpf.

Summaries

Judith Stacey and Barrie Thorne: Feminist Paradigm Shifts in the Sciences

Feminists have made important contributions to sociology but failed to transform the basic conceptual framework of the field. A comparison of sociology with anthropology, history and literature suggests factors that facilitate or inhibit feminist conceptual shifts. Feminist perspectives in sociology have been held back by functionalist concepts of gender, by treating gender as a variable rather than as theoretical, and by being ghettoized.

Mary McIntosh: The Concept of »Gender«

The new concept of »gender«, originating in the distinction between sex and gender was recently expanded to include the differentiation at the structural and cultural as well as at the individual level. This article contrasts »gender« with other focal concepts of feminist theory, in particular with »patriarchy«. »Gender« focuses too much on difference rather than on power, while »patriarchy« represents the inverse problem.

Ruth Seifert: Feminist Theory and Sociology of the Military

The fact that the military is still predominantly an all-male institution has informed essentialist interpretations that link the feminine and women with peace and pacifism, and the masculine and men with war and aggression. Given a constructivist theoretical framework, however, femininity and masculinity are seen as built around binary and mutually exclusive categories, among them war and peace. The article examines the production and reproduction of these categories in the cultural construction of gender in the military.

Ursula Püschel: On Irmtraud Morgner's novel »Amanda«

This second book of the projected Salman-Trilogy also remains the final one because of the author's death in 1990. Her great and universal theme, women's entrance into history, owes its characteristic art form and philosophical content to the author's origin in the GDR. Her relation to Goethe, combining documentary and fictional elements into a novel of feminine writing, her plebeian-democratic outlook are all integral parts of her poetics. Aesthetic consequences, termed »picaresque« by Morgner, are apt to introduce the notion of future. Laughter proves to be an essential component of the aesthetics of opposition.

Helmut Peitsch: Refuting the Topos of Silence

The widely shared view, authoritatively expressed by the FAZ's editor Joachim Fest, that East and West German writers kept silent on the 9 November is demonstrated as misleading. Since 1979 West German writers have contributed to the nationalization of public discourse which led them in 1989 to support the Federal Government's policy of rapid unification by providing terms and images; former East German authors have done so by taking up the notion of »Kulturnation«. The topos of silence can be read as an attempt of silencing opposing views held by minorities in both countries.

David Tetzlaff: Popular Culture and Social Control in Capitalism

Most critical theories of communication in this century have conceived social power as operating through unification, through the repression of contradictions. In order to render this strategy of the ruling groups less powerful, the theorists have advocated practices of negation, difference and disjunction. Tetzlaff argues that the unity=control equation is inadequate to explain the relationship between mass-produced culture and social control in late capitalism. On the contrary, he suggests, mass culture's contribution to control is in fact its social and semiotic fragmentation.

Benda, Roswitha v.: »... dann werden die Steine schreien.« Die Kinder der Intifada (*M. Morgenstern*)..... 959

Lipman, Beate: Alltag im Unfrieden. Frauen in Israel, Frauen in Palästina (*M. Morgenstern Morgenstern, Mathias (Hrsg.):* Kampf um den Staat. Religion und Nationalismus in Israel (*M. Kloke*) 961

Nirumand, Bahman (Hrsg.): Im Namen Allahs. Islamische Gruppen und der Fundamentalismus in der Bundesrepublik Deutschland (*L. Hanisch*) 962

Colpe, Carsten: Problem Islam (*U. Mehlem*) 964

Ökonomie

Howard, M.C., und J.E. King: A History of Marxian Economics (*M. Krätze*) 966

Przeworski, Adam: The State and the Economy under Capitalism (*H. Gansfmann*) 969

Voy, Klaus, u.a. (Hrsg.): Marktwirtschaft und Politische Regulierung (*J. Hölscher*) 972

Amin, Samir: L'empire du chaos. La nouvelle mondialisation capitaliste (*Th. Laugstien*) .. 973



Peter von Oertzen, Susi Möbbeck (Hrsg.)

Vorwärts,
rückwärts,
seitwärts...

Das Lesebuch zur
SPD-Organisationsreform

Peter von Oertzen/Susi Möbbeck (Hrsg.)

**Vorwärts,
rückwärts,
seitwärts...**

Das Lesebuch zur
SPD-Organisationsreform

ca. 200 Seiten
Buchhandelspreis: DM 19,80

Erscheinungstermin:
November 1991

Ich bestelle
..... Expl. von
"Vorwärts,
rückwärts,
seitwärts..."
zum Subskriptionspreis*
von je DM 15,- zzgl. je DM 1,-
Versandkosten.

Name, Vorname

Straße

PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

Mit Beiträgen von
 Rudolf Dreßler • Diether Dehm • Konrad Elmer
 • Peter Grafe • Horst Kern • Werner Kinds-
 müller • Dieter Laitmann • Susi Möbbeck
 • Peter von Oertzen • Hans Scheibner
 • Ulf Skirke • Franz Sommerfeld •
 Kurt Tucholsky • Karin Vogel •
 Claudia Walther und vielen
 anderen mehr

Ich zahle mir Vorschlagszuschlag (Beleggeld) Ich zahle nach Erhalt der Rechnung

* Bei Druckänderungen
bietet Verlag bis 31.1.1992

Coupon senden an: spw-Verlag • Kieler Str. 13 • 5000 Köln 80

Argument-Rückschau

189: Alternativen im High-Tech-Kapitalismus

St. Hall: Das Ökologie-Problem und die Notwendigkeiten linker Politik / A. Lipietz: Demokratie nach dem Fordismus / F. Haug: Leistung muß sich wieder lohnen / Ch. Salazar-Volkmann: Die Unternehmensphilosophien transnationaler Konzerne / W.F. Haug: Mutmaßungen über Gorbatschow und Perestrojka / S. Willis: Die »Erdbeben-Ausrüstung«. Zur Politik des Trivialen / M. Damus: Heinrich Vogeler, die Kunst und die große Politik / Ch. Schindler: § 218 — eine nachholende Debatte / J.S. Ach: Feministische Positionen in der Abtreibungsdebatte / Besprechungen: Transzendentalpragmatik; Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte; Testoptimierung; Zeiterfahrung; Militärgeschichte; NS-Frauegeschichte; Demokratie, Markt, Sozialismus; Sowjetunion

188: Nach dem Marxismus?

M. Brie: Marxismus und administrativer Sozialismus / A. Demirović: Ist die DDR an Marx gescheitert? / W. Ettl, J. Jünger: Kritische Sozialökonomie / M. Krätke: Politische Ökonomie ohne Marx? / E. Kandziora: Politische Ökonomie der Ost-West-Beziehungen / F. Jameson: Adorno in der Postmoderne / G.J. Bereciartu: Krise des Nationalstaats / W. Mackenbach: Fonseca und der Sandinismus / S. Andresen: Frauen, Karriere und Geld / Besprechungen: Kritische Theorie; Alltagskultur; Lebensräume für Kinder; Psychologiegeschichte; Weiblicher Masochismus; Parteien- und Gewerkschaftstheorie; Feministische Ökonomie

187: Krieg und Liebe

N. Hartsock: Nullsummenspiel der Ehre / F. Haug: Eintritt der Frauen in den Krieg / R. Schneider: Liebe bei Elfriede Jelinek / K. Hauser: Geschlechtertausch bei Irma Traud Morgner und Christa Wolf / G. Lindner: Frauenemanzipation und Individualität in der DDR-Literatur / R. Stefaniak: Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zugrunde gehen / E. San Juan: Symbolisierung des Widerstands auf den Philippinen / M. Wekwerth: Über eine Weiterarbeit des »Berliner Ensembles« / P. Jehle: Fragen zur Romanistik im deutschen Faschismus / Besprechungen: Moralphilosophie, Philosophiegeschichte; Intertextualität und Textphilologie; Künstliche Intelligenz; Erziehungswissenschaft; Frauen, Recht und Politik

186: Krieg und Nation

M. Kaldor: Der imaginäre Krieg / A.G. Frank: Politische Ökonomie des Golfkriegs / G. Auernheimer, J. Bidet, W.F. Haug: Fragen zum Golfkrieg / B. Anderson: Die Erschaffung der Nation durch den Kolonialstaat / R. Suny: Sozialismus und Nationalitätenkonflikt in Transkaukasien / G. Auernheimer: Nachdenken über Deutschland als Nation / Th. Gehrman: Fußball und Nationalismus / M. Schneider: Von der Staatsfirma in die DM-Kolonie / W. Bialas: DDR-Identität im Umbruch / A. Weberling: Technikkritik und Geschlechterverhältnisse / Besprechungen: Nietzsche und der Faschismus; Sozialphilosophie; Literatur und Medien; Kulturpolitik; Bildungstheorie; Dritte Welt; Israel

185: Gramsci und die Zivilgesellschaft

J.A. Buttigieg: Gramscis Methode / A. Showstack Sassoon: Das Entstehen eines neuen Konzepts von Staatsbürgerschaft / A. Demirović: Zivilgesellschaft, Öffentlichkeit, Demokratie / D. Boothman: Gramsci als Ökonom / Ch. Löser: Wolkogonows Stalin-Biographie / H. Behrend: Kollektivschuld oder Rechtsstaatlichkeit? / St. Krätke: Umbau der Städte / Interventionen zur Singer-Debatte / Besprechungen: Philosophie im Faschismus; Evolutionäre Erkenntnistheorie; Aufklärung; Literatur der Moderne; Identität in der Fremde; Computerlernen; Emanzipation und Mutterschaft; Antisemitismus; Bucharin; Sozialpolitik

184: West-Östliches Patriarchat

Ch. Schenk: Experiment Unabhängiger Frauenverband / H. Behrend: Aufbruch und Elend der DDR-Frauen / Ch. Klenner: Die Aneignung weiblicher Reproduktionsarbeit in DDR-Familien / I. Kurz-Scherf: Deutschland — einig Mutterland? / F. Haug: Neue Herausforderungen an einen sozialistischen Feminismus / K. Hauser: Zu Christa Wolf / O. Negt: Sozialismus und das Problem einer Deutschland-Utopie / M. Brie: Vom Ende des »Maulwurfs der Geschichte« / V. Dömyer, M. Funder, L. Voigt-Weber: Bestandsbedingungen einer »alternativen« Ökonomie / Besprechungen: Sinn und Bedeutung; Kulturpolitik; Medienwissenschaft; Mädchen und sexueller Mißbrauch; Linke Perspektiven

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/579173
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/3134017
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/3417432
Berlin 33 Buchhandlung Tell, Thielallee 32; Tel. 030/8324051
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/8315089
Berlin 41 Wohlthatsche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/8511509
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/72073
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/231923
Frankfurt/M. Uni-Buch, Jügelstr. 1; Tel. 069/775082
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfeistr. 77; Tel. 069/777303
Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11; Tel. 069/778807
Freiburg Jos Fritz, Politische Buchhandlung, Wilhelmstr. 15; Tel. 0761/26877
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/74934
Gießen Buchladen Kleine Freiheit, Bismarckstr. 9; Tel. 0641/71850
Göttingen Rote Straße-Buchladen, Rote Str. 10
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/453680
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/449778
Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 64
Heidelberg ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77704
Kassel Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/420214
Köln 41 Zur Schwarzen Geiß, Obermarkt 14; Tel. 07531/15433
Konstanz Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/24787
Marburg BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/2809522
München 40 ROSTA-Buchladen, Aegidiistr. 12; Tel. 0251/44926
Münster Bücherkiste; Jakobstr. 26
Nürnberg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13949
Oldenburg Autonomie-Buchladen, Martinistr. 9
Osnabrück Ulrich Dombrowsky, Wollwürgergasse 4; Tel. 0941/51535
Regensburg Der Buchladen GmbH, Försterstr. 14; Tel. 0681/31171
Saarbrücken Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/223287
Stuttgart Die Gruppe, Alternativer Buchladen GmbH, Münzgasse 15; Tel. 0707/23358
Tübingen Werner Beyer, Sanderstr. 33/35; Tel. 0931/59943
Würzburg Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münsterergasse 41; Tel. 031/228218
Schweiz Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,
Froschaugasse 7; Tel. 01/2512674
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/433221
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/421234

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/3123102
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/2152500
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154; Tel. 0521/68461
Bochum Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstr. 12
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/654767
Braunschweig Frauenbuchladen im Magniviertel, Magnikirchstr. 4; Tel. 053/40744
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/74140
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/68461
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50; Tel. 0211/464405
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27; Tel. 069/705295
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/4204748
Hannover Annabae Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/324024
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/22201
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/17210
Mainz Cardabela Buchladen GmbH, Frauenlobstr. 40; Tel. 06131/614174
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T3, 4; Tel. 0621/21663
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/2721205
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/26590
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münsterergasse 41; Tel. 031/21285
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/2026274
Österreich Innsbruck, Parnasse, Müllerstr. 6; Tel. 05222/23980
Wien, Frauenzimmer, Langegasse 11; Tel. 0222/438678
Wien, Sprachlos, Radetzkystr. 6; Tel. 0222/752425